Junger Nachwuchs.

Roman

von

F. M. Dostojewskij.

Nach dem russischen Original übersetzt

von

W. Stein.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. K. Hofbuchhändler.
1886.

Erstes Kapitel.

I.

Nein, es läßt mir keine Ruhe mehr: ich muß die Geschichte meiner ersten Schritte auf dem Schauplatze des Lebens niederschreiben, wenn ich es auch sehr gut ohne Schaden für mich oder andre könnte bleiben lassen; ein innres Bedürfnis zwingt mich dazu: so tief hat mich das bisher Geschehene ergriffen. Eins nur weiß ich gewiß: meine Selbstbiographie schreibe ich nie wieder und sollte ich hundert Jahre alt werden. Man muß gar zu blind in sich selbst verliebt sein, um ohne Schamgefühl seine eigne Person zum Gegenstande seiner Besprechung zu machen. Ich kann mich nur damit entschuldigen, daß ich nicht aus dem Grunde schreibe, aus welchem es die meisten thun, d. h. nicht um das Lob des Lesers dafür einzuernten, sondern um meinem Herzen Luft zu machen. Ich werde womöglich nur Thatsachen anführen und mich nach Kräften jedes unnützen Beiwerks enthalten, namentlich aber litterarischer Schönrednerei. Mancher Schriftsteller schreibt dreißig Jahre und weiß doch schließlich nicht, was der Zweck seiner langjährigen Schreiberei gewesen. Ich — ich bin kein Schriftsteller, will es auch nicht sein, und hielte es für unschicklich und gemein, das Innerste meiner Seele und schöne Gefühlsbeschreibungen auf den litterarischen Markt zu schleppen. Mit Ärger

jedoch sehe ich voraus, daß sich Gefühlsbeschreibungen und Betrachtungen, vielleicht sehr abgeschmackter Art, nicht ganz werden vermeiden lassen, so verführerisch wirkt jede litterarische Beschäftigung auf den Geist des Menschen, auch wenn sie nur um ihrer selbst willen betrieben wird. Betrachtungen aber können sehr abgeschmackt sein, weil das, was man selbst hochschätzt, in den Augen eines Unbeteiligten oft gar keinen Wert haben kann. Jedoch, genug darüber! Und somit wäre die Vorrede fertig! Zur Sache jetzt, obgleich nichts schwieriger ist, als zur Sache zu schreiten, ja den Anfang jeder Sache zu finden.

II.

Ich fange an, d. h. ich finge meine Aufzeichnungen gern vom 19. September vorigen Jahres, d. h. gerade von dem Tage an, wo ich „sie" zum ersten Male sah. Aber sagen, wen ich sah, so ohne alle Einleitung, wenn noch niemand eine Ahnung davon hat — das wäre albern. Ja, mir scheint, der Ton, den ich angeschlagen, sei schon albern. Habe ich mir doch das Wort gegeben, jedem rednerischen Schmuck aus dem Wege zu gehen, und von der ersten Zeile an verfalle ich in diese Manier. Um verständlich zu schreiben, genügt übrigens nicht allein der Wunsch dazu. Ich muß auch noch bemerken, daß, wie mir scheint, keine der europäischen Sprachen schriftlich so schwer zu handhaben ist, wie die russische. Indem ich durchlese, was ich soeben geschrieben, sehe ich, daß ich viel klüger bin, wie das Geschriebene lautet. Wie kommt es wohl, daß das, was ein kluger Mensch ausspricht, immer viel dümmer ist, als was er verschweigt? Ich habe diese Bemerkung mehr als einmal an mir selbst und an meinen Beziehungen zu den Menschen in diesem letzten verhängnisvollen Jahre gemacht und mich vielfach darüber gewundert.

Obgleich ich nun mit dem 19. September anfangen will, so muß ich doch einige Worte darüber vorausschicken, wer ich bin, wo ich bis zu jenem Zeitpunkte war, und folglich, was für Gedanken und Gefühle am Morgen dieses 19. September mir Kopf und Herz bewegten, damit dem Leser, vielleicht aber auch mir selbst, die Geschichte dadurch verständlicher werde.

III.

Ich bin Gymnasiast (d. h. war es bis vor Kurzem, denn soeben habe ich mein Abiturientenexamen absolviert) und bin jetzt zwanzig Jahre alt. Mein Familienname ist Dolgoruki, und als mein Vater dem Namen und dem Gesetze nach, gilt — Makar Iwanow Dolgoruki, ein ehemaliger Hofknecht der Familie Werßilow. Demgemäß könnte ich auf eine rechtmäßige Geburt Anspruch erheben, und doch bin ich im vollsten Sinne des Wortes ein uneheliches Kind, und meine Abstammung unterliegt gar keinem Zweifel. Die Sache ging nämlich so zu: vor zweiundzwanzig Jahren machte der damals fünfundzwanzigjährige Gutsbesitzer Werßilow (mein eigentlicher Vater) einen Besuch auf seinem im Tulaschen Gouvernement belegenen Gute. Er muß damals eine noch sehr unbedeutende Persönlichkeit gewesen sein, und doch ist dieser Mensch, der schon in meiner Kindheit einen so tiefen Eindruck auf mich machte, der einen so durchgreifenden Einfluß auf meine geistige Entwickelung gehabt hat, dessen moralische Einwirkung ich wahrscheinlich noch weit in meine Zukunft hinein spüren werde, doch ist dieser Mensch in gar vielem mir jetzt noch ein Rätsel. Es ist schwer zu erklären, es wird sich aber in dem weitern Verlauf meiner Geschichte zeigen, deren Mittelpunkt er so ziemlich bilden wird.

Er wurde gerade zu jener Zeit Witwer, d. h. am Schlusse seines fünfundzwanzigsten Lebensjahres. Seine Frau war eine

nicht besonders wohlhabende Dame aus der höhern Gesellschaft, eine gewisse Fanariotow gewesen, die ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter geschenkt hatte. Über diese seine so früh verstorbene Gemahlin, habe ich nur unvollständige Berichte erhalten können, und sie verlieren sich in dem übrigen Material meiner Geschichte, auch vieles von den Privatverhältnissen Werßilows ist mir unbekannt geblieben, so stolz, hochfahrend und geringschätzig behandelte er mich immer, so verschlossen war er stets, was seine persönlichen Angelegenheiten betraf, und doch zeigte sich zuweilen in seinem Benehmen mir gegenüber eine auffallende Demut. Zu genauerem Verständnis des Folgenden muß ich noch bemerken, daß er bereits dreimal ein Vermögen durchgebracht hatte, im ganzen wenigstens viermalhunderttausend Rubel, wenn nicht mehr. Jetzt besitzt er natürlich keinen Kopeken mehr davon. Er kam damals aufs Land „Gott weiß warum," wie er sich später selbst ausdrückte. Seine Kinder lebten nicht bei ihm, sondern bei Verwandten; so hielt er es sein lebelang mit seinen Kindern, sowohl den ehelichen, wie den unehelichen. — Unter den Hofknechten des Lulaschen Gutes befand sich auch der Gärtner Makar Jwanow Dolgoruki. Ich will hier ein für allemal bemerken, daß sich selten jemand so über seinen Familiennamen geärgert hat, wie ich. Das war natürlich einfältig, aber es war so. Jedesmal, wenn ich in eine Schule eintrat, und die Personen, denen ich, meinem Alter und meiner Stellung zu ihnen nach, Antwort schuldig war, also die Lehrer, Erzieher, Inspektoren oder Popen auf die Frage nach meinem Familiennamen hörten, daß ich Dolgoruki hieße, so fanden es diese Personen doch jedesmal nötig hinzuzufügen:

„Fürst Dolgoruki?"

Und ich mußte all diesen müßigen Fragern erklären:

„Nein, einfach Dolgoruki.“

Dieses einfach hätte mich fast um den Verstand gebracht. Ich erinnere mich keiner einzigen Ausnahme: alle fragten, auch solche, die es wahrhaftig nicht gebraucht hätten, ja, eigentlich hatte niemand ein Recht zu dieser Frage, und doch fragten alle. Wenn dann der Fragende hörte, daß ich einfach Dolgoruki hieße, so maß er mich gewöhnlich mit einem stumpfen dumm-gleichgültigen Blicke, dadurch bezeugend, daß er selbst nicht wisse, weshalb er gefragt habe, und wandte sich ab. Die Fragen der Schulkameraden kränkten mich am meisten. Wie geht überhaupt der Schüler mit dem Neuling um? Der blöde, ganz verwirrte Neuling ist am ersten Tage seines Eintritts in die Schule das allgemeine Opfer: man gibt ihm Befehle, man neckt ihn, man behandelt ihn wie einen Bedienten. Ein gesunder dicker Junge stellt sich patzig dicht vor sein Opfer hin und beobachtet dasselbe einige Augenblicke mit festem, strengem, hochmütigem Blicke. Der Neuling steht ängstlich, schweigend vor ihm, sieht ihn verstohlen von der Seite an, und wartet auf das, was da kommen soll.

„Wie heißt du?“

„Dolgoruki.“

„Fürst Dolgoruki?“

„Nein, einfach Dolgoruki.“

„Ach, einfach! Dummkopf!“

Und er hatte recht. Es gibt nichts Einfältigeres, als Dolgoruki zu heißen, wenn man nicht Fürst ist. An dieser unverschuldeten Dummheit trage ich schwer mein ganzes Leben lang. Späterhin, wenn ich sehr gereizt war, antwortete ich stets auf die Frage:

„Bist du Fürst?“

„Nein, ich bin der Sohn eines Hofknechtes, eines ehemaligen Leibeignen.“

Und als ich einst aufs äußerste gebracht war, gab ich auf die Frage: „Sind Sie Fürst?“ fest und trotzig zur Antwort: „Nein, einfach Dolgoruki, der natürliche Sohn meines ehemaligen Gebieters, des Herrn Werßilow.“ Das war natürlich erst recht einfältig und ich überzeugte mich auch bald davon, blieb aber trotzdem noch lange bei dieser Antwort, die ich mir schon in der sechsten Klasse des Gymnasiums ausgedacht hatte. Ich erinnere mich, daß einer der Lehrer — er war übrigens der einzige — mir auf Grund dieser Antwort vorwarf, „ich sei voll revolutionär-bürgerlicher Ideen.“ Überhaupt nahm man mein rücksichtslos offnes Bekenntnis mit einer für mich beleidigenden Bedenklichkeit auf. Endlich sagte mir einer der Kameraden, der eine sehr scharfe Zunge hatte, ein Bursche, mit dem ich vielleicht nur einmal im Jahr einige Worte wechselte, mit sehr ernster Stimme und einem bedeutungsvollen Seitenblicke: „Solche Gefühle machen Ihnen natürlich alle Ehre, und Sie haben ohne Zweifel vollkommen Grund, stolz zu sein, aber an Ihrer Stelle würde ich mich doch damit nicht so breit machen, daß ich ein Bastard bin .... Sie thun ja förmlich, als sei das eine Auszeichnung!“

Seit der Zeit hörte ich auf, mit meiner Abstammung zu prahlen.

Ich wiederhole: es ist sehr schwer, in russischer Sprache zu schreiben. Da habe ich nun ganze drei Seiten damit vollgeschrieben, wie ich stets über meinen Familiennamen in Zorn geriet, und der Leser hat gewiß daraus schon den Schluß gezogen, daß ich mich eben deshalb so ärgerte, weil ich nicht Fürst, sondern einfach Dolgoruki war. Ich verschmähe es aber, mich diesem Vorwurf gegenüber zu rechtfertigen.

IV.

Unter dem sehr zahlreichen Hofgesinde gab es denn auch ein junges Mädchen. Dieses war achtzehn Jahre alt, als der fünfzigjährige Makar Dolgoruki die Absicht kundgab, es zu heiraten. Die Ehen unter dem Hofgesinde wurden bekanntlich zur Zeit der Leibeigenschaft mit Genehmigung der Herrschaft, zuweilen auch geradezu auf deren Anstiften geschlossen. Auf dem Gute hielt sich damals die Tante auf, d. h. sie war nicht wirklich meine Tante, sie war eine benachbarte Gutsbesitzerin, die aber, ich weiß nicht warum, von allen immer Tante genannt wurde, nicht nur von mir, sondern auch von der ganzen Familie Werßilow, mit der sie übrigens wirklich weitläufig verwandt war. Diese hieß Tatiana Pawlowna Prutkow und besaß damals noch in demselben Gouvernement und Kreise, wo die Besitzung Werßilows lag, ein kleines Gut mit fünfunddreißig Leibeignen, Seelen, wie man zu sagen pflegte. Als gute Nachbarin beaufsichtigte sie die Wirtschaft auf dem Gute Werßilows, das fünfhundert Seelen zählte, und diese Aufsicht war, wie ich mir habe sagen lassen, ebensoviel wert, als die Bewirtschaftung des gelehrtesten Verwalters. Übrigens, was gehen uns ihre Kenntnisse und Fähigkeiten an! Ich will nur noch hinzufügen, und das ist keine Schmeichelei, daß diese Tatiana Pawlowna ein edles, wenn auch originelles Wesen war.

Sie verhielt sich damals nicht nur nicht ablehnend gegen die matrimonialen Absichten des trübsinnigen Makar Iwanow (er soll damals trübsinnig gewesen sein), sondern begünstigte sie im Gegenteil eifrig aus unbekannten Gründen. Sophie Andrejewna (die achtzehnjährige junge Hofmagd, meine Mutter) war schon seit einigen Jahren eine vater- und mutterlose Waise. Ihr seliger Vater, auch ein Hofknecht, der Makar Dolgoruki besonders hoch geschätzt und ihm für irgend einen Dienst zu

Dank verpflichtet gewesen war, hatte vor sechs Jahren auf dem Totenbette, wie es heißt, nur eine Viertelstunde vor seinem Ende, so daß man seine Worte zur Not auch für Irrereden hätte auslegen können, wenn er nicht ohnehin als Leibeigner für dieselben wenigstens gerichtlich nicht verantwortlich gewesen wäre — dieser also hatte Makar Dolgoruki zu sich rufen lassen und ihm, im Beisein des ganzen Hofgesindes und des Geistlichen, auf seine Tochter weisend, mit lauter Stimme geboten: „Erziehe sie und nimm sie dir!“ Das hatten alle gehört. Was Makar Iwanow betrifft, so weiß ich nicht, in welchem Sinne er später diese Ehe schloß, ob gern und aus Neigung, oder nur um seiner Verpflichtung nachzukommen; wahrscheinlich aber verhielt er sich ganz gleichgültig dazu. Er war ein Mensch, der es schon damals verstand, „etwas vorzustellen,“ nicht gerade einer der besonders Lese- oder Schreibkundigen (obgleich er die ganze Liturgie auswendig wußte und namentlich das Leben einiger Heiligen, allerdings mehr nach Hörensagen, kannte), auch nicht der sogenannte Wortführer unter dem Hofgesinde, sondern namentlich, und dadurch setzte er sich in Respekt, ein halsstarriger, oft bis zur Wagehalsigkeit unbeugsamer Charakter, der mit einer gewissen Prätension sprach, absprechend und hart urteilte und endlich, seinem eignen staunenswerten Ausspruche gemäß, „ein durchaus achtbares Leben führte.“ So war zu jener Zeit Makar Iwanow. Er errang sich allerdings die allgemeine Achtung, und doch konnte ihn niemand recht leiden. Das wurde anders, als er aus dem Hofgesinde ausschied, dann sprach man nie anders von ihm, als wie von einem Heiligen, der viel erduldet habe.

Was nun meine Mutter betrifft, so behielt Tatiana Pawlowna sie bis zu ihrem achtzehnten Jahre bei sich, trotzdem der Verwalter darauf bestand, sie nach Moskau in die

Lehre zu schicken. Sie gab ihr sogar einigen Unterricht, d. h. lehrte sie nähen, zuschneiden, ein sittsames Betragen haben und sogar ein wenig lesen. Schreiben konnte meine Mutter nie, auch nur erträglich. In ihren Augen war die Ehe mit Makar Iwanow schon lange eine abgemachte Sache, und alles, was damals über sie beschlossen wurde, hielt sie für vortrefflich und unantastbar. Sie ging zum Altar mit dem ruhigsten Gemüte, das man in solchen Fällen haben kann, so daß selbst Tatiana Pawlowna sie einen „Fisch" nannte. Alle diese Einzelheiten über die Persönlichkeit meiner Mutter habe ich von Tatiana Pawlowna selbst. Werßilow kam aufs Land gerade ein halbes Jahr nach dieser Hochzeit.

V.

Ich muß nun sagen, daß ich niemals erfahren und mir genügend habe erklären können, wie sein Verhältnis mit meiner Mutter angefangen hat. Ich bin ganz bereit zu glauben, wie er es mir im vorigen Jahre selbst versicherte, als er mir das alles auf die ungezwungenste und „witzigste" Art erzählte, indem ihm doch dabei die Röte zu Gesichte stieg, daß es überhaupt gar keinen Roman gegeben habe, daß alles nur „so" gekommen sei. Ich muß es wohl glauben, und das Wörtchen „so" ist ganz wundervoll, und doch wüßte ich gar zu gern, wie es wirklich zugegangen ist, natürlich nicht aus schamloser Neugierde allein. Meine Mutter habe ich bis vor einem Jahre fast gar nicht gekannt, denn von meiner zartesten Kindheit an lebte ich unter fremden Leuten „zu Werßilows größerer Bequemlichkeit." Ich kann mir gar nicht recht vorstellen, wie sie wohl damals mag ausgesehen haben. Wenn sie nicht hübsch war, wie konnte dann ein Mann, wie Werßilow zu jener Zeit war, sich in sie verlieben? Das ist

eine für mich sehr wichtige Frage, durch deren Lösung ich diesen rätselhaften Menschen von einer besonders interessanten Seite kennen lernen würde. Er selbst, der finstere, verschlossene Mann, sagte mir mit der biedern Treuherzigkeit, die er Gott weiß woher nahm, wenn er sie brauchte, gleichsam als habe er sie in der Tasche, er selbst sagte mir, es sei geschehen, als er ein ganz junger, einfältiger Gelbschnabel gewesen, nicht aus Sentimentalität aber „so“; er hätte damals soeben „Anton Goremyk“ (Pechvogel) und „Paulinchen Sachs“ gelesen, zwei litterarische Geistesprodukte, die auf unsre damalige heranwachsende Generation einen unbegrenzten zivilisatorischen Einfluß ausübten. Er meinte sogar, er sei vielleicht nur infolge der Lektüre von Anton Goremyk aufs Land gekommen; und er sagte das in vollem Ernste. Wie konnte denn nun dieser einfältige Gelbschnabel mit meiner Matter anbinden? Sollte sich je ein Leser für diese Geschichte finden, so würde er mich gewiß als den lächerlichsten, grünsten Halbwächsling auslachen, der trotz seiner albernen Unschuld sich unterfängt, über Dinge zu urteilen und abzusprechen, von denen er nichts versteht. Ja, wahrhaftig, ich bin noch sehr unwissend und gestehe das ein, wahrlich nicht aus Stolz, denn ich weiß nur zu gut, wie lächerlich eine so einfältige Unschuld sich bei einem zwanzigjährigen, langen Burschen macht. Ihm aber, diesem feinen Herrn, will ich doch beweisen, daß ihm selbst noch in manchen Stücken das richtige Wissen fehlte. Es ist wahr, was das weibliche Geschlecht betrifft, bin ich vollständig unerfahren, will auch nichts davon wissen, werde mir, solange ich lebe, nichts aus den Frauen machen, das habe ich mir fest versprochen. Aber ich weiß doch, daß manche Frau durch ihre Schönheit oder sonst einen äußern Reiz in einem Augenblicke bezaubern kann, während eine andre einem ein halbes Jahr

lang zu studieren gibt, ehe man ihrem Wesen auf den Grund kommt. Um ein Wesen letzterer Art kennen zu lernen und lieb zu gewinnen, genügt das Sehen allein und die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke nicht; man muß noch besonders dazu begabt sein, davon bin ich überzeugt, obgleich ich wenig von dergleichen Dingen verstehe. Und wenn es anders wäre, so müßte man alle Frauen in Bausch und Bogen auf den Standpunkt einfacher Haustiere herabsetzen und sie nur in solcher Eigenschaft um sich dulden. Vielleicht käme das manchen Männern sehr gelegen!

Ich weiß aus einigen Quellen sicher, daß meine Mutter keine Schönheit war, obgleich ich ihr Bildnis aus jener Zeit, das noch irgendwo existieren muß, nicht gesehen habe. Vom Verlieben auf den ersten Anblick konnte also nicht die Rede sein. Nur „um sich die Zeit zu vertreiben" hätte Werßilow auch eine andre finden können; es lebte ja auf dem Gute noch eine unverehelichte Kammerzofe, eine gewisse Anfissa Konstantinowna Sayoschkow. Und für einen Menschen, der mit Anton Goremyk in der Tasche ankam, wäre es doch um seiner selbst willen eine Schande gewesen, auf Grund des gutsherrlichen Rechtes die Heiligkeit der Ehe zu verletzen, und sei es auch nur die seines eignen Hofknechtes, weil er, ich wiederhole es, vor ungefähr zwanzig Jahren über diesen Anton Goremyk mit vieler Ehrfurcht sprach. Und bei Anton wurde doch nur ein Pferd entführt und hier ein Weib. Es muß also etwas vorgefallen sein, wodurch Frl. Sayoschkow verlor (nach meiner Ansicht gewann).

Ich rückte ihm ein paarmal im vorigen Jahr, als es möglich war, mit ihm darüber zu reden (denn immer ist es nicht möglich), mit diesen Fragen auf den Leib und bemerkte, daß er trotz seiner Weltgewandtheit und einem Zwischenraume

von zwanzig Jahren seit jenem Vorfalle außerordentlich verlegen dabei wurde. Aber ich ließ nicht nach. Endlich äußerte er sich einmal mit der Miene weltmännischer Blasiertheit, die er mir gegenüber so gern annahm, halb widerwillig folgendermaßen: Meine Mutter sei eins der sanften Geschöpfe gewesen, in die man sich nicht gerade verlieben könne, — bewahre, durchaus nicht — mit denen man aber Mitleid haben müsse, etwa ihrer Sanftmut wegen, weshalb wohl sonst? Das wisse man eigentlich selbst nie; aber man habe Mitleid mit ihnen und schließe sich ihnen an. „Kurz, mein Lieber, es kommt auch vor, daß man sich nicht wieder frei machen kann.“ Das sagte er mir, und wenn es wirklich so war, so kann ich ihn durchaus für den einfältigen Gelbschnabel nicht halten, für den er sich selbst ausgab. Das war es gerade, was ich wollte.

Übrigens behauptete er damals schon, daß meine Mutter ihn nur aus einem Gefühl der „Demut und Unterwürfigkeit“ lieb gewonnen habe, warum nicht gar im Gefühl ihrer Leibeigenschaft. Er log um des Chics willen, log gegen sein Gewissen, gegen Ehre und Anstand.

Alles das habe ich natürlich gleichsam zur Rechtfertigung meiner Mutter erzählt, obgleich ich sie, wie gesagt, wie sie damals war, gar nicht gekannt habe. Ich kenne aber die traurige Umgebung und die ganze Narrheit der Begriffe, in deren Mitte sie von Jugend auf verknöcherte und ihr lebenlang verblieb. Trotzdem geschah das Unglück oder vielmehr — ich muß mich berichtigen und das reine Faktum erzählen — es fing eben bei ihnen mit dem Unglück an (ich hoffe, daß der Leser, ohne seinen Verstand zu zermartern, wird verstehen können, was ich meine); und zwar auf herrschaftlichem Gebiete, mit Umgehung von Frl. Sayoschkow. Und nun frage ich mich: welche Anknüpfungspunkte konnte, um Himmelswillen,

unter diesen Umständen ein Mann wie Werßilow mit einer Person wie meine Mutter selbst bei der unwiderstehlichsten Liebe finden? Ich habe gehört, daß bei liederlichen Leuten, wenn sie unter einander einig werden, alles sehr oft schweigend zugeht, was natürlich über alle Begriffe ungeheuerlich und ekelerregend ist; und doch konnte Werßilow meiner Meinung nach, selbst wenn er es gewollt, mit meiner Mutter nicht anders verfahren. Oder hätte er ihr am Ende „Paulinchen Sachs“ kommentieren sollen? Überdies, glaube ich, war es ihnen gar nicht um die russische Litteratur zu thun; im Gegenteil, wie er selbst sagte, als er sich einst über dieses Thema ausließ, suchten sie einen abgelegnen Winkel auf, gaben sich Rendezvous auf den Treppen, sprangen wie die Gummibälle mit roten Gesichtern auseinander, wenn jemand vorüberging, und der „tyrannische Herr und Gebieter“ zitterte vor der geringsten Scheuermagd trotz seines unbestreitbaren Herrenrechtes. Trotzdem nun die Initiative von herrschaftlicher Seite kam, so wurde doch nichts Rechtes daraus, und eigentlich bleibt die ganze Sache unerklärlich, ja wird sogar immer dunkler. Selbst die Art, wie sich ihre Liebe entwickelte, ist ein Rätsel, denn das Gewöhnliche in solch einem Verhältnisse bei Leuten von Werßilows Schlage ist doch, daß sie ihr Opfer im Stich lassen, sobald das Ziel erreicht ist. Dies geschah aber diesmal nicht. Daß ein liederlicher, junger Springinsfeld (und sie waren alle liederlich, alle, die Progressisten sowohl wie die Retrogradisten) mit einer hübschen ländlichen Wetterfahne (und meine Mutter war keine Wetterfahne) sich verging, war nicht nur möglich, sondern sogar unvermeidlich, besonders wenn man die romantische Lage meines Vaters als junger Witwer und seine Müßigkeit in Betracht zieht. Aber fürs ganze Leben lieben! — das geht denn doch über den Spaß. Ich will

nicht dafür stehen, daß er sie liebte, aber daß er sie überall mit sich herum führte, das ist Thatsache.

Ich habe meine Mutter schon über vieles ausgefragt, aber eine, die wichtigste Frage, wagte ich doch nicht zu thun, als ich ihr im vorigen Jahre näher trat, obgleich ich, als ein grober und undankbarer Bengel, der ich bin, im Bewußtsein, daß sie mir eine Schuld abzubitten habe, mich durchaus nicht mit ihr genierte. Die Frage ist nämlich die: Wie konnte sie selbst nach einem halben Jahre der Ehe, befangen, wie sie war, in den hergebrachten strengen Begriffen über die Heiligkeit der Ehe, ohnmächtig, wie eine gefangene Fliege, sie, die ihren Makar Iwanow wie einen Gott verehrte, wie konnte sie es in kaum vierzehn Tagen zu einer solchen Sünde bringen? Sie war ja doch kein liederliches Weib, meine Mutter. Im Gegenteil, und davon bin ich noch jetzt überzeugt, eine reinere Seele, als sie es auch in ihrem spätern Leben blieb, kann man sich nicht vorstellen. Es ließe sich nur so erklären, daß sie es halb bewußtlos that, d. h. nicht in dem Sinne, wie es die Advokaten jetzt von ihren Mördern und Dieben stets behaupten, sondern unter dem übermächtigen Einflusse eines Bannes, der bei einer gewissen Herzenseinfalt des Opfers so tragisch und verhängnisvoll wirken kann. Wer weiß, vielleicht verliebte sie sich auch so leidenschaftlich in den Schnitt seiner Kleidung, seinen Pariser Scheitel, seine französische Aussprache, eben die französische, von der sie nicht einen Laut verstand, in das Lied, das er zu Klavierbegleitung sang, vielleicht liebte sie in ihm etwas noch nie Gehörtes, nie Gesehenes (und er sah sehr gut aus), liebte ihn von ganzer Seele, so wie er war, vom Scheitel bis zur Zehe, mit den Kleidern und Romanzen. Ich habe mir sagen lassen, daß das den Hofmägden zuweilen passierte, sogar den alleranständigsten. Das verstehe

ich und halte denjenigen für einen niederträchtigen Schurken, der ein solches Gefühl aus dem Verhältnis der Abhängigkeit und der Leibeigenschaft herleitet. Und so muß denn dieser junge Mensch genug unmittelbar wirkender, verführerischer Anziehungskraft besessen haben, um ein so reines und namentlich von ihm so verschiedenes Wesen, wie meine Mutter, aus einer andern Welt, aus einem ganz andern Lebenskreise, zu dessen augenscheinlichem Verderben an sich zu fesseln; denn daß es zu ihrem Verderben war, hat meine Mutter hoffentlich im Laufe ihres Lebens eingesehen, obgleich sie damals gewiß nicht daran dachte. So sind ja leider diese Sanftmütigen! Sie wissen, was ihr Verderben ist, und thun es doch. Nach vollbrachter That empfanden beide Reue. Er weinte heiße Thränen, wie er mir mit viel Witz und Sarkasmus erzählte, auf Makar Iwanows Schulter, den er für diesen Fall eigens in sein Kabinett hatte rufen lassen, und sie — — sie lag unterdes bewußtlos in irgend einem Gesindestübchen.

VI.

Aber genug der spitzfindigen Grübeleien und skandalösen Details. Werßilow kaufte meine Mutter von Makar Iwanow los und nahm sie sogleich mit sich fort. Von der Zeit an begleitete sie ihn fast überall hin, außer auf Geschäftsreisen, wo er sie meist unter der Obhut Tatiana Pawlowna Prukows zurückließ, die bei solchen Gelegenheiten immer wie aus der Erde gewachsen auftauchte. Sie zogen viel herum, lebten in Moskau, in verschiedenen andern Städten, auf dem Lande, auch im Auslande, endlich in Petersburg. Doch davon später. Ich bemerke hier nur noch, daß ein Jahr, nachdem meine Mutter Makar Iwanow verlassen hatte, ich auf die Welt kam, noch ein Jahr später meine Schwester, und nach zehn oder elf

Jahren mein jüngster Bruder, ein kränklicher Knabe, der nach einigen Monaten starb. Nach der schweren Geburt dieses letzten Kindes war es mit der Schönheit meiner Mutter vorbei, so wenigstens wurde mir erzählt: sie kränkelte und alterte rasch.

Mit Makar Iwanow hörte der Verkehr indes nie ganz auf; wo Werßilows sich auch aufhalten mochten, sei es an einem bestimmten Orte oder auf Reisen, Makar Iwanow gab der „Familie" immer Nachrichten von sich. Es bildeten sich auf diese Weise ganz eigentümliche, zum Teil zeremoniöse und doch fast innige Beziehungen. In der höhern Gesellschaft hätte sich in ein solches Verhältnis entschieden ein komisches Element gemischt, hier war das nicht der Fall: Briefe wurden genau zweimal im Jahre zwischen ihnen gewechselt und waren sich immer sehr ähnlich. Ich habe sie gelesen: sie enthielten fast nichts Persönliches; im Gegenteil, womöglich nur feierliche Mitteilungen allgemeiner Ereignisse und allgemeiner Gefühle, wenn man sich über Gefühle so ausdrücken darf; vor allem Mitteilungen über den Zustand der Gesundheit, Erkundigungen nach demselben; dann gute Wünsche, feierliche Grüße und Segnungen, das war alles. Für diese Schichte der Gesellschaft besteht der anständige Ton, die feinste Lebensart eben in jener Allgemeinheit und Unpersönlichkeit: „Unsrer liebenswerten und geehrten Gemahlin, Sophie Andrejewna, senden wir unsern unterthänigsten Gruß! . . . . Unsern lieben Kinderchen schicken wir unsern väterlichen Segen für alle Ewigkeit." Die Kinderchen wurden alle in der Reihenfolge ihres Erscheinens beim Namen genannt und ich auch mit darunter. Hierbei muß ich bemerken, daß Makar Iwanow klug genug war, „den hochgebornen, hochgeehrten Herrn Andrey Petrowitsch" nie seinen „Wohlthäter" zu titulieren, obgleich er konsequent in jedem Briefe sich mit seinem unterthänigsten Gruße unterzeichnete, sich

Werßilows Wohlgewogenheit empfahl und Gottes Segen auf ihn herabflehte. Die Antworten auf diese Briefe wurden immer umgehend und ganz in derselben Art von meiner Mutter verfaßt, Werßilow beteiligte sich natürlich nie an dieser Korrespondenz. Makar Iwanow schrieb aus allen Gegenden Rußlands, aus Städten und aus Klöstern, in welch letztern er oft lange verweilte, denn er wurde mit der Zeit ein sogenannter „Wallfahrer". Nie bat er um etwas, erschien aber alle drei Jahre einmal zum Besuch, und stieg dann direkt bei der Mutter ab, die, es traf sich immer so, ihre eigne, von Werßilow getrennte Wohnung hatte. Davon werde ich später zu erzählen haben. Hier bemerke ich nur noch, daß Makar Iwanow sich nie auf den Sofas im Gastzimmer breit machte, sondern sich immer bescheiden hinter irgend einem Schirm einquartierte, und nie länger blieb, als fünf Tage, oder höchstens eine Woche.

Ich habe vergessen zu sagen, daß er eine ganz besondre Vorliebe für seinen Familiennamen Dolgoruki hatte und ihn sehr in Ehren hielt. Das war natürlich eine lächerliche Schwäche; am einfältigsten aber war, daß ihm sein Name eben deshalb so gefiel, weil es Fürsten dieses Namens gibt. Ein merkwürdiger, ganz verkehrter Begriff!

Wenn ich sagte, daß die ganze Familie immer beisammen war, so heißt das natürlich mich ausgenommen. Ich war gleichsam ausgestoßen und fast von der Geburt an unter fremden Leuten; dem lag gar keine besondre Absicht zu Grunde, aber es hatte sich so gemacht. Als ich geboren wurde, war meine Mutter noch jung und hübsch, folglich ihm notwendig, und ein kleiner Schreihals wäre natürlich bei allem ein Hindernis gewesen, namentlich auf Reisen. So kam es, daß ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre meine Mutter kaum sah, bis

auf einige flüchtige Augenblicke. Daran war das mütterliche Gefühl nicht schuld, sondern der Hochmut Werßilows.

VII.

Jetzt von etwas ganz anderm.

Vor einem Monat, d. h. einen Monat vor dem neunzehnten September, beschloß ich, der ich in Moskau lebte, mich von ihnen allen loszusagen und ganz in meiner Idee aufzugehen. Ich schreibe „in meiner Idee aufgehen", weil dieser Ausdruck meine Hauptidee, die Idee, um derentwillen ich überhaupt nur lebe, am vollständigsten wiedergibt. Was aber meine „Idee" war, davon wird später mehr als genug die Rede sein. In der träumerischen, vieljährigen Einsamkeit meines Moskauer Aufenthalts entstand sie bei mir schon in der sechsten Klasse des Gymnasiums, und von da an hat sie mich kaum einen Augenblick verlassen. In ihr geht meine ganze Existenz auf. Schon vor ihrer Entstehung befand ich mich in einem traumhaften Zustande, lebte von meiner Kindheit an in einer phantastischen Welt von ganz besondrer Färbung. Aber mit der Entstehung dieser alles in mir verschlingenden Hauptidee wurden meine Phantasiegebilde deutlicher und nahmen endlich eine ganz bestimmte Form an: sie wurden vernünftig. Das Gymnasium störte mich in meinen Träumereien nicht, störte mich auch nicht in meiner Idee, aber ich muß gestehn, daß ich den Gymnasialkursus im vorigen Jahre nicht besonders glänzend beschloß, während ich bis zur siebenten Klasse doch immer einer der ersten war, und das geschah infolge dieser Idee, infolge des vielleicht falschen Schlusses, den ich aus der Idee zog. Auf diese Weise that das Gymnasium der Idee keinen Abbruch, wohl aber die Idee dem Gymnasium und später der Universität. Nach Beendigung des Gymnasiums beschloß ich, mich

nicht nur von meiner Familie radikal loszusagen, sondern, wenn es nötig wäre, sogar von der ganzen Welt, obgleich ich damals noch nicht volle zwanzig Jahre zählte. Ich schrieb also, wem es zukam, bei passender Gelegenheit nach Petersburg, daß man mich jetzt vollständig in Ruhe lassen, daß man mir kein Geld mehr zu meinem Unterhalte schicken, mich überhaupt womöglich ganz vergessen möchte, d. h. natürlich, im Fall man sich meiner überhaupt noch erinnerte, und endlich, daß ich „um keinen Preis“ die Universität besuchen würde. Ich stand nämlich vor einem schlimmen Dilemma: entweder die Universität und meine weitere Ausbildung aufgeben, oder unverzüglich der praktischen Anwendung meiner Idee auf noch weitere vier Jahre entsagen; ich stellte mich unbedenklich auf die Seite meiner Idee, denn ich war mathematisch von deren Wichtigkeit überzeugt. Werßilow, mein Vater, den ich nur einmal in meinem Leben auf einen Augenblick gesehen hatte, als ich zehn Jahre alt war, und der damals schon einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht, schrieb mir eigenhändig als Antwort auf meinen Brief, der übrigens gar nicht an ihn adressiert war, ich möchte nach Petersburg kommen, er habe eine Privatanstellung für mich gefunden. Diese Aufforderung von seiten eines so stolzen, hochmütigen Mannes an mich, der ich ihm so hochfahrend und impertinent begegnet war, dieses Mannes, der mich bisher, nachdem er mich in die Welt gesetzt und unter fremde Leute gestoßen, nicht nur gar nicht gekannt, sondern darüber auch keine Reue empfunden hatte (vielleicht hatte er überhaupt nur eine dunkle, unbestimmte Vorstellung von meiner Existenz, da es sich später herausstellte, daß nicht er das Geld zu meinem Unterhalte in Moskau gegeben habe, sondern andre), die Aufforderung dieses Mannes, sage ich, der sich meiner so plötzlich erinnerte und mich eines eigenhändigen Briefes würdigte, diese Aufforderung schmeichelte

meiner Eitelkeit und entschied mein Schicksal. Merkwürdig! Mir gefiel namentlich in seinem Zettelchen (nur eine Seite in kleinem Format), daß er mit keinem Worte der Universität erwähnte, mich nicht bat, meinen Entschluß zu ändern, mir nicht Vorwürfe machte, daß ich nicht lernen wollte, kurz, keinerlei derartige väterliche Klauseln machte, wie das gewöhnlich geschieht; und doch war gerade das schlecht von ihm, insofern, als es seine Geringschätzung für mich am deutlichsten an den Tag legte. Übrigens nicht nur aus geschmeichelter Eitelkeit, sondern auch noch, weil mich das in meinen Träumen durchaus nicht störte, beschloß ich, seiner Aufforderung Folge zu leisten. „Wir wollen sehen, was daraus wird," dachte ich, „jedenfalls lasse ich mich nur auf kurze Zeit mit ihnen ein. Sobald ich sehe, daß dieser unter gewissen Bedingungen unternommene „Schritt" mich von der Hauptsache abbringt, breche ich unverzüglich mit allen, lasse alles liegen und ziehe mich in meine Schale zurück. Eben in meine „Schale". Verkrieche mich unter sie, wie eine „Schildkröte"! Dieser Vergleich gefiel mir unendlich. „Ich werde nicht mehr allein sein," demonstrierte ich mir weiter vor, indem ich wie ein Besessener die letzten Tage in Moskau herumlief — „ich werde niemals mehr allein sein, wie in den vielen schrecklichen Jahren bisher. Meine Idee wird mich überall begleiten, diese Idee, der ich niemals untreu werden will, selbst dann nicht, wenn mir alle Leute dort gefallen und mir zum Glück verhelfen sollten, selbst nach zehn Jahren nicht. Diese sich widersprechenden Empfindungen, muß ich im voraus bemerken, dieser Zwiespalt meiner Pläne und Zwecke, der sich schon in Moskau bei mir bildete und mich keinen Augenblick in Petersburg verließ (denn ich weiß nicht, ob es einen Tag in Petersburg gegeben, den ich nicht schon im voraus zum Termin meines Losreißens von

der Familie und meines Wegganges bestimmt hatte), dieser Zwiespalt war, glaube ich, eine der Hauptursachen vieler der im Laufe des Jahres von mir begangnen Unvorsichtigkeiten, Abscheulichkeiten, Niederträchtigkeiten und Dummheiten.

Es hatte sich plötzlich ein Vater für mich gefunden, von dem ich früher nichts gewußt! Dieser Gedanke berauschte mich förmlich, sowohl bei den Vorbereitungen zur Reise, als auch im Wagen. Der Vater — das wäre noch nichts gewesen, Zärtlichkeiten liebe ich überhaupt nicht; aber dieser Mann hatte bisher nichts von mir wissen wollen, hatte mich gedemütigt, während ich alle diese Jahre fast laut von ihm geträumt hatte (wenn man sich über Träume so ausdrücken darf). Alle meine Phantasien von meiner zartesten Kindheit an wurzelten in ihm, drehten sich um ihn, gipfelten in ihm als in dem Endresultate. Ich weiß nicht, ob ich ihn liebte oder haßte, aber meine ganze Zukunft, alle meine Erwartungen vom Leben hingen an ihm.

Noch ein andrer wichtiger Umstand bewog mich, Moskau zu verlassen, eine Vorstellung, die schon drei Monate vor meiner Abreise (also als von Petersburg noch nicht die Rede war) mir das Herz bewegte und zu unruhigem Klopfen brachte. Es zog mich nämlich in jenen unbekannten Ozean noch deshalb, weil ich gleich als Herr und Gebieter fremder Schicksale (und wessen Schicksals!) auftreten konnte. Aber großmütige, nicht despotische Vorsätze regten sich in meinem Herzen. Werßilow dachte gewiß (wenn er mich überhaupt eines Gedankens würdigte), da käme so ein kleiner Knirps daher, ein Gymnasiast, ein unschuldiger Sprößling, der sich über alles wundern würde. Ich indessen kannte schon seine tiefinnersten Geheimnisse und war im Besitze eines höchst wichtigen Dokumentes, für welches (jetzt weiß ich es bestimmt) er Jahre seines Lebens dahingegeben hätte, wenn ich ihm mein Geheimnis damals hätte

entdecken wollen. Ich merke übrigens, daß ich in Rätseln spreche; ohne Thatsachen lassen sich Gemütszustände nicht recht beschreiben. Überdies wird von alledem mehr als genug seinerzeit die Rede sein, denn deshalb habe ich ja zur Feder gegriffen. Und so ins Blaue hinein zu schreiben, macht sich etwa wie Fieberphantasien und Traumgebilde.

VIII.

Endlich, um definitiv zum 19. zu gelangen, sage ich noch in Kürze, gleichsam im Fluge, daß ich sie alle, d. h. Werßilow, meine Mutter und meine Schwester (letztere sah ich zum erstenmal in meinem Leben) in den traurigsten Verhältnissen antraf, fast im Elend oder doch auf der Schwelle des Elends. Ich hatte davon schon in Moskau gehört, aber doch nicht das erwartet, was ich fand. Von meiner Kindheit an hatte ich mich daran gewöhnt, mir diesen Mann, meinen zukünftigen Vater, als von einem Glorienschein umgeben vorzustellen und konnte ihn mir nicht anders denken, als überall auf dem ersten Plane. Bisher hatte er nie mit meiner Mutter zusammengewohnt, sondern stets für sie ein besondres Quartier gemietet, natürlich der dummen sogenannten Schicklichkeit halber. Jetzt aber wohnten alle zusammen in dem Flügel eines hölzernen Hauses, das in einer Nebengasse, nicht weit von den Ssemeonowschen Kasernen lag. Die meisten Sachen waren schon verpfändet, so daß ich meiner Mutter heimlich meine geheimen siebzig Rubel zusteckte; ich sage „geheim", weil ich sie von meinem Taschengelde, das ich seit zwei Jahren zu fünf Rubel monatlich bezog, erspart hatte. Das Sammeln fing vom ersten Tage meiner Idee an, und deshalb durfte Werßilow nicht ein Wort von diesem Gelde wissen: davor zitterte ich.

Aber diese Hilfe erwies sich als ein Tropfen im Meere. Die Mutter arbeitete, die Schwester beschäftigte sich auch mit Näherei, Werßilow allein that nichts, hatte seine Launen und nach wie vor eine Menge kostspieliger Gewohnheiten. Er murrte stets, namentlich über das Essen, und die Art und Weise, wie er mit seinen Hausgenossen umging, war vollkommen despotisch. Trotzdem verehrten ihn die Mutter, die Schwester, Tatiana Pawlowna und die ganze Familie des seligen Andromkow (eines vor drei Monaten gestorbenen Sektionschefs und Geschäftsführers Werßilows), welche aus einer endlosen Anzahl von Frauenzimmern bestand, wie einen Fetisch. Ich aber konnte mich an die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, gar nicht gewöhnen. Vor neun Jahren, als ich ihn sah, war er noch eine so elegante Erscheinung gewesen. Es war mir unfaßlich, daß man in neun Jahren so alt werden, sich so abnutzen konnte! Ich schämte mich für ihn, er that mir so leid, das Herz schmerzte mir für ihn. Das war einer der traurigsten Eindrücke, der mir bei meiner Ankunft in Petersburg zu teil ward. Und er war doch durchaus noch kein Greis, erst fünfundvierzig Jahre alt, und als ich ihn genauer ansah, fand ich auch seine Schönheit noch frappanter, als sie sich meiner Erinnerung eingeprägt hatte. Seine äußere Erscheinung war weniger blendend, weniger gepflegt, dafür aber hatte das Leben seinem Gesichte ein viel interessanteres Gepräge aufgedrückt, als alle frühere Schönheit.

Übrigens war die Armut nur der zehnte oder zwanzigste Teil seines Mißgeschicks, und ich wußte nur zu viel davon. Außer der Armut bedrückte ihn noch etwas sehr viel Schwereres, wenn man nämlich in Betracht zieht, daß doch immer noch Hoffnung vorhanden war, einen Erbschaftsprozeß zu gewinnen, den er schon seit einem Jahre gegen die Fürsten

Ssokolsky führte, und durch den er in allernächster Zukunft ein Vermögen von wenigstens siebzigtausend Rubeln gewinnen konnte. Er hatte, wie schon früher bemerkt, bereits drei Erbschaften durchgebracht, und jetzt machte ihn vielleicht wieder eine Erbschaft flott. Die Sache sollte am nächsten Gerichtstermin zur Entscheidung kommen. Auf die Aussicht dieser Erbschaft hin lieh ihm aber niemand Geld, und so litt man denn unterdes Not.

Werßilow hatte mit niemand Umgang, obgleich er zuweilen tagelang fort war. Schon vor einem Jahre hatte man ihn aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Diese Geschichte blieb mir trotz aller Nachforschungen in der Hauptsache unerklärlich, auch nachdem ich schon einen ganzen Monat in Petersburg gelebt hatte. Trug Werßilow die Schuld daran oder nicht? Das mußte ich durchaus erforschen; war das doch der Zweck meiner Reise hierher. Die ganze gute Gesellschaft hatte ihm den Rücken gekehrt, auch alle vornehmen, einflußreichen Leute, mit denen es ihm immer besonders gelungen war, seine Beziehungen aufrecht zu erhalten, und das infolge von Gerüchten über eine sehr schmutzige und — was in den Augen der Welt noch schlimmer ist — skandalöse Geschichte, die er vor ungefähr einem Jahre in Deutschland gehabt hätte, und über eine Ohrfeige, welche ihm damals etwas zu öffentlich von einem der Fürsten Ssokolsky erteilt worden wäre und auf welche er nicht mit einer Herausforderung geantwortet hätte. Sogar seine Kinder, die rechtmäßigen nämlich, hatten sich von ihm losgesagt und lebten getrennt von ihm. Beide bewegten sich durch Fanariotows und den alten Fürsten Ssokolsky in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Nachdem ich ihn einen ganzen Monat aufmerksam beobachtet hatte, lernte ich ihn dann allerdings als einen maßlos hochmütigen Menschen kennen, den nicht die

Gesellschaft ausgestoßen, der vielmehr selbst die Gesellschaft abgestoßen hatte, so rücksichtslos benahm er sich gegen sie. Aber hatte er ein Recht dazu? Diese Frage quälte mich sehr. Ich muß durchaus der Wahrheit in kürzester Zeit auf die Spur kommen, denn diesen Menschen zu richten, bin ich da. Meine Macht hielt ich noch geheim, aber ich fühlte doch, daß ich ihn entweder hätte anerkennen oder ganz von mir stoßen müssen; das letztere wäre mir aber zu schwer gewesen, denn, daß ich es nur gestehe: dieser Mann war mir sehr teuer.

Bis auf weiteres wohnte ich bei den Meinigen, ging meinen Beschäftigungen nach und hielt nur mit Mühe meine Zunge im Zaum, ja zuweilen entschlüpfte mir doch ein ungehöriges Wort. Während dieses Monats überzeugte ich mich mehr und mehr, daß ich mich nie an Werßilow um definitive Aufklärungen würde wenden dürfen können. Der stolze Mann stand mir wie ein Rätsel gegenüber und kränkte mich fortwährend aufs tiefste. Er war freundlich mit mir und scherzte sogar; aber mir wäre ein Streit lieber gewesen, als solches Scherzen. Er behandelte mich nie mit vollem Ernste und nahm immer einen überlegen-spöttischen Ton mir gegenüber an. Ich konnte durchaus nicht verstehen, weshalb er das that. Wenn es seine Absicht war, mir auf diese Weise unverständlich zu bleiben, so erreichte er sie allerdings vollkommen; aber ich hätte mich auch ohnedies nie bis zu einer Bitte um Offenheit und Vertrauen seinerseits erniedrigt. Auch hatte er bisweilen eine so merkwürdige Art und Weise des Umganges, so sonderbare Manieren, aus denen ich nicht recht klug wurde. Kurz, er behandelte mich wie den allergrünsten Sprößling, was ich nur mit Mühe stillschweigend ertrug; aber ich wußte ja, daß dabei nichts zu ändern sei. Infolgedessen hörte ich bald selbst auf, ernsthaft zu sprechen, ja sprach fast gar nicht mehr. Ich

erwartete jemand, bei dessen Ankunft in Petersburg ich die volle Wahrheit erfahren würde; darin lag meine einzige Hoffnung. Auf jeden Fall war ich ganz gefaßt auf einen Bruch und traf meine Maßregeln demnach. Die Mutter that mir leid, aber .... „Entweder er oder ich!" Diese Frage hätte ich meiner Mutter und Schwester gern vorgelegt. Den Tag meines Wegganges hatte ich indessen schon festgesetzt, besorgte aber einstweilen noch meinen Dienst.

Zweites Kapitel.

I.

An diesem 19. September sollte ich auch zum erstenmal meinen Gehalt für den seit einem Monat bei dem alten Fürsten Ssokolsky versehenen Dienst empfangen. Wegen dieser „Stelle“ hatte mich niemand auch nur um meine Meinung gefragt, man hatte mich einfach vom Tage meiner Ankunft an hingeschickt. Das war sehr rücksichtslos, und ich hätte eigentlich protestieren sollen, aber das hätte den augenblicklichen und unheilbaren Bruch mit meiner Familie zur Folge gehabt, was mir sonst gleichgültig gewesen wäre, wenn es meinem eigentlichen Zwecke nicht hätte schaden können. Deshalb trat ich denn fürs erste ohne Widerrede meinen Dienst an, indem ich durch Schweigen meine Würde bewahrte. Ich muß hier nur gleich bemerken, daß der alte Fürst und Geheimrat Ssokolsky, ein großer Nabob, mit den Moskauer Fürsten Ssokolsky, mit denen Werßilow den Prozeß führte, gar nicht verwandt war; diese letzteren, unbedeutende arme Schlucker schon seit mehreren Generationen, trugen nur denselben Namen. Der alte Fürst interessierte sich aber für sie und hatte besonders den ältesten der jungen Fürsten, einen Offizier, gleichsam den Stammhalter seines Namens, sehr gern. Werßilow hatte bis vor kurzem einen fast unbegrenzten Einfluß auf den alten Fürsten und dessen Angelegenheiten

ausgeübt und war sein Freund gewesen, ein sonderbarer Freund indes, da der arme Alte, wie ich bald bemerkte, ihn fürchtete wie das Feuer, nicht nur zur Zeit meines Dienstantritts, sondern, wie es scheint, solange die Freundschaft dauerte. Übrigens sahen sie sich schon lange nicht mehr, denn die ehrlose Handlung, deren man Werßilow beschuldigte, betraf eben die Familie des Fürsten. Durch Tatiana Pawlownas Vermittelung jedoch, die hier wieder rechtzeitig auftauchte, ward ich beim Alten placiert, der einen jungen Menschen einige Stunden des Tages um sich zu haben wünschte. Das that er hauptsächlich, wie sich herausstellte, um Werßilow einen Gefallen zu erweisen, gleichsam den ersten Schritt zu einer Versöhnung zu thun, und Werßilow ließ es gnädig zu. Der alte Fürst besorgte diese ganze Angelegenheit während der Abwesenheit seiner Tochter, einer verwitweten Generalin, die ihm eine solche Freiheit gewiß nicht gestattet hätte. Sein eigentümliches Verhalten Werßilow gegenüber stimmte mich zu Gunsten des letzteren; es ließ sich doch vermuten, daß, wenn das Haupt der beleidigten Familie fortfuhr, ihm Achtung zu bezeugen, das Gerede über seine Gemeinheit zum Teil unbegründet, oder wenigstens zweifelhaft sei. Dieser Umstand bestimmte mich mit dazu, nicht gegen meinen Eintritt zu protestieren, denn ich hoffte auf diese Weise, der Sache eher auf den Grund zu kommen.

Tatiana Pawlowna spielte, zur Zeit als ich nach Petersburg kam, eine seltsame Rolle in unsrer Familie. Ich erinnerte mich ihrer fast gar nicht mehr und erwartete jedenfalls nicht, sie als eine so wichtige Persönlichkeit wiederzufinden. Ich hatte sie früher ein paarmal während meines Aufenthaltes in Moskau gesehen, wo sie immer ganz unerwartet auftauchte, wenn mir ein Schulwechsel bevorstand, und zwar vor meinem Eintritt in die Pension Touchard und zwei und ein halbes

Jahr später bei meinem Übertritt ins Gymnasium und Umzug in die Wohnung des unvergeßlichen Nikolai Ssemeonowitsch. Wenn sie kam, so blieb sie gewöhnlich einen ganzen Tag, revidierte meine Wäsche, meine Kleider, fuhr mit mir auf die Schmiedebrücke (Hauptstraße in Moskau) und in die innere Stadt, kaufte ein, was ich brauchte, richtete mich ein, besorgte mit einem Worte meine ganze Aussteuer bis zum geringsten Kästchen und Federmesser. Dabei brummte sie fortwährend, schalt, tadelte, examinierte mich, hielt mir als nachahmungswertes Beispiel andre, jedoch nur in ihrer Phantasie lebende Kinder ihrer Verwandtschaft und Bekanntschaft vor, die alle besser seien als ich, kniff mich und versetzte mir zuweilen sogar recht empfindliche Püffe. Wenn sie mich dann untergebracht und eingerichtet hatte, so verschwand sie spurlos auf einige Jahre. Auch diesmal erschien sie gleich nach meiner Ankunft, um mich einzuführen. Sie war eine vertrocknete kleine Person mit einer spitzen Vogelnase und spitzen Vogelaugen. Werßilow diente sie wie eine Sklavin und beugte die Kniee vor ihm wie vor dem Papste, aber aus innerster Überzeugung. Bald bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß sie überall bekannt und geachtet war. Nicht nur der alte Fürst Ssokolsky behandelte sie mit der ausgesuchtesten Achtung, sondern auch seine ganze Familie, desgleichen die hochmütigen Kinder Werßilows, Fanariotows u. s. w. — und doch lebte sie von ihrer Hände Arbeit, wusch Spitzen und arbeitete für ein Magazin. Ich geriet vom ersten Augenblick an mit ihr in Streit, weil sie sich's einfallen ließ, mich wie vor sechs Jahren zu berufen; von da an stritten wir uns jeden Tag, was uns jedoch nicht hinderte, von Zeit zu Zeit uns in eine Unterhaltung miteinander einzulassen, und am Schluß des Monats, muß ich gestehen, hatte ich sie fast lieb gewonnen, ich glaube um der

Unabhängigkeit ihres Charakters willen; aber meine Zuneigung gestand ich ihr natürlich nicht ein.

Es wurde mir gleich klar, daß man mich bei diesem kranken, alten Manne nur placiert habe, um ihn zu zerstreuen, ihm Gesellschaft zu leisten, und daß darin eben mein Dienst bestehe. Natürlich war das demütigend, und ich dachte schon daran, meine Maßregeln dagegen zu treffen; aber sehr bald erwachte ein ganz besondres, auf Mitleid beruhendes Gefühl für diesen alten Sonderling in meinem Herzen, und nach einem Monat hatte ich mich so an ihn geschlossen, daß ich wenigstens die Absicht aufgab, grob zu sein. Er war übrigens noch gar nicht so alt, erst sechzig Jahre, aber vor anderthalb Jahren hatte er einen Unfall gehabt, der viel von sich reden gemacht, und nach welchem er plötzlich hinfällig geworden war. Auf einer längern Fahrt unterwegs muß er etwas wie einen Nervenschlag gehabt haben; es war wie ein Anfall von Geistesstörung, der einen Skandal zur Folge hatte, von dem in Petersburg viel gesprochen wurde. Wie es bei solchen Fällen gebräuchlich, brachte man ihn sogleich ins Ausland, von wo er jedoch schon nach fünf Monaten, scheinbar ganz gesund zurückkehrte. Werßilow behauptete stets sehr entschieden und heftig, er sei nie gestört gewesen, er habe damals nur einen hysterischen Anfall gehabt. Diese seine Heftigkeit merkte ich mir. Übrigens teilte ich fast seine Ansicht von der Sache: der Alte schien höchstens zuweilen etwas über die Maßen leichtfertig, wie es seinen Jahren nicht angemessen war, was früher nicht der Fall gewesen sein soll. Er soll in frühern Jahren bei schwierigen Fällen oft als Ratgeber konsultiert worden sein, jedoch unlängst einmal einen ihm anvertrauten Auftrag so merkwürdig ausgerichtet haben, daß man auf seine Vermittelung späterhin verzichtete. Nachdem ich ihn einen ganzen Monat

gekannt und beobachtet, hätte ich doch keine besondre Fähigkeit zum Ratgeber oder Diplomaten in ihm vermutet. Man behauptete noch, es habe sich nach seinem Anfalle eine besondre Neigung zum Heiraten bei ihm entwickelt, und er sei schon mehr als einmal in diesen anderthalb Jahren im Begriff gewesen, diese Idee auszuführen. Das war, wie es heißt, in der Gesellschaft bekannt geworden, und es interessierten sich manche dafür. Aber da diese Neigung den Interessen einiger Personen seiner Umgebung gar zu sehr widersprach, so ward der alte Mann von allen Seiten bewacht. Seine eigne Familie war nur klein. Schon seit zwanzig Jahren Witwer, hatte er nur eine einzige Tochter, die obenerwähnte Generalswitwe, eine noch junge Frau, deren Ankunft aus Moskau man täglich erwartete und die er, allem Anschein nach, fürchtete. Aber in Ermangelung einer eignen Familie, umgab er sich mit einer Unzahl weitläufiger, fast bettelarmer Verwandten seiner seligen Frau, und außerdem mit einer Menge von ihm mit Wohlthaten überhäufter Pflegetöchter, die alle in seinem Testamente bedacht zu werden hofften und deshalb der Generalin in der Beaufsichtigung des Greises gern beistanden. Auch hatte er stets eine merkwürdige Liebhaberei gehabt, ich weiß nicht, ob ich sie lächerlich nennen soll; diese bestand darin, arme junge Mädchen unter die Haube zu bringen. Damit beschäftigte er sich nun schon seit fünfundzwanzig Jahren und hatte schon verschiedene entfernte Verwandte, oder Stieftöchter irgendwelcher Vettern seiner verstorbenen Frau, auch Taufpaten, ja sogar die Tochter seines Schweizers auf diese Weise versorgt. Anfangs nahm er sie als kleine Mädchen in sein Haus und erzog sie mit Hilfe von Gouvernanten und Französinnen; dann ließ er sie eine der besten Lehranstalten besuchen und verheiratete sie schließlich, indem er ihnen eine Aussteuer mitgab. Alles

das wimmelte nun fortwährend um ihn herum; die Pflegetöchter gebaren natürlich noch kleine Mädchen; alle diese kleinen Mädchen trachtete man wiederum, als Pflegetöchter bei ihm unterzubringen; überall mußte er zu Gevatter stehen; dieser ganze Hofstaat erschien an seinem Namenstage zur Gratulation, und das alles war ihm außerordentlich angenehm.

Bald nachdem ich meinen Dienst angetreten, bemerkte ich, daß sich im Gehirn des alten Mannes eine sehr traurige Überzeugung festgesetzt hatte, die nämlich, daß man ihn in der Gesellschaft mit Mißtrauen behandle, daß man ihm anders begegne, als wie er noch gesund war; diese Empfindung verließ ihn auch in der heitersten Gesellschaft nicht. Er wurde argwöhnisch und sah jedem an den Augen etwas Besondres ab. Der Gedanke, daß man ihn noch für geisteskrank halten könne, quälte ihn augenscheinlich; auch mich beobachtete er zuweilen mißtrauisch. Und wenn er gar erfahren hätte, daß irgend jemand dieses Gerücht über ihn jetzt noch bestätigte und weiter verbreitete, so wäre er, dieser sanftmütigste der Menschen, auf ewig dessen bitterster Feind geworden. Diesen Umstand bitte ich, sich zu merken, das bestimmte mich auch vom ersten Tage an, nicht grob gegen ihn zu sein; ich freute mich sogar, wenn es mir hin und wieder gelang, ihn zu zerstreuen und zu erheitern. Ein solches Eingeständnis thut hoffentlich meiner Würde keinen Abbruch.

Der größte Teil seines Geldes befand sich im Umlauf. Nach seiner Krankheit war er als Teilhaber in eine übrigens ganz solide Aktiengesellschaft eingetreten. Obgleich er speziell nichts mit der Leitung des Unternehmens zu thun hatte, so interessierte er sich doch sehr dafür, besuchte die Versammlungen der Aktionäre, ward zum Gründermitglied gewählt, saß mit in den Beratungen, hielt lange Reden, that Einsprachen; machte

überhaupt viel Lärm und das mit viel Vergnügen. Reden hielt er über alles gern: es war ein Mittel, die Leute von seinem Geiste und durchaus gesunden Verstande zu überzeugen. Überhaupt liebte er es, selbst im allerintimsten Privatkreise, geistreiche Gedanken und Witze in das allereinfachste Gespräch hineinzuflechten. Im untern Stock seines Hauses war eine Art Kontor errichtet, und ein Beamter, der auch das Haus verwaltete, führte dort die Geschäfte, Rechnungen und Bücher. Dieser eine Beamte, der außerdem einen Kronsposten bekleidete, hätte vollkommen genügt; aber auf Wunsch des Fürsten ward ich ihm zur Hilfe beigesellt, sehr bald jedoch ins Kabinett des Fürsten übergeführt, und hatte oft nicht einmal zum Schein eine Beschäftigung vor, weder Papiere noch Bücher.

II.

Geld zu fordern — ist immer eine mißliche Sache, selbst wenn es sich um die selbstverdiente Gage handelt; besonders aber, wenn man in den tiefsten Falten seines Gewissens fühlt, daß man es nicht recht verdient hat. Ich hörte am Vorabend des verhängnisvollen Tages, wie Mama meiner Schwester leise, „um Andrej Petrowitsch nicht zu betrüben,“ wie sie sagte, ihre Absicht zuflüsterte, eins der ihr besonders teuren Heiligenbilder aus dem Heiligenschrank in das Pfandhaus zu tragen. Ich hatte fünfzig Rubel monatlich für meinen Dienst zu erwarten, wußte aber nicht, auf welche Weise und von wem ich laut Abmachung dieses Geld empfangen sollte; als man mich „angestellte“, hatte man mir darüber nichts gesagt. Wie ich nun vor drei Tagen den Beamten im Kontor traf, erkundigte ich mich bei ihm, von wem man hier seinen Gehalt zu fordern habe. Dieser sah mich verwundert lächelnd an, (er mochte mich nicht recht leiden):

„Empfangen Sie denn Gehalt?“

Und ich erwartete, daß er hinzufügen würde: „Wofür denn?“

Aber er sagte nur trocken: „Ich weiß es nicht,“ und vertiefte sich wieder in sein liniiertes Buch, in welches er aus verschiednen Papieren Rechnungen eintrug.

Es war ihm übrigens durchaus nicht unbekannt, daß ich etwas that. Vor vierzehn Tagen noch hatte ich vier Tage über einer Arbeit gesessen, die er mir selbst aufgetragen: etwas ins Reine zu schreiben, was ungefähr so viel hieß, als es von neuem abfassen. Es handelte sich um einen ganzen Wust von „Ideen“ des Fürsten, die er dem Komitat vorzulegen gedachte. Das mußte alles zu einem Ganzen zusammengefaßt und stilisiert werden. Wir saßen später einen ganzen Tag mit dem Fürsten über dieser Arbeit; er stritt heftig über verschiedne Punkte mit mir, und war doch schließlich zufrieden; ich weiß nur nicht, ob er das Dokument wirklich eingereicht hat oder nicht. Von einigen Geschäftsbriefen, die ich auf seine Bitte verfaßte, will ich gar nicht reden.

Es war mir auch darum noch unangenehm, meinen Gehalt zu fordern, weil ich es mir schon vorgenommen hatte, meinen Dienst zu verlassen; denn ich sah voraus, daß ich mich unvermeidlicher Umstände halber werde entfernen müssen. Als ich an jenem Morgen aufwachte und mich in meinem Winkel ankleidete, schlug mir das Herz heftig in der Brust, und obgleich ich mich dagegen sträubte, so überfiel mich doch dieselbe Erregung bei meinem Eintritt in das Haus des Fürsten. An jenem selben Morgen wurde die Dame erwartet, von der ich Aufklärung über alles, was mich quälte, zu erlangen hoffte. Das war eben die Tochter des Fürsten, die Generalin Achmakow, eine junge Witwe, deren ich schon erwähnt habe, Werßi-

lows erbitterte Feindin. Endlich habe ich den Namen hingeschrieben! Sie selbst hatte ich natürlich nie gesehn und konnte mir nicht vorstellen, wie und ob ich überhaupt mit ihr sprechen würde; aber mir schien (und vielleicht mit hinlänglichem Rechte), daß mit ihrer Ankunft das Dunkel, das in meinen Augen Werßilow umgab, sich lichten würde. Ruhig konnte ich nicht bleiben; es war schrecklich ärgerlich, daß ich mich von Anfang an so zaghaft und ungeschickt fühlte; es war schrecklich interessant und namentlich schrecklich widerwärtig — ganze drei Empfindungen! Ich erinnre mich dieses ganzen Tages bis auf die geringsten Einzelheiten.

Von der möglichen Ankunft seiner Tochter wußte mein Fürst noch nichts; er erwartete sie erst eine Woche später. Ich aber erfuhr es den Tag zuvor ganz zufällig; Tatiana Pawlowna ließ in meinem Beisein gegen meine Mutter ein Wort darüber fallen; sie hatte einen Brief von der Generalin erhalten. Obgleich sie flüsterten und davon nur in Anspielungen sprachen, so erriet ich es doch; natürlich horchte ich nicht; ich konnte es eben nicht überhören, denn bei der Nachricht von der Ankunft dieser Frau geriet meine Mutter plötzlich in große Aufregung. Werßilow war nicht zu Hause.

Dem Alten wollte ich es nicht ausplaudern; denn ich hatte ja gesehen, wie sehr er die Ankunft der Tochter fürchtete. Vor drei Tagen sprach er sich, wenn auch nur schüchtern und andeutungsweise darüber aus, daß er sie auch um meinetwillen fürchte, daß man ihm um meinetwillen Unannehmlichkeiten bereiten könne. Ich muß hier übrigens bemerken, daß er in allen Beziehungen zu seiner Familie, namentlich in den Geldangelegenheiten, doch so ziemlich seine Selbständigkeit und Autorität bewahrt hatte. Im Anfang hielt ich ihn — für ein altes Weib; später aber mußte ich meine Ansicht dahin modi-

fizieren, daß ihm trotzdem eine gehörige Dosis Eigensinn, wenn auch nicht wahre Männlichkeit geblieben sei. Es gab Augenblicke, wo mit seinem, dem Anschein nach ängstlichen und nachgiebigen Charakter nichts anzufangen war. Das erklärte mir Werßilow später eingehender. Ich muß jetzt nur noch als Kuriosum anführen, daß wir nie mit ihm über die Generalin sprachen; wir vermieden es geradezu, und zwar ich besonders; er dagegen vermied es, von Werßilow zu sprechen, und ich merkte wohl, daß er mir keine Antwort geben würde, wenn ich einige der mich doch so sehr interessierenden heiklen Fragen an ihn richtete.

Sollte man aber wissen wollen, worüber wir uns während dieses Monats mit einander unterhielten, so antworte ich: eigentlich über alles mögliche, und doch meist über eigentümliche Gegenstände. Die Offenherzigkeit und Einfachheit, mit der er mir begegnete, gefielen mir ausnehmend gut. Allerdings setzte er mich zuweilen in das äußerste Erstaunen. „Wo er wohl früher gesteckt haben mag?" fragte ich mich. „Er hätte wie ausgezeichnet in unser Gymnasium gepaßt, noch dazu in die vierte Klasse, und was für ein prächtiger Kamerad wäre er gewesen!" Ich wunderte mich auch über sein Gesicht: ein ernstes, fast schönes Gesicht, mit einem Zug trocknen Humors darin; dichtes, graues, lockiges Haar, offne Augen; ziemlich mager, jedoch von stattlichem Wuchse; aber sein Gesicht hatte die unangenehme, fast unschickliche Eigenschaft, aus einem ungewöhnlich ernsten sich plötzlich in ein über die Maßen lustiges verwandeln zu können, so daß es den, der ihn zum erstenmal sah, überraschen und verwirren mußte. Ich sprach darüber mit Werßilow, der mir mit Interesse zuhörte; (er hatte wahrscheinlich nicht erwartet, daß ich im stande wäre, solche Beobachtungen zu machen,) und mir dann beiläufig sagte, diese

krampfhaften Muskelbewegungen hätten sich erst nach der Krankheit des Fürsten eingestellt, und das auch erst in der letzten Zeit.

Hauptsächlich sprachen wir über zwei abstrakte Themata — über Gott und sein Wesen, d. h. ob Gott existiert oder nicht, — und über die Frauen. Der Fürst war sehr religiös und hatte ein empfindsames Gemüt. In seinem Kabinett befand sich ein mächtiger Heiligenschrein mit einem Lämpchen davor. Aber zuweilen überkamen ihn Zweifel an der Existenz Gottes, und er sagte dann wunderliche Dinge, die mich zu einer Diskussion herausfordern sollten. Ich verhielt mich im allgemeinen ziemlich gleichgültig zu dieser Frage und doch ließen wir uns beide immer wieder zu einer lebhaften und ernsten Debatte darüber hinreißen. An alle diese Gespräche denke ich jetzt noch mit Vergnügen zurück. Am liebsten jedoch plauderte er über Frauen, und da ich ihm aus Abneigung gegen dieses Thema nicht gut Gesellschaft darin leisten konnte, so betrübte ihn das zuweilen aufrichtig.

Als ich an jenem Morgen zu ihm kam, fing er sogleich wieder über sein Lieblingsthema zu sprechen an. Ich hatte ihn den Tag vorher in sehr trüber Stimmung verlassen und fand ihn jetzt in der heitersten Laune. Mein Anliegen wegen des Gehalts mußte auf jeden Fall heute zur Sprache kommen — vor der Ankunft gewisser Personen. Ich wußte ja, daß man uns heute stören würde, und dann würde ich vielleicht den Mut nicht mehr finden, von dem Gelde zu sprechen. Aber da ich mich nicht gleich entschließen konnte, die Rede darauf zu bringen, so ärgerte ich mich natürlich über meine Dummheit und entwickelte ihm im Unwillen über eine etwas gar zu lose Frage, wie aus der Pistole geschossen und ziemlich aufs Geratewohl meine Ansichten über die Frauen im allgemeinen.

Die Folge davon war, daß ich noch weniger zu meinem Ziele kam.

III.

„Ich kann die Frauen nicht leiden, weil sie ungebildet und grob sind, und ungewandt und unselbständig, und unschickliche Kleider tragen!“ schloß ich in unzusammenhängenden Sätzen meine lange Tirade.

„Erbarmen, mein Täubchen!“ rief er ungemein belustigt, was mich noch mehr aufbrachte.

Ich bin lenksam und nachgiebig nur in Kleinigkeiten; aber in der Hauptsache bestehe ich immer auf meiner Meinung. In Nebensachen, was z. B. die gesellschaftlichen Umgangsformen betrifft, lasse ich mich sehr leicht einschüchtern, welchen Zug an mir ich von je her verwünscht habe. Aus purer dummer Gutmütigkeit und weil mich seine artigen Manieren bestrickten, bin ich oft nahe daran gewesen, irgend einem Gecken nach dem Munde zu reden, oder, was noch unverzeihlicher ist, mich in einen Streit mit einem Dummkopf einzulassen. Was ich heute verdamme, thue ich morgen wieder, und zwar immer aus Mangel an Selbstüberwindung, und weil ich so allein in einem Winkel aufgewachsen bin. Daher hält man mich auch zuweilen für einen sechzehnjährigen Knaben. Aber anstatt mir Selbstüberwindung anzulegen, ziehe ich es auch jetzt noch vor, mich immer mehr in einen Winkel zu verkriechen, wie der ärgste Misanthrop. „Ich bin nun einmal unbeholfen und daher — laßt mich in Ruh!“ Ich spreche hiermit meine aufrichtige und unumstößliche Meinung aus, und zwar durchaus nicht aus Trotz gegen den Fürsten oder infolge unsers damaligen Gesprächs.

„Ich sage das nicht zu Ihrer Belustigung,“ schrie ich ihn fast an, „ich sage es aus Überzeugung!“

„Aber wieso? Woher findest du denn die Frauen grob und ungebildet, und worin besteht denn das Unschickliche ihrer Kleidung? Das ist mir neu!“

„Und doch ist es so. Gehen Sie nur ins Theater, auf die Promenade. Jeder Mann weiß, was rechts ist; man begegnet sich und weicht aus, ich rechts und er rechts. Aber ein Frauenzimmer, d. h. eine Dame — ich spreche hier nur von Damen — geht direkt auf einen zu, macht, als bemerkte sie einen gar nicht, als wäre man verpflichtet, beiseite zu treten und ihr den Weg frei zu lassen. Ich bin ganz bereit, ihr nachzugeben, weil sie schwächer ist, aber hat sie etwa ein Recht, das zu fordern? Weshalb ist sie überzeugt, daß ich dazu verpflichtet bin? — Das ist eben das Beleidigende. Ich muß immer voll Ärger spucken, wenn ich solchen Wesen begegne. Und dabei bedauert man sie noch als die Unterdrückten, verlangt Gleichheit der Rechte für sie! Schöne Gleichheit das, wo sie mich mit Füßen tritt und mir den Mund voll Sand stopft!“

„Voll Sand?“

„Ja, weil sie unanständig gekleidet sind! Man muß ein Wüstling sein, um das nicht zu bemerken. In den Gerichtshöfen werden doch die Thüren geschlossen, wenn anstößige Sachen zur Verhandlung kommen, warum wird denn so etwas auf der Straße geduldet, wo noch mehr Leute sind? Binden sie sich doch ganz ungeniert Tournüren hinten an, um belles femmes zu scheinen. Ganz ungeniert! Das habe ich selbst bemerkt, das sieht ja jeder Jüngling, jeder Knabe, jedes Kind. Das ist doch abscheulich! Mögen alte Wüstlinge sie bewundern und mit ausgestreckter Zunge hinter ihnen herlaufen, aber die unverdorbne Jugend sollte wenigstens davor behütet werden. Man kann sich nur mit Ekel abwenden, wenn man das sieht.

Da geht sie hin und fegt mit einer Schleppe von anderthalb Arschinen den Staub von der Straße auf. Wie gefällt Ihnen das? Und wie wollen Sie da hinter ihr gehen? Man muß sie also entweder überholen oder auf die Seite springen, und nichtsdestoweniger bekommt man fünf Pfund Sand nicht nur in die Nase, sondern auch in den Mund. Überdies ist das Seide und sie schleppt sie drei Werst über das Pflaster nach sich, nur um der Mode willen! Und der Mann hat vielleicht fünfhundert Rubel Gehalt jährlich im Senat! Da sitzen die unerlaubten Sporteln! Ich habe immer darüber geschimpft, laut geschimpft und hinterdrein gespuckt!"

Wenngleich ich obiges mit einigem Humor und im Tone unsers damaligen Gesprächs niederschreibe, so sind doch meine Ansichten auch jetzt noch dieselben.

„Und lief es gut ab?" forschte neugierig der Fürst.

„Ich spucke und gehe meines Wegs. Natürlich merkt sie es, aber macht so, als hätte sie nichts gesehn, schreitet stolz weiter, ohne sich umzusehn. Einmal aber habe ich zweien Damen mit langen Schleppen auf dem Boulevard ganz ernstlich meine Meinung gesagt, versteht sich nicht mit groben Worten, ich bemerkte nur ganz laut, daß die Schleppe unausstehlich sei."

„Das sagtest du wirklich?"

„Versteht sich. Erstens tritt sie die Rechte der Gesellschaft mit Füßen, und zweitens wirbelt sie Staub auf, und der Boulevard ist für alle da, ist Gemeingut: ich gehe da, ein zweiter, ein dritter, Theodor, Johann, einerlei wer. Eben das sagte ich. Ich kann überhaupt den weiblichen Gang, von hinten gesehn, nicht leiden; auch das sagte ich, aber nur andeutungsweise."

„Aber, lieber Freund, du hättest so in eine schlimme

Patsche hineingeraten können: sie hätten dich beim Friedensrichter verklagen können."

„Nichts konnten sie; sie hatten gar kein Recht zu einer Klage: kann denn nicht neben ihnen auf dem Trottoir ein Mensch gehen, der mit sich selbst spricht? Ein jeder hat doch wohl das Recht, seine Überzeugungen im Freien auszusprechen? Ich sprach ja nur für mich, wandte mich gar nicht an sie. Sie selbst banden erst mit mir an; schimpften über mich her viel schlimmer als ich über sie: ich sei ein Milchbart, ein unartiger Junge, der Ruten verdiente, ein Nihilist, den der Gorodowoi (Straßenpolizist) einstecken müßte, ich verfolge sie, weil sie allein seien; wenn ein Mann sie begleitete, so hätte ich längst den kürzern gezogen u. s. w. Ich ersuchte sie möglichst kaltblütig, mich in Ruhe zu lassen; ich meinerseits würde auf die andre Seite der Straße gehn; um ihnen aber zu beweisen, daß ich mich vor ihren Männern nicht fürchte und zu einer Herausforderung bereit sei, würde ich ihnen in einer Entfernung von zwanzig Schritt bis zu ihrer Wohnung folgen, dann mich vor das Haus hinstellen und ihre Männer erwarten. Und das that ich."

„Warum nicht gar!"

„Gewiß, das war albern, aber ich war außer mir. Sie schleppten mich drei Werst weit im Staube, in der Hitze bis zu den Instituten und verschwanden dann in einem hölzernen, einetagigen, ich muß gestehen, sehr anständigen Hause. — Durch die Fenster sah man viele Blumen drin, zwei Kanarienvögel, drei Schäferhündchen und Kupferstiche in Rahmen an den Wänden. Ich stand eine halbe Stunde mitten auf der Straße vor dem Haus. Sie sahen ein paarmal verstohlen heraus und ließen dann alle Rouleaux herunter. Endlich trat aus dem Gartenpförtchen ein ältlicher Herr, ein Beamter; er

war augenscheinlich aus dem Schlafe geweckt worden, denn er hatte, wenn auch nicht gerade einen Schlafrock, so doch einen sehr bequemen Hausrock an. Er blieb bei dem Pförtchen stehen, legte beide Hände auf den Rücken und sah mich an — ich ihn. Darauf wandte er die Augen ab, sah mich wieder an und lächelte. Ich wandte mich um und ging meiner Wege."

„Nun, mein Freund, das klingt sehr romantisch, etwas à la Schiller! Ich muß mich stets wundern, daß du mit deinem frischen, von Gesundheit strotzenden Gesicht einen solchen Widerwillen gegen die Frauen hast. Wie ist es nur möglich, daß in deinem Alter die Frauen nicht einen gewissen Reiz, eine gewisse Anziehungskraft für dich haben! Mir, mon cher, erteilte schon in meinem elften Jahre mein Gouverneur einen Verweis darüber, daß ich die Statuen im Sommergarten zu eingehend beschaue."

„Sie wünschten wohl, ich ginge zu irgend einer Josephine oder Melanie und sagte Ihnen dann, wie es mir dort ergangen? Das brauche ich gar nicht: ich habe schon in meinem dreizehnten Jahre die weibliche Nacktheit vollständig kennen gelernt, und seit der Zeit einen Ekel davor."

„Wirklich? Aber, cher enfant, ein schönes, frisches Weib duftet ja wie ein Apfel; wie kann da von Ekel die Rede sein?"

„Ich hatte in der Pension Toucharb, noch ehe ich ins Gymnasium trat, einen Kameraden, Lambert. Er schlug mich immer, weil er über drei Jahre älter war als ich; ich aber leistete ihm verschiedne Dienste, zog ihm die Stiefel aus u. s. w. Als er von der Konfirmation zurückkehrte, besuchte ihn der Abbé Rigault und gratulierte ihm zum Empfange des Abendmahls; beide warfen sich mit Thränen in den Augen einander in die Arme und der Abbé Rigault drückte ihn so besonders

fest mit verschiednen Gesten an seine Brust. Ich weinte auch und beneidete Lambert. Als sein Vater starb, verließ er die Schule, und ich sah ihn zwei Jahre nicht; aber dann begegnete ich ihm einmal auf der Straße. Er sagte, er würde mich besuchen. Ich war schon im Gymnasium und wohnte bei Nikolai Ssemeonowitsch. Er kam eines Morgens, zeigte mir fünfhundert Rubel und sagte, ich solle mit ihm gehn. Obgleich er mich vor zwei Jahren viel geprügelt hatte, so war ich ihm doch auch stets nötig gewesen, nicht nur wegen der Stiefel, sondern weil ich bei jeder Gelegenheit sein Vertrauter sein mußte. Damals nun, an jenem Morgen, erzählte er mir, er habe das Geld aus der Schatulle seiner Mutter mit Hilfe eines Nachschlüssels gestohlen; denn das Geld seines Vaters gehöre ihm, dem Gesetze nach, und seine Mutter habe nicht das Recht, es ihm vorzuenthalten; gestern abend sei der Abbé Rigault zu ihm gekommen, habe ihn ermahnt, ihm ins Gewissen geredet, geschluchzt, die Hände voller Entsetzen zum Himmel erhoben: „Ich aber nahm ein Messer und drohte, ihn niederzustechen!" Wir fuhren auf die Schmiedebrücke. Unterwegs teilte er mir mit, daß seine Mutter mit dem Abbé Rigault ein Verhältnis habe; er habe es gemerkt, aber er mache sich nichts daraus — und alles, was man vom Abendmahl sage, sei ein Unsinn. Er sprach noch vieles und mir wurde fast angst. Auf der Schmiedebrücke kaufte er sich eine doppelläufige Flinte, eine Jagdtasche, Patronen, eine Reitpeitsche und ein Pfund Konfekt. Wir fuhren zur Stadt hinaus, um zu schießen, und begegneten auf dem Wege einem Vogelfänger mit vielen Käfigen. Lambert kaufte einen Kanarienvogel. In dem Gehölz ließ er den Vogel fliegen (er wußte, daß er nach der langen Gefangenschaft nicht weit würde fliegen können) und schoß nach ihm, traf ihn aber nicht. Er hatte zum erstenmal im Leben

eine Flinte in der Hand, obgleich es schon lange sein größter Wunsch gewesen war, eine zu besitzen; schon bei Touchard träumten wir davon. Er war so aufgeregt, daß er keuchte, als müsse er ersticken. Er hatte ganz schwarzes Haar, ein Gesicht, weiß und rot wie bei einer Maske, eine lange Nase mit einem Höcker, wie alle Franzosen, weiße Zähne, schwarze Augen. Er band den Kanarienvogel mit einem Faden an einen trocknen Ast und feuerte die zwei Schüsse aus beiden Läufen in einer Entfernung von einem Werschock auf das Tier ab, das in tausend Fetzen und Federn auseinanderflog. Darauf kehrten wir um und fuhren in ein Gasthaus; dort nahmen wir ein Separatzimmer, aßen, tranken Champagner . . . es kam eine Dame . . . ich weiß noch, daß ich mich sehr über ihre elegante Toilette wunderte: sie hatte ein grünseidnes Kleid an. Damals sah ich eben alles, wovon ich vorhin sprach. Dann, als wir nach einer Pause wieder zu trinken anfingen, neckte und schimpfte er sie; sie hatte das Kleid schon nicht mehr an; er hatte es ihr weggenommen, und als sie ihn nun deshalb schalt und um das Kleid bat, schlug er sie mit der Reitpeitsche aus allen Kräften auf die nackten Schultern. Ich sprang auf und erfaßte ihn bei den Haaren, und so geschickt, daß ich ihn mit einem Ruck zu Boden warf; er aber erwischte eine Gabel und stieß sie mir in den Schenkel; da liefen auf unser Geschrei Leute herbei und ich konnte entwischen. Von der Zeit an wird mir übel, wenn ich an nackte Formen denke. Und es war doch ein schönes Weib!"

Im Laufe meiner Erzählung veränderte sich das Gesicht des Fürsten und ward zuletzt sehr ernst.

„Mon pauvre enfant! Ich wußte wohl, daß du in deiner Kindheit viel schwere Tage mußt durchgemacht haben."

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, ich bitte."

„Wenn dieser Lambert nicht gewesen wäre! Aber du warst ja allein, wie du selbst sagst. Und wie du das erzählt hast! Der Kanarienvogel, die Konfirmation mit den Thränen, die Umarmungen und dann — nach kaum einem Jahre, oder etwas drüber, er mit seiner Mutter und dem Abbé! O, mon cher! Die Frage der Kindererziehung in unsrer Zeit ist wirklich schrecklich ernst: solange diese goldgelockten, unschuldigen Geschöpfchen mit ihren hellen Augen und dem hellen Lachen um uns herum gaukeln, sind sie wie die Engel Gottes und reizende Vögelchen; und dann — dann kommt eine Zeit, wo man wünscht, sie möchten nie groß werden."

„Wie weichherzig Sie sind, Fürst! Man sollte meinen, Sie hätten selbst noch kleine Kinder. Sie haben ja keine und werden nie welche haben!"

„Tiens!" sagte er mit augenblicklich verändertem, heiterm Gesicht; — „ganz wie Alexandra Petrowna neulich, he — he! Alexandra Petrowna Sinitzky. Du mußt sie vor drei Wochen hier gesehen haben. Denke dir, vor einigen Tagen, auf meine scherzhafte Bemerkung hin, daß, wenn ich jetzt heiratete, ich wenigstens sicherlich keine Kinder mehr haben würde, wirft sie mir plötzlich so boshaft an den Kopf: ‚Im Gegenteil, die werden Sie haben! Bei Leuten wie Sie kommen die Kinder schon vom ersten Jahre an, das werden Sie sehen!' He — he! Alle bilden sich ein, daß ich noch heiraten werde. Boshaft war es, aber witzig auch, das mußt du zugeben."

„Witzig, aber kränkend!"

„Nun, cher enfant; ein jeder ist nicht im stande, einen zu kränken. Ich schätze bei den Menschen vor allem den geistreichen Witz, der mehr und mehr verschwindet. Was Alexandra Petrowna sagt, lohnt es sich, darauf etwas zu geben?"

„Wie, wie sagten Sie? Nicht jeder ist im stande . . . das ist es eben! Nicht jeder ist es wert, daß man ihn beachtet. Ein ausgezeichneter Wahlspruch! Ich brauchte ihn gerade! Das werde ich mir anschreiben. Sie sagen zuweilen ganz reizende Sachen, Fürst."

Sein Gesicht strahlte.

„N'est-ce pas, cher enfant? Der wahre Geist verschwindet mehr und mehr. Eh, mais . . . c'est moi, qui connais les femmes! Glaube mir, das Leben einer jeden Frau, was sie auch sagen möge, ist das ewige Suchen nach jemand, dem sie sich unterwerfen könne, das Sehnen nach Aufopferung, sozusagen. Merke dir das! Und es gibt keine Ausnahmen!"

„Wahrhaftig, ausgezeichnet!" rief ich voller Entzücken.

Zu jeder andern Zeit hätten wir uns jetzt für eine ganze Stunde in philosophische Betrachtungen über dieses Thema eingelassen; aber mir war plötzlich, als wenn mich jemand gezwickt hätte, und ich errötete über und über. Könnte er nicht am Ende glauben, wenn ich jetzt mit meiner Bitte anrückte, daß ich mich durch meine Bewunderung seines Witzes um des Geldes willen bei ihm hätte einschmeicheln wollen? Ich schalte diese Bemerkung absichtlich hier ein.

„Mein Fürst, ich bitte Sie, mir gefälligst sogleich die mir schuldigen fünfzig Rubel für diesen Monat auszuhändigen," platzte ich wie aus der Pistole mit fast zur Grobheit gesteigerter Aufregung heraus.

Und dann, erinnre ich mich, fand eine sehr häßliche, weil so sehr realistische Szene zwischen uns statt. Er verstand mich anfangs nicht, sah mich lange an, und begriff nicht, von welchem Gelde ich sprach. Natürlich! Es war ihm gar nicht eingefallen, daß ich ein Gehalt empfange — und wofür auch?

Dann versicherte er mir, er hätte es vergessen, und als es ihm klar wurde, worum es sich handelte, nahm er mit zitternder Hast die fünfzig Rubel heraus. Ich aber, da ich merkte, wie die Sachen lagen, stand auf und erklärte scharf, jetzt könne ich das Geld nicht nehmen; mir habe man von einem Honorar gesprochen, aber augenscheinlich im Irrtum oder aus Betrug, damit ich die Stelle nicht ausschlagen möchte; ich sehe aber nur zu gut ein, daß ich keinen Gehalt verdiene, ich habe ja nichts gethan. Der Fürst erschrak und versicherte, ich hätte sehr viel für ihn gethan und würde in Zukunft noch mehr thun; fünfzig Rubel seien im Gegenteil zu wenig; er würde mir noch zulegen; denn er sei mir zu Dank verpflichtet; er habe selbst mit Tatiana Pawlowna alles abgemacht, aber unverantwortlicherweise es wieder vergessen. Ich fuhr heftig auf und erklärte entschieden, es wäre ehrenrührig für mich, dafür Gehalt zu empfangen, daß ich skandalöse Geschichten erzählte, wie ich zweien Schleppen bis zu den Instituten nachgelaufen sei, ich hätte mich überhaupt nicht dazu verpflichtet, ihm die Zeit zu vertreiben, sondern seine Geschäfte zu besorgen, und da es deren für mich nicht gäbe, so müßte der Sache ein Ende gemacht werden, u. s. w., u. s. w. Ich hätte nie geglaubt, daß ihn meine Worte so aus der Fassung bringen würden. Natürlich endigte die Sache damit, daß ich zu räsonnieren aufhörte, und er mir die fünfzig Rubel zustellte. Noch jetzt denke ich mit Schamröte daran, daß ich sie annahm, und, was noch schlimmer ist, dumm genug war, mich beinah davon überzeugen zu lassen, daß ich das Geld verdient habe, und es nicht zurückweisen dürfe. Alles auf der Welt endigt doch mit einer Gemeinheit!

„Cher, cher enfant!“ rief er dann und küßte und umarmte mich. (Ich selbst weinte, Gott weiß, warum! nahm

mich aber sogleich zusammen, und schäme mich jetzt noch dieser Anwandlung von Schwäche.) „Liebster Freund, du bist mir jetzt so lieb wie ein Sohn; du bist mir während dieses Monats ans Herz gewachsen. In der ‚Welt‘ gibt es nur die ‚Welt‘ und weiter nichts. Katharina Nikolajewna (seine Tochter) ist eine glänzende Erscheinung und ich bin stolz auf sie; aber sie kränkt mich oft, so oft, mein Lieber ..... Nun, und die kleinen Mädchen (elles sont charmantes) und ihre Mütter, die zum Namenstage kommen, die bringen immer nur ihre Stickereien mit und verstehen selbst nichts zu sagen. Ich habe schon Stickereien zu sechzig Kissen, lauter Hirsche und Hunde. Ich liebe sie alle sehr, aber du — du bist mir fast wie ein Verwandter, nicht wie ein Sohn, aber wie ein Bruder, und ich habe es besonders gern, wenn du disputierst. Du bist gebildet, du hast viel gelesen, du kannst noch schwärmen ....“

„Ich habe gar nichts gelesen und bin gar nicht gebildet. Ich habe gelesen, was mir unter die Hände kam, und die letzten zwei Jahre gar nichts und werde auch nichts mehr lesen.“

„Warum das?“

„Weil ich andre Zwecke habe.“

„Cher .... Schade, wenn man am Ende seines Lebens sich sagen muß wie ich: Je sais tout, mais je ne sais rien de bon. Ich weiß wahrhaftig nicht, weshalb ich gelebt habe! Aber ... ich bin dir so dankbar ... ich wollte sagen ...“

Er brach plötzlich ab und wurde finster und nachdenklich. Nach einer Gemütserschütterung (und dergleichen Erschütterungen kamen bei ihm alle Augenblicke bei dem geringsten Anlasse vor) verlor er gewöhnlich auf einige Zeit die Klarheit seines Urteils und war nicht recht Herr seiner Gedanken; er erholte sich übrigens immer rasch, und diese Anfälle schadeten ihm weiter nicht.

Wir saßen eine Weile schweigend da. Seine sehr volle Unterlippe hing tief herunter . . . . Sehr auffallend war mir, daß er sich so offen über seine Tochter ausgesprochen hatte, was ich übrigens seiner augenblicklichen Verwirrung zuschrieb.

„Cher enfant, du bist doch nicht böse darüber, daß ich ‚du‘ zu dir sage, nicht wahr?“ fragte er plötzlich.

„Durchaus nicht. Im Anfang allerdings war ich etwas empfindlich darüber und hätte zu Ihnen auch fast ‚du‘ gesagt; aber dann sah ich doch ein, daß es dumm gewesen wäre; denn Sie dutzen mich doch nicht in der Absicht, mich zu kränken.“

Er hatte seine Frage vergessen und hörte meine Antwort schon nicht mehr. „Nun, wie steht es mit dem Vater?“ fragte er dann wieder, mit einem nachdenklichen Blick auf mich.

Ich fuhr zusammen. Erstens nannte er Werßilow meinen Vater, was er früher nie gethan; und zweitens sprach er überhaupt von ihm, was bisher auch noch nicht geschehn war.

„Ist in Geldnot und fängt Grillen,“ antwortete ich kurz und brannte dabei vor Neugierde.

„Ja, wegen des Geldes. Heute wird die Sache im Kreisgericht entschieden, und ich erwarte Nachrichten darüber vom Fürsten Ssergej, der direkt von dort zu mir kommen wollte. Was er wohl für Nachrichten bringen wird! Der Fürsten ganzes Schicksal steht auf dem Spiel. Es handelt sich um sechzig- bis achtzigtausend Rubel. Ich habe natürlich auch Andrej Petrowitsch immer alles Gute gewünscht, und er wird wahrscheinlich Sieger bleiben, und die armen Fürsten leer ausgehn. Ja, ja, das Gesetz!“

„Heute, im Gericht!“ rief ich bestürzt.

Der Gedanke, daß Werßilow das auch mir mitzuteilen

nicht der Mühe wert gehalten, ging mir sehr nahe. Er hat es also wohl niemand, auch der Mutter nicht gesagt, dachte ich weiter. Was für ein Charakter! „Ist denn der Fürst Ssokolsky in Petersburg?“ fragte ich dann.

„Seit gestern, direkt aus Berlin zu diesem Tage hergekommen.“

Auch eine für mich sehr wichtige Nachricht. „Und er kommt heute her, dieser Mensch, der ‚ihm‘ die Ohrfeige gab?“

„Nun, und was denn?“ — sein Gesicht nahm wieder einen andern Ausdruck an; „er predigt ja Gott nach wie vor, und, und . . . . läuft vielleicht nach wie vor den Mädchen nach, den wehrlosen Mädchen! He — he! Es ist noch soeben eine äußerst amüsante Anekdote über ihn im Umlauf. He — he!“

„Wer predigt, wer läuft den Mädchen nach?“

„Andrej Petrowitsch! Willst du es glauben, daß er sich damals an uns alle anhing, wie eine Klette? Ob wir fasten, woran wir denken? das heißt, beinah so. Er machte einen bange, und dann mußte man ihm beichten. ‚Wenn du wirklich fromm bist, weshalb gehst du dann nicht in ein Kloster?‘ verlangte er fast. Mais, quelle idée! Wenn er auch vielleicht im Grunde recht hatte, so war diese Zumutung doch etwas stark, nicht wahr? Mir besonders jagte er Angst vor dem Gericht ein, mir vor allen.“

„Obgleich ich schon einen ganzen Monat mit ihm zusammen lebe, so habe ich doch nichts davon bemerkt,“ unterbrach ich ihn ungeduldig. Es war mir schrecklich ärgerlich, daß er sich gar nicht fassen konnte und so ungereimtes Zeug zusammen schwatzte.

„Er spricht nur jetzt nicht davon, aber glaube mir, so ist es. Er ist sehr klug, ohne Frage und sehr gebildet. Aber ist das eine ganz gesunde Bildung und Klugheit, frage ich mich?

Das kam alles nach seinem dreijährigen Aufenthalt im Auslande zum Vorschein. Cher enfant, j'aime le bon Dieu, ich glaube an ihn, glaube nach Kräften — aber damals war ich wirklich außer mir. Ich will zugeben, daß ich die Frage vielleicht etwas leichtfertig behandelte; aber ich that es absichtlich, aus Ärger, und überdies waren meine Widerlegungen so ernster Art, wie sie von Anfang der Welt über diesen Gegenstand gewesen sind. ‚Wenn es ein höchstes Wesen gibt, das persönlich existiert,' sagte ich ihm, ‚und nicht als ein die ganze Schöpfung durchdringender Geist, in Gestalt eines Fluidums (was noch schwerer zu begreifen ist), wo ist es denn zu finden?' C'était bête, mein Lieber, natürlich; aber alle Widerlegungen laufen ja darauf hinaus: un domicile, das ist die Hauptsache. Er ärgerte sich damals über die Maßen — — trat später zum Katholizismus über."

„Davon habe ich auch schon gehört. Es ist aber gewiß nicht wahr."

„Ich versichre es dir, bei allem, was heilig ist. Beobachte ihn nur. . . . . Du sagst übrigens, er habe sich verändert. Aber wie er uns alle damals gequält hat! Denke dir nur, er gebärdete sich so, als wäre er ein Heiliger, als sollten seine Gebeine dereinst zu Reliquien werden. Er forderte Rechenschaft über unser Thun und Lassen, ich schwöre es dir . . . Reliquien! En voilà un autre! Von einem Mönch oder Einsiedler will ich es noch gelten lassen, aber ein gewöhnlicher Mensch im Frack, weiter nichts . . . . und miteinemmale: Reliquien! Ein sonderbarer Wunsch für einen Weltmenschen, und ein sonderbarer Geschmack, muß ich gestehen. Ich will schon nichts sagen, das ist ja natürlich ein heiliges Geheimnis, und möglich ist am Ende alles . . . . Aber jedenfalls ist es de l'inconnu, und für einen Mann von

4*

Welt schicken sich solche Ideen gar nicht. Wenn mir das passieren sollte, wenn man mir den Vorschlag machen wollte, nach meinem Tode ein Heiliger zu werden, wahrhaftig, ich würde mich weigern. Wie sieht das z. B. aus: ich speise heute im Klub, und morgen plötzlich — erscheine ich! Es ist zum Lachen! Alles das setzte ich ihm schon damals auseinander. Er trug Büßerketten."

Ich ward rot vor Zorn.

„Haben Sie die Ketten selbst gesehen?"

„Ich habe sie selbst nicht gesehen, aber . . . . ."

„So erkläre ich Ihnen hiermit, daß das alles Lügen sind, garstige Klatschereien und Intriguen, Verleumdungen von Feinden, d. h. eines Feindes, eines unmenschlichen Hauptfeindes, denn er hat nur einen Feind und das ist — Ihre Tochter!"

Der Fürst fuhr jetzt seinerseits im Zorn auf.

„Mon cher, ich muß dich bitten und bestehe darauf, daß du von jetzt an den Namen meiner Tochter niemals in Verbindung mit dieser abscheulichen Geschichte nennst."

Ich erhob mich. Er war außer sich; sein Kinn zitterte. „Cette histoire infâme! Ich glaubte sie nicht, ich wollte sie nie glauben; aber . . . . man sagt mir . . . . glaube es, glaube, ich . . . ."

Da trat der Diener ein und meldete einen Besuch; ich ließ mich wieder auf meinen Stuhl nieder.

IV.

Es erschienen zwei junge Mädchen: die eine war die Tauftochter eines Neffen der verstorbnen Fürstin, eine Pflegetochter des Fürsten, der er schon eine Mitgift bestimmt hatte,

obgleich sie selbst Vermögen besaß. Die andre war Anna Andrejewna Werßilow, die eheliche Tochter Werßilows. Sie war drei Jahr älter als ich, und lebte mit ihrem Bruder bei Fanariotows. Ich hatte sie bis jetzt nur ein einziges Mal flüchtig auf der Straße gesehn, gleichwie ihren Bruder in Moskau, mit dem ich trotzdem schon einen Streit gehabt. (Vielleicht erwähne ich dieses Streites später einmal, wenn mir Raum bleibt, denn eigentlich lohnt es sich nicht.) Anna Andrejewna war schon als Kind ein besondrer Liebling des Fürsten gewesen, die Bekanntschaft des letztern mit Werßilow datierte schon von ewigen Zeiten her. Ich war noch so verwirrt von dem eben Geschehenen, daß ich mich beim Eintritt der Damen nicht erhob; nach einer Weile glaubte ich, es sei zu spät dazu, und blieb sitzen. Besonders eingeschüchtert fühlte ich mich dadurch, daß mich der Fürst vor einigen Minuten so angeschrien hatte, und ich wußte noch immer nicht recht, ob ich gehn oder bleiben sollte. Mein Alter hatte, seiner Gewohnheit gemäß, schon alles wieder vergessen und wurde ganz lebhaft beim Anblick der jungen Mädchen. Er ging ihnen entgegen und fand sogar Zeit, mir im Vorbeigehen mit ganz veränderter Physiognomie und geheimnisvollem Augenzwinkern zuzuflüstern: „Sieh dir mal die Olympia an . . . aber sieh sie dir ordentlich an . . . nachher werde ich dir erzählen . . .“

Ich sah sie ziemlich scharf an, fand aber nichts Besondres an ihr. Sie war ein ziemlich starkes, junges Mädchen, von mittlerer Größe, ungefähr neunzehn Jahr alt, mit sehr roten Wangen und einem übrigens angenehmen Gesichte, wie es einem Materialisten gefallen könnte. Das Gesicht trug vielleicht den Ausdruck der Güte, jedoch mit einem Vorbehalt. Sie glänzte gewiß nicht durch Intelligenz im höhern Sinne, aber Schlauheit sah man den Augen an. Mit einem Worte: es

war nichts Bemerkenswertes an ihr. Bei uns im Gymnasium hätte man gesagt: ein Polster.

Ganz anders die Tochter Werßilows: hoch gewachsen, schlank, sogar etwas mager; ein längliches, auffallend bleiches Gesicht; dichtes, schwarzes Haar; große, dunkle Augen, ein tiefer Blick; kleine, rote Lippen, ein frischer Mund; das erste weibliche Wesen, dessen Gang mir nicht Ekel erregte; der Ausdruck des Gesichts nicht ganz gutmütig, aber vornehm; zweiundzwanzig Jahr alt. Sie hatte fast gar keine Ähnlichkeit in den Zügen mit Werßilow; dafür aber eine auffallende, fast wunderbare Ähnlichkeit mit ihm im Ausdruck des Gesichts. Ich weiß nicht, ob sie hübsch war, das hängt vom Geschmack ab. Beide waren sehr einfach gekleidet, so daß sich eine Beschreibung ihrer Toilette nicht lohnt. Ich war ganz gefaßt auf eine Kränkung durch Blick oder Wort von seiten der Werßilow; hatte mich doch der Bruder bei unserm ersten Zusammentreffen in Moskau schwer beleidigt. Von Ansehn kannte sie mich nicht, hatte aber natürlich gehört, daß ich beim Fürsten sei. Alles, was der Fürst that oder zu thun gedachte, erweckte sogleich bei dem ganzen Schwarm seiner Verwandten und „Prätendenten" ein großes Interesse und wurde als Begebenheit betrachtet, gewiß also auch seine plötzliche Leidenschaft für mich. Mir war ganz bekannt, daß er sich sehr für Anna Andrejewna interessierte, und sich nach einem Gemahl für sie umsah. Für sie aber war es schwerer, eine passende Partie zu finden, als für alle die, welche auf Kanevas stickten.

Als die Werßilow dem Fürsten die Hand gereicht und einige freundliche, gesellschaftliche Redensarten mit ihm gewechselt hatte, sah sie mich gegen alles Erwarten besonders aufmerksam an, und als sie meinem gleichfalls auf sie gerichteten Blicke begegnete, grüßte sie freundlich lächelnd. Als zuletzt Einge-

tretene, war es natürlich, daß sie grüßte; aber das Lächeln war bis zu dem Grade freundlich, daß es die Absichtlichkeit verriet. Ich erinnre mich der besonders angenehmen Empfindung, die dieses Lächeln in mir hervorrief.

„Und hier — hier ist mein lieber, junger Freund, Arkadij Andrejewitsch Dolg ...." stotterte der Fürst, als er sah, daß sie grüßte; und ich blieb immer noch sitzen, ganz verwirrt, vielleicht vor Verlegenheit, daß man mich ihr vorstellte (den Bruder der Schwester). Das „Polster" grüßte mich auch. Plötzlich aber kam es wie ein Krampf über mich; ich sprang in einem Anfall ganz sinnlosen Stolzes, in den ich mich hineingearbeitet, feuerrot von meinem Sitze auf:

„Entschuldigen Sie, Fürst; ich heiße nicht Arkadij Andrejewitsch, sondern Arkadij Makarowitsch," fiel ich ihm scharf ins Wort, und vergaß ganz, daß ich den Damen einen Gegengruß schuldig war. Hol der Henker diese unheilvolle Minute ...

„Mais, tiens!" rief der Fürst, indem er sich mit dem Finger an die Stirn schlug.

„Wo haben Sie Ihren Unterricht genossen?" hörte ich plötzlich die etwas alberne, näselnde Stimme des direkt auf mich zuschreitenden „Polsters" fragen.

„In Moskau, im Gymnasium."

„Ach, ich hörte es schon. Nun, ist der Unterricht dort gut?"

„Sehr gut."

Ich stand immer noch kerzengerade, wie ein Soldat beim Rapport.

Die Fragen dieses jungen Mädchens waren entschieden nicht geistreich; aber sie verwischte doch dadurch einigermaßen den Eindruck meines einfältigen Benehmens und kam der Verlegenheit des Fürsten zu Hilfe, der unterdes schon mit heiterm

Lächeln Anna Andrejewna zuhörte, die ihm munter etwas ins Ohr flüsterte — sichtlich nicht über mich. Aber weshalb hatte dieses mir ganz unbekannte junge Mädchen es übernommen, meinen höchst dummen Streich zu vertuschen? Und doch war es unmöglich, die Absichtlichkeit ihres Dazwischentretens zu verkennen. Sie musterte mich gar zu aufmerksam, ganz als wünschte sie, ich möchte auch sie einer möglichst eingehenden Prüfung würdigen.

„Wie, heute schon?" rief der Fürst plötzlich, indem er von seinem Sitz aufsprang.

„Wußten Sie es denn nicht?" fragte verwundert die Wersilow. — „Olympe, der Fürst wußte nicht, daß Katharina Nikolajewna heute ankommt. Wir sind eben gekommen, um sie zu sehen; wir dachten, sie wäre schon mit dem Frühzuge eingetroffen und längst zu Hause. Wir trafen vor der Hausthür mit ihr zusammen; sie kam soeben vom Bahnhofe, und sagte, wir möchten zu Ihnen hereingehen, sie käme gleich nach ... Da ist sie!"

Eine Seitenthür öffnete sich und — jene Frau erschien! Ich kannte sie schon, nach dem Porträt, das im Kabinett des Fürsten hing; ich hatte dieses Porträt den ganzen Morgen studiert. Nachdem sie eingetreten, brachte ich drei ganze Minuten damit zu, daß ich kein Auge von ihr verwandte. Aber wenn ich ihr Porträt nicht gekannt und man mich nach diesen drei Minuten gefragt hätte, wie sie aussieht — ich hätte es nicht sagen können, so betäubt war ich.

Ich erinnre mich nur einer wirklich sehr schönen Frau, die der Fürst küßte und segnend bekreuzigte, und die, kaum eingetreten, mich mit einem durchdringenden Blick musterte. Ich hörte deutlich, wie der Fürst, indem er auf mich zeigte, ihr mit leisem Lachen etwas von dem neuen Sekretäre zuflüsterte

und meinen Namen dazu nannte. Sie verzog spöttisch ihr Gesicht, sah mich mit einem bösen Blick an und lächelte so höhnisch, daß ich plötzlich vortrat, mich dem Fürsten näherte und zitternd, mit Zähneklappern, kaum eines Wortes mächtig, stotterte:

„Von jetzt an werde ich . . . . ich habe meine eignen Geschäfte . . . . ich gehe . . . .“

Und ich kehrte mich um und ging. Niemand sagte mir ein Wort, nicht einmal der Fürst; alle sahen mich nur an. Der Fürst erzählte mir später, ich sei so blaß geworden, daß er Sorge um mich gehabt habe. Diese Sorge hätte er sich sparen können!

Drittes Kapitel.

I.

Ja, diese Sorge hätte er sich sparen können, denn eine höhere Kombination verschlang alle Nebengedanken, ein mächtiges Gefühl entschädigte mich für alle kleinlichen Empfindungen! Als ich auf die Straße trat, hätte ich singen mögen! Es war ein herrlicher Morgen: die Sonne schien, fröhliche Menschen schwärmten umher, überall Lärm, Bewegung, Freude! Und hatte mich diese Frau nicht beleidigt? Von wem sonst hätte ich einen solchen Blick, ein so höhnisches Lächeln ohne unverzüglichen, wenn auch unpassenden Protest ertragen? Und sie war ja schon mit der Absicht gekommen, mich zu kränken, ohne mich auch nur zu kennen, denn sie hielt mich für „einen heimlichen Abgesandten Werßilows," und war schon damals und noch lange nachher davon überzeugt, daß in Werßilows Händen ihr Schicksal liege, und daß er die Macht habe, sie, wenn er es wolle, mittels eines gewissen Dokuments zu verderben, wenigstens argwöhnte sie das. Es war ein Kampf auf Tod und Leben zwischen ihr und mir. Und doch — ich fühlte mich nicht gekränkt. Eine Demütigung hatte ich allerdings erfahren, aber ich fühlte sie nicht; im Gegenteil: ich freute mich darüber; anstatt sie zu hassen, wie ich beabsichtigt hatte, sah ich voraus, daß ich sie lieben würde. Ich weiß nicht, ob die Spinne die

Fliege hassen kann, die sie aufs Korn genommen hat und fangen will. Liebe kleine Fliege! Ich glaube, daß man sein Opfer lieben muß, oder doch lieben kann. Ich wenigstens liebte meine Feindin und freute mich sehr, daß sie so schön war „Es ist mir sehr angenehm, meine Gnädige, daß Sie so hochmütig und majestätisch auftreten; wären Sie anspruchsloser, so wäre das Vergnügen, Sie zu demütigen, nicht so groß. Sie haben verächtlich auf mich herabgesehen, und ich triumphiere; und wenn Sie mir in Wirklichkeit ins Gesicht gespien, so hätte ich mich, glaube ich, auch darüber nicht geärgert, denn — Sie sind mein Opfer — meines und nicht seines. Wie berauschend ist dieser Gedanke! Nein, das heimliche Bewußtsein meiner Macht ist ungleich angenehmer, als jede offenkundige Herrschaft. Wenn ich ein hundertfacher Millionär wäre, so würde ich, glaube ich, ein ganz besondres Vergnügen daran finden, in dem abgeschabtesten Röckchen einherzugehn, mich für den ärmsten Bettler halten, mich stoßen und verachten zu lassen . . . . mir genügte das Bewußtsein meines Reichtums."

So ungefähr lassen sich meine damaligen Gedanken und Gefühle wiedergeben; nur scheint das alles, so wie es hier niedergeschrieben ist, ziemlich oberflächlich; in Wirklichkeit war mein Gefühl tiefer und verschämter. Vielleicht bin ich auch jetzt in meinem tiefsten Innern weniger anspruchsvoll, als es nach meinen Worten und Thaten den Anschein hat. Das gebe Gott!

Wer weiß, ob ich recht daran that, meine Memoiren zu schreiben. Es bleibt doch noch sehr viel mehr in den Gedanken nach, als was sich in Worten aussprechen läßt. Auch ein unbedeutender Gedanke hat, solange man ihn für sich behält, eine gewisse Tiefe; sobald man ihn ausspricht, wird er lächerlich oder unwahr. Werßilow hat mir gesagt, das Gegenteil käme nur bei ganz schlechten Menschen vor. Solche haben

es leicht, zu schreiben; sie lügen immer nur; ich aber gebe mir Mühe, stets die volle Wahrheit zu schreiben, und das ist sehr schwer.

II.

An diesem 19. September that ich noch einen andern „Schritt". Zum erstenmal seit meiner Ankunft in Petersburg fühlte ich Geld in meiner Tasche; denn die in zwei Jahren zusammengesparten siebzig Rubel hatte ich, wie schon gesagt, der Mutter gegeben. Ich hatte mir vorgenommen, an dem Tage, wo ich meinen Gehalt empfangen würde, ein „Experiment" zu machen, von dem ich schon lange träumte. Gestern bereits hatte ich aus einer Zeitung folgende Bekanntmachung ausgeschnitten: „Der Exekutor des St. Petersburger Friedensrichteramts u. s. w. u. s. w. bringt zur Kenntnis des Publikums, daß am 19. September um 12 Uhr mittags, im Kasanschen Stadtteile, im Hause Nr. so und so, die bewegliche Habe der Frau Lebrecht öffentlich versteigert werden soll. Die Aufnahme des Inventars, die Taxation und die Besichtigung der zum Verkauf kommenden Gegenstände findet am Tage der Auktion statt." Es war bald nach ein Uhr vormittags, als ich mich eiligst zu Fuß nach dem bewußten Hause auf den Weg machte. Seit drei Jahren schon benutzte ich nie einen Fuhrmann, das hatte ich mir fest gelobt (sonst hätte ich auch nicht siebzig Rubel sparen können). Ich war noch nie auf einer Auktion gewesen und hatte mir auch eigentlich vorgenommen, diesen „Schritt" erst dann zu thun, wenn ich das Gymnasium beendet, mich von allen losgerissen, mich in meine „Schale" verkrochen und mich vollständig frei gemacht haben würde. Ich war allerdings noch nicht in meiner Schale und auch lange noch nicht frei; aber ich wollte ja den „Schritt" auch nur versuchsweise thun,

nur so, um zu sehn, ob er mir gelingen würde, dann aber schon keinen zweiten mehr unternehmen, bis es Ernst werden sollte. Für alle übrigen war das nur eine dumme, kleine Auktion, für mich aber der erste Balken zum Schiffe, mit dem Kolumbus auf die Entdeckung Amerikas ausfuhr.

Bei dem bewußten Hause angelangt, mußte ich erst, wie es die Adresse besagte, einen tiefen Hof durchschreiten, ehe ich zur Wohnung der Frau Lebrecht gelangte. Diese bestand aus einem Vorzimmer und vier kleinen, niedrigen Wohnzimmern. Im ersten Zimmer standen wohl gegen dreißig Menschen, Kopf an Kopf zusammengedrängt; etwa die Hälfte davon waren wirkliche Käufer, die übrigen entweder nur müßige Zuschauer, oder Auktionsfreunde, oder Abgesandte der Frau Lebrecht. Krämer gab es da, nach Schmucksachen lüsterne Juden und nur wenige anständig gekleidete Leute. Die Physiognomien einiger dieser Herrschaften prägten sich mir tief ins Gedächtnis ein. Im Zimmer rechts, und zwar mitten in der offnen Thür, so daß man nicht hindurch gehn konnte, stand ein Tisch, auf welchem die zum Verkauf bestimmten Gegenstände lagen. Links befand sich noch ein Zimmer, durch dessen nur eine Spalte breit geöffnete Thür von Zeit zu Zeit jemand herausschaute, wahrscheinlich eins der zahlreichen Familienglieder der Frau Lebrecht, die sich natürlich während der Auktion nicht zeigen wollten. Hinter dem Tisch, das Gesicht dem Publikum zugewandt, saß der Herr Exekutor mit seinem Attribut und leitete den Verkauf. Als ich kam, war schon fast die Hälfte der Sachen fort; ich drängte mich bis zum Tische durch; es wurden eben ein Paar Bronzeleuchter verkauft. . . . Ich sah zu . . . sah zu und dachte: was kann ich hier wohl kaufen? Und was mache ich denn gleich mit den Bronzeleuchtern, und werde ich so mein Ziel erreichen, und macht man so ein Ge-

schäft, und werde ich dabei meine Rechnung finden und habe ich nicht am Ende falsch gerechnet? Alles das dachte ich und wartete. Meine Empfindung war ungefähr die eines Spielers in dem Augenblick, wo er vor dem Spieltische steht und im Begriff ist, auf eine Karte zu setzen. „Soll ich es wagen? soll ich fortgehn? — noch kann ich thun, was ich will.“ Das Herz klopft dabei noch nicht heftig, aber es zittert und ist beklommen — eine Empfindung, die eines gewissen Reizes nicht ermangelt. Aber die Unentschiedenheit wird einem bald lästig, es flimmert einem vor den Augen: man streckt die Hand aus, faßt eine Karte, aber mechanisch, fast gegen seinen Willen, als werde die Hand von einer fremden Macht geleitet. Endlich entschließt man sich und setzt — und nun wird die Aufregung überwältigend. Das eben Gesagte gilt nicht im allgemeinen von einer Auktion, es gilt nur für mich; wem sonst klopfte wohl das Herz bei einer Auktion? Von den anwesenden Käufern wurden einige hitzig, andre schwiegen und warteten ab, noch andre kauften und bereuten es nachher. Ich hatte gar kein Mitleid mit einem Herrn, der im Versehen eine neusilberne Rahmkanne für eine echt silberne gekauft, und anstatt zwei Rubel fünf dafür gegeben hatte; es amüsierte mich im Gegenteil sehr. Der Exekutor machte bunte Reihe mit den Verkaufsgegenständen — nach den Leuchtern kamen Ohrgehänge, danach ein gesticktes Sofakissen mit Saffianfutter, dann eine Schatulle — wahrscheinlich der Abwechselung wegen, oder um den Ansprüchen der Käufer zu genügen. Ich hielt es nicht zehn Minuten als unparteiischer Zuschauer aus und ließ mich beinahe von dem Kissen, dann von der Schatulle bestechen, trat aber im entscheidenden Augenblicke wieder zurück: all die Gegenstände kamen mir doch gar zu miserabel vor. Endlich nahm der Exekutor ein Album in die Hand:

„Ein Hausalbum, in roten Saffian gebunden, nicht neu, mit Aquarell- und Tuschzeichnungen, in einem Futteral von geschnitztem Elfenbein mit silbernen Klammern — — zwei Rubel! . . .“

Ich trat vor: es war ein schönes Stück, aber die Elfenbeinschnitzerei hatte an einer Stelle einen Fehler. Ich besah es ganz allein, es fand sich kein andrer Liebhaber dafür. Alle schwiegen. Ich hätte die Spangen öffnen, das Album aus dem Futteral herausnehmen und von allen Seiten besehn können; aber ich machte keinen Gebrauch von meinem Rechte, sondern machte nur mit zitternder Hand eine wegwerfende Bewegung, als läge mir nichts daran.

„Zwei Rubel und fünf Kopeken,“ sagte ich dann mit klappernden Zähnen, glaube ich.

Es wurde mir zugeschlagen. Ich zog rasch mein Geld heraus und bezahlte; dann nahm ich das Album und begab mich in eine Ecke des Zimmers; dort nahm ich es aus dem Futteral heraus und besah es mit fieberhafter Hast: ohne das Futteral war es das lumpigste Ding von der Welt, ein dünnes Büchlein von der Größe eines Bogens Postpapier kleinen Formats mit schon ganz abgenutztem Goldschnitt — ein Album, wie sie in den guten alten Zeiten bei jungen Mädchen, die eben das Institut verlassen hatten, Mode waren. Einige Tusch- und Farbezeichnungen befanden sich darin: ein Tempel auf einer Anhöhe, verschiedne kleine Amorgestalten, ein Teich mit darauf umherschwimmenden Schwänen; auch ein Vers stand darin:

Vom teuren Moskau soll ich scheiden,
Soll, ach! in weite Fernen ziehn;
All meine Lieben soll ich meiden,
Zur Krim trägt mich die Post dahin.

Ich wundre mich, wie ich ihn behalten habe! Nachdem

ich meine Acquisition gehörig besehn, fand ich, daß ich „reingefallen" sei; denn wenn es einen unnützen Gegenstand gab, so war es dieser.

„Das thut nichts," tröstete ich mich; „auf die erste Karte verliert man immer; das ist sogar ein gutes Zeichen."

Und ich war wirklich ganz zufrieden.

„Aha, ich bin also zu spät gekommen; Sie haben es erstanden," hörte ich plötzlich jemand zu mir sagen, und neben mir stand ein ziemlich stattlicher, gut gekleideter Herr in einem blauen Paletot.

„Ich bin zu spät gekommen. Ach, wie schade! Für wieviel?"

„Zwei Rubel und fünf Kopeken."

„Ach, wie schade! Und Sie würden es mir nicht abtreten?"

„Lassen Sie uns hinausgehn," flüsterte ich ihm beklommen zu.

Wir traten auf den Hausflur.

„Ich will es Ihnen für zehn Rubel überlassen," sagte ich, indem mir's kalt über den Rücken lief.

„Zehn Rubel! Erbarmen Sie sich, was fällt Ihnen ein?"

„Wie Sie wollen."

Er riß die Augen auf und sah mich an. Ich war gut gekleidet, sah gar nicht aus, wie ein Jude oder Trödler.

„Seien Sie doch vernünftig, das ist ja nur ein lumpiges, altes Album, das gar nichts taugt: das Futteral allein ist eigentlich nichts wert, das würde Ihnen doch niemand abkaufen."

„Sie wollen es doch kaufen."

„Ja, das ist aber ein besondrer Fall, ich hörte erst gestern davon. Es gibt auch nur einen solchen Narren wie ich. So seien Sie doch vernünftig, ich bitte Sie."

„Ich hätte eigentlich fünfundzwanzig Rubel sagen sollen, aber da ich dann riskiert hätte, daß Sie zurückgetreten wären,

so habe ich der Sicherheit wegen nur zehn gesagt, lasse jedoch keinen Kopeken ab."

Ich wandte ihm den Rücken und ging.

Auf dem Hofe holte er mich ein: „Da haben Sie vier Rubel, nun — meinetwegen — fünf."

Ich schwieg und ging weiter.

„Na, da haben Sie!" Er zog zehn Rubel heraus; ich gab ihm das Album.

„Geben Sie wenigstens zu, daß das unehrlich ist. Von zwei Rubel auf zehn. He?"

„Wieso, unehrlich? Es ist ein Handel!"

„Was für ein Handel!" (Er wurde böse.)

„Wo Nachfrage ist, da ist auch Angebot; hätten Sie nicht danach gefragt, ich wäre es für vierzig Kopeken nicht losgeworden."

Obgleich ich äußerlich ruhig und ernst blieb, so lachte ich doch innerlich krampfhaft, nicht vor Entzücken; ich weiß selbst nicht weshalb; ich war fast atemlos vor Aufregung.

„Wissen Sie was?" flüsterte ich dann in einem unwiderstehlichen Drange nach Mitteilung sehr freundschaftlich und liebevoll (ich fühlte plötzlich eine große Liebe zu ihm): „Wissen Sie was: Als der verstorbne James Rothschild, der Pariser, eintausend siebenhundert Millionen Franks hinterließ (er nickte mit dem Kopfe), noch jung war und zufällig einige Stunden früher als alle übrigen den Tod des Herzogs von Berry erfuhr, da teilte er diese Nachricht sogleich gehörigen Orts mit, und durch diesen einen Streich gewann er in einem Augenblick mehrere Millionen. So machen es kluge Leute!"

„Sie wollen also ein Rothschild sein, was?" rief er mir unwillig wie einem Narren zu.

Ich trat rasch auf die Straße hinaus. Ein „Schritt"

und ich hatte sieben Rubel und fünfundneunzig Kopeken gewonnen. Es war ein unsinniger, ein kindischer Streich, das gebe ich zu; aber er hatte doch meinen Erwartungen entsprochen und mußte mich natürlich tief innerlich aufregen. Übrigens, wozu Gefühle beschreiben! In meiner Westentasche befand sich eine Zehnrubelnote; ich steckte die Hand in die Tasche und betastete das Geld, um mich seines Besitzes zu vergewissern; nachdem ich hundert Schritte gegangen war, zog ich es heraus und besah es, besah es von allen Seiten und hätte es am liebsten geküßt. Bei einem Hause fuhr ein Wagen vor, der Schweizer öffnete die Hausthür und heraus trat eine Dame, elegant, jung, schön, reich, in Samt und Seide gekleidet, mit einer zwei Arschinen langen Schleppe. Plötzlich glitt ihr ein hübsches kleines Taschentuch aus der Hand und fiel auf die Erde; sie stieg in den Wagen; der Diener bückte sich, um den gefallnen Gegenstand aufzuheben; ich aber sprang rasch hinzu, kam ihm zuvor, und händigte es der Dame ein, wobei ich höflich meinen Hut lüftete (einen Cylinderhut, ich war wie ein feiner, junger Herr gekleidet). Die Dame sagte mir mit einem verhaltnen, aber sehr freundlichen Lächeln: „Merci, monsieur!“ Der Wagen rollte davon. Ich aber drückte meinen Zehnrubelschein an die Lippen.

III.

An diesem Tage mußte ich auch noch einen gewissen Jefim Swerew, einen meiner frühern Schulkameraden, sprechen, der das Gymnasium verlassen hatte, ohne es zu beendigen, und der jetzt in Petersburg eine höhere Spezialschule besuchte. Ich hatte nie in besonders freundschaftlichen Beziehungen zu ihm gestanden; aber jetzt suchte ich ihn auf, weil er mir die Adresse eines gewissen Kraft, einer für mich sehr wichtigen Persönlich-

keit, mitteilen konnte, sobald derselbe aus Wilna eingetroffen sein würde. Swerew erwartete ihn heute oder morgen, was er mich vorgestern hatte wissen lassen. Er wohnte sehr weit, auf der Petersburger Seite; aber ich fühlte durchaus keine Müdigkeit und machte mich daher auf den Weg dahin.

Ich traf Swerew (der, beiläufig gesagt, auch neunzehn Jahr alt war und zeitweilig bei seiner Tante wohnte) auf dem Hofe, wo er sich nach eingenommner Mahlzeit Motion auf Stelzen machte. Er empfing mich mit der Nachricht, daß Kraft gestern schon angekommen und in seinem frühern Quartier abgestiegen sei, und daß auch er mich sobald als möglich zu sehen wünschte, um mir etwas Wichtiges mitzuteilen. „Er reist bald wieder fort!“ fügte Jefim hinzu.

Da es unter den obwaltenden Umständen von größter Wichtigkeit für mich war, Kraft sogleich zu sprechen, so bat ich Jefim, mich unverzüglich zu ihm zu führen; er wohnte nur zwei Häuser weiter in einer Seitengasse. Aber Jefim erklärte mir, daß er Kraft vor einer Stunde zu Dergatschew habe gehn sehn.

„So laß uns auch zu Dergatschew gehn. Warum sträubst du dich immer dagegen, fürchtest du dich?“ fragte er.

Ich überlegte mir die Sache. Kraft konnte ja wirklich lange bei Dergatschew aufgehalten werden, und wo hätte ich ihn später treffen sollen? Vor Dergatschew fürchtete ich mich nicht, aber zu ihm hingehn wollte ich nicht gern, trotzdem mich Jefim nun schon zum drittenmal dazu überredete und dieses: „Was fürchtest du dich?“ immer mit einem garstigen, auf mich gemünzten Lächeln begleitete. Wenn ich mich weigerte, so geschah es wahrlich nicht aus Furcht, sondern aus einem ganz andern Grunde. Aber diesmal entschloß ich mich doch

zu dem Gange. Unterwegs fragte ich Jefim, ob er noch immer die Absicht habe, nach Amerika zu gehn.

„Vielleicht warte ich damit noch ein wenig,“ antwortete er mit einem kaum merklichen Lächeln.

Ich liebte ihn nicht besonders, eigentlich gar nicht. Er hatte sehr blondes, fast weißes Haar, ein volles, sehr weißes, ja fast unverschämt weißes Gesicht mit einem gewissen kindischen Ausdruck, war aber dem Wuchse nach größer als ich, und doch hätte man ihm nicht mehr als siebzehn Jahr gegeben. Sprechen konnte man mit ihm über gar nichts.

„Und was gibt es denn da? Doch nicht immer einen Haufen Menschen?“ fragte ich, um mich zu orientieren.

„Ja, was fürchtest du dich denn immer?“ spottete er wieder.

„Scher dich zum Teufel!“ schrie ich ihn an.

„Durchaus nicht ein Haufen. Es kommen nur Bekannte hin und auch nur die nächsten; beruhige dich.“

„Hol' sie der Teufel! Was geht es mich an, ob es die nächsten sind oder nicht. Gehöre ich etwa zu den nächsten? Und wie können sie wissen, ob ich zuverlässig bin?“

„Ich führe dich ein, und das genügt. Du bist dort schon bekannt. Kraft kann dich ja auch vorstellen.“

„Höre, wird Wassin da sein?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wenn er dort ist, so stoße mich an, sobald wir hereintreten, und zeige ihn mir; hörst du?“

Von Wassin hatte ich schon viel gehört und interessierte mich sehr für ihn.

Dergatschew bewohnte in einem Hofe den kleinen Seitenflügel eines hölzernen Hauses, das einer Kaufmannsfrau gehörte. Die ganze Wohnung bestand aus drei reinlichen Zimmern, vor deren vier Fenstern die Rouleaus niedergelassen waren.

Dergatschew war Techniker und hatte als solcher Beschäftigung in Petersburg gefunden; ich hörte jedoch flüchtig, es sei ihm eine sehr vorteilhafte Privatanstellung in der Provinz angetragen und er stehe im Begriff, sie anzunehmen.

Kaum waren wir in das winzig kleine Vorstübchen getreten, als uns ein Schwall von Stimmen entgegenschlug. Wie es schien, wurde eifrig über etwas disputiert und jemand schrie: „Quae medicamenta non sanant — ferrum sanat; quae ferrum non sanat — ignis sanat.“

Ich befand mich wirklich in einer gewissen Aufregung; natürlich: ich war nicht daran gewöhnt, in Gesellschaft zu gehn. Im Gymnasium hatte ich mit den Kameraden auf Du gestanden und war doch mit niemand befreundet gewesen. Ich hatte immer einsam in meinem Winkel gelebt. Aber die Menschenmenge allein hätte mir nicht angst gemacht; es war etwas andres. Auf jeden Fall gab ich mir das Wort, mich in keinerlei Streit einzulassen, nur das Notwendigste zu sagen, um zu keinen Vermutungen über meine Persönlichkeit Veranlassung zu geben, namentlich aber, nicht zu disputieren.

In dem wirklich sehr kleinen Zimmer befanden sich sieben Menschen, mit den Damen zehn. Dergatschew selbst war fünfundzwanzig Jahr alt und verheiratet. Die Schwester seiner Frau und noch eine Verwandte wohnten bei ihm. Das Zimmer war ärmlich, jedoch genügend möbliert und sogar ziemlich reinlich. An einer der Wände hing eine elende Lithographie, ein Porträt, und in einer Ecke ein Heiligenbild ohne Metallbeschlag, vor welchem jedoch ein Lämpchen brannte. Dergatschew trat auf mich zu, drückte mir die Hand und forderte mich auf, Platz zu nehmen.

„Setzen Sie sich, wir sind hier ganz unter uns.“

„Wenn ich bitten darf,“ fügte eine ziemlich hübsche, sehr

bescheiden gekleidete junge Frau hinzu, die, nachdem sie mich flüchtig begrüßt, das Zimmer verließ. Das war seine Frau, und wie es schien, hatte sie an der Diskussion auch teilgenommen, ging aber jetzt hinaus um ihr Kind zu stillen. Es blieben noch zwei Damen da: die eine, ziemlich klein, nicht häßlich, ungefähr zwanzig Jahr alt; die andre mager, mit stechenden Augen, in den dreißiger Jahren. Beide hörten zu, aber mischten sich nicht in das Gespräch.

Was die Männer betrifft, so standen die meisten; es saßen außer mir nur noch Kraft und Wassin. Jefim hatte sie mir gleich gezeigt, denn auch Kraft sah ich zum erstenmal. Ich stand auf nnd trat auf sie zu, um mich ihnen vorzustellen. Krafts Persönlichkeit werde ich nie vergessen, es lag keine besondre Schönheit, aber eine auffallende Sanftmut und Zartheit in seiner ganzen Erscheinung, obgleich sie einer gewissen Würde durchaus nicht entbehrte. Er war 26 Jahr alt, ziemlich mager, über mittelgroß, blond, hatte ein ernstes, sanftes Gesicht und überhaupt etwas „Stilles" in seinem ganzen Wesen. Und doch, selbst wenn man es mir angeboten — hätte ich mein gewiß sehr gewöhnliches Äußere mit dem seinen, das mir so anziehend schien, nicht getauscht. Es lag etwas in dem Gesicht, was ich in dem meinigen nicht gewünscht hätte, etwas gar zu Apathisches in moralischer Beziehung, wie ein unbewußter, heimlicher Stolz. So genau übrigens hätte ich ihn wohl damals nicht beurteilen können. Erst jetzt, nach den stattgehabten Ereignissen, kommt es mir so vor, als hätte ich das alles schon damals gesehn.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind," sagte Kraft. „Ich habe einen Brief für Sie, der Sie interessieren wird. Wir wollen hier ein wenig bleiben und dann zu mir hinübergehn."

Dergatschew war von mittlerem Wuchse, breitschultrig, stark, brünett und hatte einen großen Bart. In seinem Blick sprach sich Scharfsinn, in seinem ganzen Wesen Zurückhaltung, eine gewisse unablässige Vorsicht aus; obgleich er selbst meistens schwieg, so leitete er doch augenscheinlich die Unterhaltung. Wassins Physiognomie frappierte mich nicht besonders, und ich hatte doch von ihm als von einem außergewöhnlich klugen Manne sehr viel gehört: blond, hellgraue, große Augen, ein sehr offnes Gesicht, in dem doch ein gewisser Zug von Härte lag: man sah ihm an, daß er wenig mitteilsam war; aber in dem Blick sprach sich entschieden Klugheit aus, mehr Tiefe und Klugheit, als bei allen sonst noch Anwesenden, Dergatschew nicht ausgenommen. Von den übrigen jungen Leuten erinnre ich mich nur noch zweier: eines langen, sehr redseligen Mannes mit dunklem Teint und schwarzem Backenbarte, der ungefähr siebenundzwanzig Jahr alt sein mochte und entweder Lehrer oder etwas derart war, und noch eines jungen Burschen, in russischem, ärmellosem Überzieher, eine ziemlich intelligent aussehende, jedoch ziemlich schweigsame Gestalt, die nur als Zuhörer figurierte. Es stellte sich auch später heraus, daß er zum Bauernstande gehörte.

„Nein, so darf man die Sache nicht darstellen," nahm der Lehrer mit dem schwarzen Backenbart die augenscheinlich schon lange währende Diskussion wieder auf. „Von den mathematischen Beweisen will ich gar nicht reden, aber diese Idee, der ich auch ohne mathematische Beweise beizutreten bereit bin . . . . ."

„Warte, Tichomirow!" unterbrach ihn Dergatschew laut. „Die Neuangekommnen können so nichts verstehn. Hier ist, sehen Sie," wandte er sich dann speziell an mich (und wenn er die Absicht hatte, mir, als Neuling, auf den Zahn zu

fühlen, oder mich zum Reden zu bewegen, so war das ein sehr geschicktes Manöver seinerseits, das muß ich gestehn; ich fühlte es auch sogleich und war auf meiner Hut); „hier, sehen Sie, ist Herr Kraft, der uns allen hinlänglich durch seinen Charakter und seine soliden Grundsätze bekannt ist. Er ist infolge eines sehr gewöhnlichen Faktums zu einem sehr ungewöhnlichen Schluß gelangt, durch den er uns alle ins höchste Erstaunen versetzt hat. Er beweist, daß das russische Volk eine Nation zweiten Ranges sei."

„Dritten Ranges," rief jemand dazwischen.

„Zweiten Ranges, der es nur bestimmt ist, einem edlern Stamme als Material zu dienen, aber keine selbständige Rolle in den Geschicken der Menschheit zu spielen. In anbetracht dieser, seiner vielleicht auch richtigen Schlußfolgerung ist Herr Kraft zu der Überzeugung gelangt, daß diese Idee jede fernere Thätigkeit des Russen lähmen müsse, daß, sozusagen, allen die Hände sinken müssen . . . ."

„Erlaube, Dergatschew, so darf man die Sache nicht darstellen," ergriff wieder Tichomirow das Wort, und Dergatschew trat augenblicklich zurück. „In anbetracht dessen, daß Kraft ernsthafte Studien darüber gemacht, und auf physiologischen Beobachtungen beruhende Schlüsse gezogen hat, die er für mathematische hält, und über dieser seiner Idee, der ich für meine Person ohne Bedenken a priori beizutreten bereit bin, Jahre seines Lebens verloren hat, in anbetracht dessen, d. h. der von Kraft auf die Feststellung dieser Idee verwandten Zeit, Mühe und Anstrengung, stellt sich uns der ganze Prozeß als ein Phänomen dar und es geht aus dem allen ein Umstand hervor, den Kraft selbst natürlich nicht einsehn kann, mit dem wir uns aber beschäftigen müssen, nämlich: das mangelnde Begriffsvermögen Krafts, das an sich ein Phä-

nomen ist. Es müßte jetzt untersucht werden, ob dieses Phänomen, als ein vereinzelter Fall, in die Klinik gehört, oder ob es die Eigenschaft hat, sich auch normal in andrer Leute Gehirn wiederholen zu können. Das auszumachen wäre interessant in anbetracht der gemeinsamen Sache. Was Rußland betrifft, so glaube ich Kraft und will sogar eingestehn, daß ich mich beinah darüber freue. Wenn diese Idee Gemeingut würde, löste sie so manchem die Fesseln und befreite gar viele von patriotischen Vorurteilen . . . . ."

„Der Patriotismus hat nichts dabei zu thun," sagte Kraft mit einiger Anstrengung. Ihm schienen all diese Debatten sehr lästig.

„Patriotismus oder nicht, das thut nichts zur Sache," murmelte schweigsam Wassin.

„Aber wodurch, ich bitte euch, könnte wohl Krafts Schlußfolgerung das Vorwärtsstreben auf rein menschlichem Gebiete beeinträchtigen?" schrie der Lehrer (er allein schrie, alle andern sprachen mit gewöhnlicher Stimme). „Mag Rußland selbst zu einer Nation zweiten Ranges verurteilt sein, Arbeit gibt es immer und nicht für Rußland allein. Überdies, wie kann Kraft ein Patriot sein, wenn er seinen Glauben an Rußland verloren hat?"

„Noch dazu ein Deutscher!" ließ sich eine Stimme vernehmen.

„Ich bin — ein Russe," sagte Kraft.

„Das ist eine Frage, die nicht zur Sache gehört," bemerkte Dergatschew dem Händelsüchtigen.

„Lassen Sie die Engherzigkeit Ihrer Ansichten fahren," fuhr Tichomirow ohne die Unterbrechung zu beachten, fort. „Wenn Rußland — nur das Material für edlere Stämme

sein soll, weshalb soll es denn nicht als solches dienen? Das ist noch immer eine ziemlich ansehnliche Rolle. Warum soll man sich mit dieser Rolle nicht zufrieden geben, in anbetracht der Größe der Aufgabe. Die Menschheit befindet sich am Vorabende ihrer Wiedergeburt, die eigentlich schon begonnen hat. Die uns gewordne Aufgabe können nur Blinde leugnen. Verlaßt Rußland, wenn Ihr keinen Glauben an dasselbe mehr habt, und arbeitet für das zukünftige, noch unbekannte Volk, welches aus der ganzen Menschheit ohne Unterschied der Nationen rekrutiert werden soll. Ohnehin wäre Rußland einmal untergegangen: selbst die begabtesten Völker der Erde existieren anderthalbtausend, höchstens zweitausend Jahr; ist es nun nicht einerlei, ob es zweitausend oder zweihundert Jahre sind? Die Römer haben nicht einmal anderthalbtausend Jahr als Kulturvolk existiert, ehe sie auch zum Materiale wurden. Sie sind schon lange nicht mehr, aber ihr Geist ist geblieben und hat als zurückgebliebnes Element der Vergangenheit das Schicksal der Menschheit durchdrungen. Wie kann man den Menschen sagen, daß es nichts mehr zu thun gibt? Ich kann mir eine Situation nicht vorstellen, bei der es nichts mehr zu thun gäbe. Arbeitet für die Menschheit, und kümmert euch nicht um das übrige. Es gibt so viel zu thun, wenn man aufmerksam um sich schaut, daß das Leben dazu nicht hinreicht."

„Man müßte das Leben nach den Gesetzen der Natur und des Rechts gestalten," ließ sich hier Frau Dergatschews Stimme in der Thür vernehmen. Sie stand mit dem Kinde an der nur leicht bedeckten Brust in der nur eine handbreit geöffneten Thür und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gespräche der Männer.

Kraft hatte mit einem leisen Lächeln zugehört und sagte

jetzt mit dem Ausdrucke der Ermüdung, aber doch mit tiefster Überzeugung:

„Ich begreife nicht, wie man unter dem Einflusse einer Herz und Geist vollständig in Anspruch nehmenden Idee noch für etwas leben kann, was nicht diese Idee ist.“

„Aber wenn man Ihnen logisch, mathematisch beweist, daß Ihre ganze Idee, Ihre Schlußfolgerungen falsch sind, daß Sie nicht das geringste Recht haben, sich aus jeder gemeinnützigen Thätigkeit nur deshalb auszuschließen, weil Rußland zu einer Macht zweiten Ranges vorherbestimmt ist. Wenn sich Ihnen anstatt eines engbegrenzten Horizonts die Unendlichkeit aufschließt, wenn anstatt der beschränkten Idee des Patriotismus . . . .“

„Ach!“ schaltete Kraft mit einer leise abwehrenden Handbewegung ein; „ich sagte Ihnen schon, daß der Patriotismus nichts damit zu thun habe.“

„Hier waltet augenscheinlich ein Mißverständnis ob,“ mischte sich jetzt Wassin in das Gespräch. „Der Fehler liegt darin, daß Kraft nicht einen rein logischen Schluß gezogen hat, sondern mit seiner Überzeugung auf das Gebiet des Gefühls übergegangen ist. Alle Naturen sind sich nicht gleich. Bei vielen wird ein logisch gewonnener Schluß in der Folge zu einer Sache tiefsten Gefühls, welches das ganze Wesen ergreift und sehr schwer umzugestalten oder gar auszurotten ist. Um einen solchen Menschen zu heilen, müßte man ihn von seinem zur Überzeugung gewordenen Gefühl abbringen, was nicht anders möglich wäre, als indem man dieses durch ein andres, gleich mächtiges Gefühl ersetzte. Das ist immer schwer und in vielen Fällen unmöglich.“

„Falsch!“ schrie der Streitsüchtige. „Ein logischer Beweis besiegt unvermeidlich jedes Vorurteil. Eine vernünftige

Überzeugung kann auch zur Sache des Gefühls werden. Der Gedanke entsteht aus dem Gefühl, und erzeugt, indem er sich im menschlichen Gehirn festsetzt, ein neues Gefühl."

„Die Menschen sind sehr verschieden: manche wechseln ihre Gefühle leicht, andre schwer," antwortete Wassin, als wünsche er der Diskussion ein Ende zu machen; ich aber war von seinen Worten entzückt.

„Wie schön Sie das gesagt haben!" wandte ich mich plötzlich zu ihm, indem ich das Eis brach und mich auch in die Unterhaltung mischte. „Das ist es ja gerade: man muß an die Stelle des einen Gefühls ein andres setzen. In Moskau war vor vier Jahren ein General . . . . . Sehen Sie, meine Herrschaften, ich habe ihn nicht gekannt, aber — — vielleicht konnte er auch persönlich auf keine besondre Achtung Anspruch erheben . . . . . Und dann, das Faktum selbst ist vielleicht nicht ganz vernunftgemäß, aber . . . . kurz, es starb ihm, müssen Sie wissen, ein Kind, d. h. eigentlich zwei, zwei kleine Mädchen, eins nach dem andern, am Scharlach . . . . . Nun, und er war danach wie vom Schmerz gebrochen, fast tiefsinnig, schlich herum wie ein Schatten, daß einem das Herz bei seinem Anblick wehthat — und endlich, nach einem halben Jahr, starb er. Daß er aus Gram starb, das ist ein Faktum. Wodurch hätte man ihn nun wohl am Leben erhalten können? Antwort: Durch ein seinem Schmerze die Wage haltendes Gefühl. Man hätte seine zwei kleinen Mädchen aus dem Grabe scharren und sie ihm wiedergeben sollen — dann wäre alles gut gewesen. So aber starb er. Und doch hätte man ihm verschiedne herrliche Trostgründe anführen können: daß das Leben vergänglich ist, daß wir alle sterblich sind, daß nach den Ergebnissen der Statistik jährlich so und so viele Kinder am Scharlach sterben . . . . Er war schon verabschiedet . . . ."

Ich hielt außer Atem inne und sah mich im Kreise um.

„Das hat ja nichts damit zu thun,“ bemerkte jemand.

„Das von Ihnen angeführte Beispiel ist, wenn auch nicht ganz auf den gegebnen Fall passend, so doch ihm ähnlich, und erläutert ihn,“ wandte sich Wassin zu mir.

IV.

Und hier muß ich bekennen, mit brennender Scham bekennen, weshalb ich in solches Entzücken über Wassins Argument von der „Gefühlsidee“ geriet. Ja, ich hatte mich gefürchtet, zu Dergatschew zu gehn, wiewohl nicht aus dem Grunde, den Jefim voraussetzte. Ich hatte mich schon in Moskau vor „ihnen“ gefürchtet, denn ich wußte, daß „sie“, d. h. Leute dieser Art, Dialektiker seien, die mich am Ende an „meiner Idee“ irre machen könnten. Soweit war ich allerdings meiner selbst sicher, daß ich ihnen meine Idee nicht preisgeben würde; aber „sie“ konnten mir etwas sagen, was mich mißtrauisch gegen meine Idee gemacht hätte, ohne daß sie selbst etwas davon wußten. In meiner Idee steckten noch manche dunkle Fragen, aber ich wollte sie nicht von Fremden gelöst wissen. In den letzten zwei Jahren hatte ich sogar nichts mehr gelesen, um nicht auf einen Ausspruch zu stoßen, der der „Idee“ ungünstig sein, mich darin wankend machen könnte. Und nun löste Wassin so unerwarteterweise das Problem und beruhigte mich im höhern Sinne. Ja wirklich, was fürchtete ich denn und was konnten sie mir selbst mit der raffiniertesten Dialektik anhaben? Ich war vielleicht der einzige in der ganzen Gesellschaft, der verstand, was Wassin mit seiner Gefühlsidee hatte sagen wollen. Es genügt nicht, eine schöne Idee einfach zu widerlegen; man muß auch noch eine andre, gleich schöne, an deren Stelle setzen; kann man das nicht,

so habe ich, der ich um keinen Preis von meiner Idee lassen will, das Recht, diese Widerlegung in meinem Herzen zu verwerfen. Deshalb hätte ich tapfrer und männlicher auftreten können. Indem ich über Wassin in Entzücken geriet, schämte ich mich über mich selbst und fühlte mich als ein unmündiges Kind.

Aber ich hatte noch einen andern Grund zur Scham.

Nicht nur die häßliche Sucht, mit meinem Verstande zu prahlen; hatte mich dazu veranlaßt, das Eis zu brechen und meine Meinung zu sagen, sondern auch noch der Wunsch, ihnen zu „imponieren". Diese Sucht, mich einzuschmeicheln, für einen ganzen Kerl gehalten, gelobt und gehätschelt zu werden (kurz, eine Gemeinheit), halte ich für einen ganz schändlichen Zug in meinem Charakter, und habe ihn von je her an mir verabscheut. Ich wußte, daß ich mich unter Menschen mehr zusammennehmen müßte! . . . . . Mich tröstete nach jeder solchen Erfahrung nur der Gedanke, daß meine „Idee" mir doch bisher als Geheimnis geblieben sei. Das Herz blieb mir stehn, wenn ich mir vorstellte, wie, wenn ich meine Idee jemand mitteilte, mir nichts mehr zu eigen bleiben würde, wie ich dann nicht mehr als jeder andre sein und am Ende meine Idee gar aufgeben würde. Deshalb behütete und bewachte ich sie und zitterte vor jeder Versuchung. Und nun plötzlich bei Dergatschew widerstand ich schon dem ersten Anpralle nicht, d. h., ich hatte natürlich noch nichts verraten, aber doch ganz unverantwortlich geschwatzt. Es war eine Schmach! Eine schändliche Erinnerung! Nein, ich darf nicht unter Menschen leben, und denke das auch jetzt noch für vierzig Jahre voraus. Mit meiner „Idee" gehöre ich — — in einen Winkel.

V.

Kaum hatte Wassin mir ein Wort des Lobes gesagt, als ich mich auch schon unwiderstehlich zum Weitersprechen veranlaßt fühlte.

„Meiner Meinung nach hat jeder das Recht, seine Gefühle für sich zu haben und zu behalten, vorausgesetzt, daß sie auf Überzeugungen fußen . . . . damit niemand sie ihm zum Vorwurf machen könne,“ wandte ich mich wieder an Wassin. Obgleich ich meine Ansicht mit großer Kühnheit äußerte, so war mir doch, als spräche eine fremde Zunge in meinem Munde.

„Wir—k—lich?“ fiel hier nachlässig ironisch dieselbe Stimme ein, die Dergatschew unterbrochen und Kraft zugerufen hatte, daß er ein Deutscher sei. Da ich ihn für eine vollständige Null ansah, so wandte ich mich zum Lehrer, als hätte er die Frage gethan.

„Meine Überzeugung ist, daß ich über niemand abzusprechen berufen bin,“ sagte ich mit zitternder Stimme und mühsam verhaltenem Zorn.

„Warum denn so heimlich?“ ließ sich wieder die Stimme der Null vernehmen.

„Ein jeder hat seine Idee,“ sagte ich wieder mit einem beharrlichen Blick auf den Lehrer, der seinerseits schwieg und mich nur lächelnd musterte.

„Auch Sie?“ schrie die Null.

„Es würde zu weit führen, sie auseinanderzusetzen . . . Aber zum Teil besteht meine Idee darin, daß ich in Ruhe gelassen sein will. Solange ich zwei Rubel in der Tasche habe, will ich von niemand abhängig sein (beruhigen Sie sich, ich kenne alle Einwendungen dagegen) und nichts zu thun — sogar nicht für die große, zukünftige Menschheit, für die

zu arbeiten man Herrn Kraft aufforderte. Die persönliche Freiheit, d. h. meine eigne, kommt in erster Reihe, alles übrige geht mich nichts an."

Der Fehler lag nur darin, daß ich mich ereiferte.

„Das heißt also — — die Ruhe einer gesättigten Kuh?"

„Mag sein. Mich beleidigen Sie damit nicht. Ich bin niemand etwas schuldig; ich zahle der Gesellschaft meine Abgaben in Form von Fiskalsteuern, damit ich nicht bestohlen, nicht geprügelt, nicht ermordet werde, und mehr hat niemand das Recht von mir zu fordern. Vielleicht habe ich persönlich auch noch andre Ideen und will auch der Menschheit dienen und werde es und vielleicht zehnmal besser als alle, die damit prahlen; aber ich will nicht, daß jemand es von mir zu fordern, mich dazu zu zwingen wage, wie den Herrn Kraft; meine volle Freiheit muß ich haben, auch meinen kleinen Finger nicht zu rühren, wenn ich es nicht will. Sich jedem an den Hals zu hängen aus Liebe zur Menschheit, in Thränen innigster Rührung zerfließen — das ist nur Sache der Mode. Warum soll ich meinen Nächsten durchaus lieben, oder gar Euer zukünftiges Menschengeschlecht, das ich nie sehen werde, das auch von mir nichts wissen wird, das seinerseits ohne jegliche Spur oder Erinnerung verschwinden muß (die Dauer der Zeit hat dabei nichts zu sagen), wenn die Erde sich in einen Eisklumpen verwandelt haben und mit einer endlosen Menge andrer gleichartiger Eisklumpen im luftleeren Weltraume herumfliegen wird. Etwas Unsinnigeres läßt sich ja gar nicht denken! Da habt Ihr Eure Lehre! Nun sagt mir doch, weshalb muß ich denn durchaus ‚anständig' sein, um so mehr, als doch alles nur einen Augenblick dauert?"

„B—brrr!" rief hier die Stimme. Ich hatte das alles aufgeregt und erbittert, mit der größten Hast hervorgestoßen.

Ich wußte, daß ich in eine Grube fiel, daß meine Gedanken und Worte sich überstürzten; aber ich eilte vorwärts, um jedem Widerspruch zuvorzukommen; ich mußte meine Gegner um jeden Preis überzeugen und besiegen. Hatte ich mich doch drei Jahre darauf vorbereitet! Merkwürdig war es aber, daß sie jetzt alle schwiegen und aufmerksam zuhörten. Ich richtete meine Rede konsequent nur an den Lehrer.

„Ja gerade! Ein sehr geistreicher Mann sagte einmal unter anderm, daß nichts schwieriger sei, als die Antwort auf die Frage: ‚Warum muß man anständig sein? . . .‘ Sehen Sie, es gibt drei Arten Schufte auf der Welt: naive Schufte, d. h. solche, die davon überzeugt sind, daß ihre Gemeinheit die höchste Anständigkeit ist; verschämte Schufte oder solche, die sich ihrer eignen Niederträchtigkeit bewußt sind, und doch die feste Absicht haben, dabei zu verharren, und endlich einfach Schufte, Vollblut-Schufte. Erlauben Sie, ich hatte einmal einen Kameraden, Lambert; dieser sagte mir, schon als er fünfzehn Jahre alt war, daß, wenn er einmal reich würde, es sein Genußreichstes werden solle, Hunde mit Brot und Fleisch zu füttern, während die Kinder der Armen vor Hunger stürben, und wenn es den Armen an Holz mangelte, den ganzen Vorrat eines Holzhofes anzukaufen, auf freiem Felde aufstapeln und dort verbrennen zu lassen. Das war sein Gefühl! Nun sagen Sie, welche Antwort müßte ich diesem Vollblutschufte auf die Frage geben, warum er durchaus anständig sein sollte? Und namentlich jetzt in unsrer Zeit, die Sie so arg geschildert haben, denn schlimmer als jetzt kann es nie gewesen sein. Unsre Gesellschaft hat sich ihren Standpunkt durchaus nicht klar gemacht, meine Herrschaften. Sie verleugnen Gott, verleugnen den Fortschritt. Welche dumpfe, blinde, stumpfe Inertionskraft veranlaßt mich denn so zu handeln, wenn es mir anders vor-

teilhafter wäre? Sie sagen: „. . . Vernunftgemäße Beziehungen zur Menschheit sind auch mein Vorteil!“ Aber wenn ich alle diese Produkte der Vernunft, als: Kasernen und Phalanxe, für unvernünftig halte? Der Teufel hole das alles, sowie alles Zukünftige, wenn ich doch nur einmal auf der Welt leben soll. Gestatten Sie mir, meinen Vorteil selbst zu kennen: das ist lustiger. Was geht's mich an, was nach tausend Jahren mit Eurer Menschheit geschieht, wenn ich dafür, nach Eurem Kodex — weder Liebe, noch zukünftiges Leben, noch Bewußtsein des nach mir geschehenden Fortschritts haben soll! Nein, wenn dem so ist, so will ich auf die rücksichtsloseste Art für mich selbst leben und zum Henker mit allen übrigen!“

„Ein vortrefflicher Wunsch!“

„Ich bin übrigens mit dabei!“

„Noch besser!“ (Das alles jene halbe Stimme.)

Alle übrigen schwiegen, und musterten mich; aber allmählich erhob sich aus allen Ecken des Zimmers ein wenn auch erst leises, aber spöttisches Gekicher, mir gerade ins Gesicht. Nur Wassin und Kraft lachten nicht. Der mit dem schwarzen Backenbarte grinste auch; er sah mich starr an und schien auf die Fortsetzung zu warten.

„Meine Herren,“ fuhr ich vor Aufregung zitternd fort, „meine ‚Ideen‘ liefre ich Ihnen um keinen Preis aus; aber ich frage Sie von Ihrem Standpunkte aus — glauben Sie nicht, daß ich eine Antwort in meinem Sinne will, denn ich liebe vielleicht die Menschheit tausendmal mehr, als Sie alle zusammen! — Sagen Sie mir, und Sie sind mir auf jeden Fall eine Antwort schuldig, Sie sind dazu verpflichtet, weil Sie gelacht haben — sagen Sie also: womit wollen Sie mich bewegen, Ihnen zu folgen? Womit wollen Sie mir beweisen, daß Ihre Ansichten die bessern sind? Was machen Sie

mit dem Protest meiner Persönlichkeit in Ihren Kasernen? Ich habe es schon lange gewünscht, meine Herren, mit Ihnen zusammenzutreffen! Sie wollen Kasernen haben, Wohnungsgemeinschaft mit dem stricte nécessaire, Atheismus und Frauengemeinschaft ohne Kinder — das ist Ihr Finale, ich weiß es ja. Und dafür, für dieses kleine Maß von Durchschnittsvorteil, den mir Ihre Vernunft gewährt, für ein Stück Brot und einen warmen Winkel nehmen Sie meine ganze Individualität in Tausch? Ich bitte Sie: man entführt mir z. B. meine Frau; werden Sie mir auch dort meine Individualität absprechen, damit ich meinem Gegner den Kopf nicht einschlage? Sie sagen, ich werde dann selbst schon vernünftiger sein; aber was wird die Frau zu einem so vernünftigen Mann sagen, wenn sie nur die geringste Selbstachtung hat? Das ist ja die reine Unnatur! Sie sollten sich schämen!"

„Sie sind wohl Spezialist für das weibliche Fach?" schaltete mit schadenfroher Stimme die Null ein.

Einen Augenblick dachte ich daran, mich auf ihn los zu stürzen und ihn mit den Fäusten zu bearbeiten. Es war ein ziemlich untersetzter, sommersprossiger, rothaariger Mensch. Übrigens, den Teufel auch scher' ich mich um sein Aussehen!

„Beruhigen Sie sich, ich habe mich noch nie mit einem Weibe eingelassen," bemerkte ich scharf, indem ich mich zum erstenmal direkt an ihn wandte.

„Eine sehr wertvolle Mitteilung, die aber aus Rücksicht für die Damen etwas diskreter hätte gemacht werden können." Und nun gerieten mit einemmal alle in Bewegung; ein jeder suchte nach seiner Mütze, um nach Hause zu gehen. Gewiß war ich nicht die Veranlassung dazu; es war nur eben Zeit geworden, sich zu trennen. Aber ich fühlte mich wie zerknirscht vor Scham durch dieses Schweigen. Ich erhob mich auch.

„Wollen Sie mir gefälligst Ihren Namen sagen? Sie haben mich doch unverwandt angesehen," sagte mit höhnischem Lächeln der Lehrer, indem er auf mich zutrat.

„Dolgoruki!"

„Fürst Dolgoruki?"

„Nein, einfach Dolgoruki, der Sohn eines ehemaligen Leibeignen, Makar Dolgorukis; und der uneheliche Sohn meines ehemaligen Gebieters, des Herrn Werßilow. Beruhigen Sie sich, meine Herren; ich sage das nicht, damit Sie mir sogleich alle um den Hals fallen und wir alle mitsamt wie die Kälber vor Rührung heulen."

Ein lautes, rücksichtsloses Gelächter brach jetzt plötzlich von allen Seiten hervor, so daß das im Nebenzimmer schlafende Kind davon erwachte und zu weinen anfing. Ich bebte vor Wut.

Alle drückten Dergatschew die Hand und verließen das Zimmer, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen. „Kommen Sie," sagte Kraft, indem er mich leise anstieß.

Ich trat auf Dergatschew zu und drückte und schüttelte ihm mehrmals mit aller Kraft die Hand.

„Entschuldigen Sie, ich bitte, daß Kudriumow (der Rothaarige) sich so unpassend gegen Sie benahm."

Ich folgte Kraft; jede Spur von Beschämung war von mir gewichen.

VI.

Es ist entschieden ein bedeutender Unterschied zwischen mir wie ich jetzt bin und wie ich damals war . . .

Noch immer ohne das geringste Gefühl von Beschämung ließ ich schon auf der Treppe Kraft, als eine Größe zweiten Ranges, im Stich, und eilte Wassin nach, den ich mit der unbefangensten Miene, ganz als wäre nichts vorgefallen, fragte:

„Wenn ich nicht irre, kennen Sie meinen Vater, ich meine Werßilow?“

„Persönlich habe ich nicht das Vergnügen,“ antwortete Wassin bereitwillig (und ohne den geringsten Anflug jener zugespitzten, empfindlich berührenden Höflichkeit, die sonst zartfühlende Menschen so leicht Personen gegenüber annehmen, die sich soeben eine Blöße gegeben haben), „aber ich kenne ihn von Ansehen und habe ihn sprechen hören.“

„Wenn Sie ihn gehört haben, so kennen Sie ihn natürlich, eben weil Sie — Sie selbst sind! Was halten Sie von ihm? Entschuldigen Sie die unbescheidne Frage, aber ich muß es wissen. Gerade was Sie von ihm halten, an Ihrer Meinung ist mir sehr viel gelegen.“

„Sie fragen mich zuviel. Aber soviel ich urteilen kann, scheint er mir ein Mensch zu sein, der fähig ist, ungeheure Forderungen an sich selbst zu stellen und ihnen vielleicht auch nachzukommen, der aber niemand über sein Thun und Lassen Rechenschaft geben würde.“

„Das ist wahr! das ist sehr wahr! Er ist über die Maßen stolz. Aber ist der Mensch moralisch rein? Sagen Sie, was halten Sie von seinem Übertritt zum Katholizismus? Aber ich vergesse, Sie wissen es vielleicht gar nicht?“

Wenn ich nicht so aufgeregt gewesen, so wäre ich natürlich nicht so mit der Thür ins Haus gefallen, hätte nicht einen Menschen, den ich zum erstenmale sah, mit so ungeschickt gewählten Fragen bestürmt. Mich wunderte, daß Wassin selbst meine wahnsinnige Aufregung gar nicht zu bemerken schien.

„Ich habe auch davon etwas gehört, aber ich weiß nicht, inwieweit diese Gerüchte der Wahrheit nahe kommen,“ antwortete Wassin wie früher, ohne Zögern und ruhig.

„Es ist gar nichts Wahres daran! Es sind lauter Lügen. Mir können Sie glauben, daß ein Mensch wie Werßilow den Glauben an einen Gott bewahrt hat!“

„Er ist sehr — stolz, wie Sie eben selbst sagten, und viele hochmütige Leute glauben an Gott, namentlich wenn sie die Menschen verachten. Viele von den sogenannten unabhängigen Charakteren haben, glaube ich, ein gewissermaßen natürliches Bedürfnis, sich vor jemand, oder vor etwas zu beugen. Solchen starken Seelen fällt es oft schwer, ihre Kraft allein zu tragen!“

„Hören Sie, das muß sehr wahr sein!“ rief ich wieder. „Ich möchte nur gern verstehn . . . .“

„Der Grund dazu ist klar: sie erwählen Gott, um sich nicht vor den Menschen zu demütigen: natürlich ahnen sie selbst nicht, wie das zugeht. Sich vor Gott zu beugen, ist nicht so gar demütigend. Derlei Leute werden gewöhnlich die am inbrünstigsten Gläubigen — oder richtiger solche, die am inbrünstigsten zu glauben wünschen und den Wunsch für den Glauben selbst halten. Sehr oft aber fühlen sie sich schließlich enttäuscht und werden blasiert; von Herrn Werßilow glaube ich, daß er noch einige durchaus redliche Charakterzüge besitzt. Er hat mich überhaupt sehr interessiert.“

„Wassin!“ rief ich voll Begeisterung, „Sie erfreuen mich unendlich! Ich bewundre nicht so sehr Ihren Geist, als ich mich darüber wundre, daß Sie, ein so reiner, so hoch über mir stehender Mann, mit mir umgehen und so artig und ungezwungen mit mir reden können, als wäre nichts vorgefallen.“

Wassin lächelte.

„So großes Lob verdiene ich nicht, und vorgefallen ist ja auch weiter nichts, als daß Sie sich zu sehr für Gespräche

über abstrakte Gegenstände begeistern. Sie haben wahrscheinlich bisher sehr lange geschwiegen?"

„Ich habe drei Jahre geschwiegen und mich drei Jahre aufs Reden vorbereitet. Für einen Dummkopf haben Sie mich nicht halten können, dazu sind Sie selbst zu klug, obgleich es kaum möglich ist, sich einfältiger zu benehmen, als ich heute. Aber für einen gemeinen Kerl vielleicht?"

„Für einen gemeinen Kerl?"

„Ja gewiß. Sagen Sie, verachten Sie mich nicht im stillen dafür, daß ich sagte, ich sei der uneheliche Sohn Werßilows . . . ? und mit meiner Abstammung von einem Leibeignen prahlte?"

„Sie quälen sich mehr als nötig darüber. Wenn Sie finden, daß Sie nicht recht thaten, so thun Sie es ein andermal nicht. Sie haben ja noch fünfzig Jahr zu leben."

„O, ich weiß, daß ich unter Menschen schweigen muß. Das gemeinste aller Laster ist — sich den Menschen aufzudrängen! Ich habe diese Überzeugung eben ausgesprochen, und nun hänge ich mich doch wieder Ihnen an. Aber es ist doch ein Unterschied, nicht wahr? Wenn Sie diesen Unterschied einsehen, wenn Sie fähig sind, ihn einzusehen, so segne ich diese Minute."

Wassin lächelte wieder.

„Besuchen Sie mich, wenn es Ihnen recht ist," sagte er. „Im Augenblick habe ich eine Arbeit vor und bin beschäftigt; aber es wird mich freuen . . ."

„Ich habe es vorhin Ihrem Gesichte angesehen, daß Sie ein über die Maßen konsequenter und verschloßner Charakter sind."

„Das ist wohl möglich . . . . Ich lernte Ihre Schwester, Elisabeth Makarowna, im vorigen Jahr in Luga kennen . . . .

Kraft ist stehen geblieben und scheint Sie zu erwarten. Er muß hier abbiegen.“

Ich drückte Wassin herzhaft die Hand und eilte Kraft nach, der, solange ich mit Wassin sprach, vor uns hergegangen war. Wir gingen schweigend bis zu seiner Wohnung; ich wollte und konnte noch nicht mit ihm reden. In Krafts Charakter war der ausgesprochenste Zug — das Zartgefühl.

Viertes Kapitel.

I.

Kraft hatte vormals einen Beamtenposten bekleidet und war zugleich dem seligen Andronikow (gegen eine Vergütung) in der Führung gewisser Privatgeschäfte behilflich gewesen. Ich wußte, daß er, infolge seiner intimen Beziehungen zu Andronikow mir über manches, was mich sehr interessierte, würde Auskunft geben können. Ich hatte schon von Marja Iwanowna, der Frau von Nikolaj Ssemeonowitsch, bei dem ich so viele Jahre wohnte, als ich das Gymnasium besuchte, und die die leibliche Nichte, außerdem die Pflegetochter und ein besondrer Liebling Andronikows war, erfahren, daß Kraft beauftragt sei, mir etwas einzuhändigen, und erwartete ihn schon seit einem Monat mit Ungeduld.

Er bewohnte ganz allein eine kleine Wohnung von zwei Zimmern und hatte sogar im Augenblick, da er eben erst angekommen, keine Bedienung. Sein Tschemodan, obgleich geöffnet, war noch nicht ausgeräumt; alle Stühle waren mit verschiednen Sachen belegt, auf dem Tisch vor dem Sofa lagen ein Reisesack, eine Reiseschatulle, ein Revolver u. s. w.

Kraft trat mit sehr nachdenklicher Miene herein, als habe er mich ganz vergessen; vielleicht hatte er gar nicht gemerkt, daß ich unterwegs nicht ein Wort mit ihm gesprochen. Er ging

im Zimmer umher, als suche er etwas, und als er bei einem Spiegel vorüberkam, blieb er stehen und besah wohl eine ganze Minute lang aufmerksam sein Gesicht. Diese Eigentümlichkeit, deren ich mich später so gut erinnern sollte, fiel mir damals nicht besonders auf, weil ich selbst so betrübt und aufgeregt war. Ich konnte mich gar nicht fassen. Einen Augenblick dachte ich sogar daran, mich aus dem Staube zu machen und alle meine Geschäfte im Stiche zu lassen. Und worin bestanden eigentlich diese Geschäfte? Entsprangen sie nicht am Ende aus nur eingebildeten Besorgnissen? Ich war in Verzweiflung darüber, daß ich aus purer Sentimentalität so viel Energie an vielleicht ganz unwürdige Zwecke vergeuden wollte, während ich doch für mich selbst eine so ernste Aufgabe zu lösen hatte. Meine Unfähigkeit in Behandlung jeder ernsten Angelegenheit hatte sich ja hinlänglich durch das, was bei Dergatschew vorgefallen war, herausgestellt.

„Kraft, werden Sie noch mit denen da umgehen?" fragte ich ganz unvermittelt. Kraft wandte sich nach mir um, und sah mich an, als habe er mich nicht verstanden. Ich nahm auf einem Stuhle Platz.

„Tragen Sie es Ihnen nicht nach!" sagte er dann. Ich glaubte natürlich, er mache sich über mich lustig; aber als ich ihn scharf darauf ansah, fiel mir ein so eigentümlicher Ausdruck von Treuherzigkeit in seinem Gesicht auf, daß ich wohl merkte, wie ernst er es meinte, und mich darüber wunderte. Er nahm einen Stuhl und setzte sich neben mich.

„Ich weiß ja selbst, daß ich vielleicht nur ein Ausbund von Eigendünkel bin," begann ich; „aber um Verzeihung bitte ich nicht."

„Dazu haben Sie auch gar keinen Grund," bemerkte er leise

und ernst. Er sprach die ganze Zeit über sehr leise und sehr langsam.

„Wen geht es etwas an, wenn ich mir selbst unrecht thue? Es ist mir eigentlich sehr lieb, mich schuldig zu fühlen. Kraft, verzeihen Sie, was ich Ihnen hier vorschwatze ..... aber, sagen Sie, gehören Sie wirklich zu jenem Kreise, und was halten Sie von jenen Leuten? das wollte ich Sie fragen."

„Sie sind nicht dümmer als andre, und auch nicht klüger; Sie sind .... verrückt, wie alle."

„Sind alle denn verrückt?" fragte ich lebhaft mit unwillkürlicher Neugierde.

„Von den bessern Menschen sind jetzt alle — verrückt. Unbefangen heiter und froh lebt nur noch die Mittelmäßigkeit und die Geistesarmut ..... übrigens, das ist ja alles einerlei!"

Er sprach in abgebrochnen Sätzen und sein Blick war dabei ins Leere gerichtet. Mich frappierte besonders eine gewisse Mutlosigkeit im Ton der Stimme.

„Gehört Wassin wirklich mit zu ihnen?" rief ich. „Wassin ist klug, Wassin hat eine moralische Idee."

„Moralische Ideen gibt es jetzt gar nicht mehr; sie sind plötzlich alle verschwunden und zwar so, als hätten sie überhaupt nie existiert."

„War das früher nicht so?"

„Lassen wir das lieber," sagte er mit sichtlicher Erschöpfung.

Mich rührte sein wehmütiger Ernst. Ich schämte mich meines Egoismus und versuchte, mich in seine Stimmung zu versetzen.

„Die jetzige Zeit," begann er wieder, nachdem er einige Minuten schweigend in die leere Luft geschaut, „die jetzige

Zeit ist die Epoche der goldnen Mittelmäßigkeit und Gefühllosigkeit, der Leidenschaft für Roheit und Faulheit, der praktischen Unfähigkeit und der Sucht, alles ohne Mühe zu erlangen. Niemand sammelt seine Gedanken, selten erwirbt sich jemand eine Überzeugung und harrt dabei aus."

Er brach wieder ab und schwieg eine Weile; ich wartete ruhig.

„Man entwaldet jetzt Rußland, erschöpft den Boden, verwandelt es in eine Steppe, richtet es für die Kalmücken her. Käme jetzt einer und pflanzte voll froher Hoffnung einen Baum — man würde ihn auslachen. ‚Wirst du es denn erleben, daß er groß wird?' würde man fragen. Von der andern Seite sprechen die Wohlmeinenden von dem, was nach tausend Jahren sein wird. Eine gemeinnützige Idee, für die man sich begeistern könnte, gibt es nicht mehr. Es ist, als wären wir alle nur auf der Durchreise eingekehrt und wollten morgen Rußland wieder verlassen; ein jeder lebt nur mit dem Wunsche, für sich genug zu haben."

„Erlauben Sie, Kraft; Sie sagten: man sorgt um das, was nach tausend Jahren sein wird! Nun, und Ihre Verzweiflung . . . . über Rußlands Schicksal . . . . ist das . . . . nicht eine Sorge dieser Art?"

„Das ist . . . . das ist . . . . die allerwesentlichste Frage, die es geben kann," sprach er gereizt, indem er hastig aufstand.

„Ach ja, ich vergaß," sagte er plötzlich mit ganz verändertem Ton, indem er mich bestürzt und verzweifelnd ansah; „ich habe Sie ja wegen einer gewissen Angelegenheit hergebeten, und anstatt dessen . . . . Um Himmelswillen, entschuldigen Sie." Er war ganz verwirrt, als sei er soeben aus einem Traum erwacht, und nahm hastig aus einem auf dem

Tische liegenden Portefeuille einen Brief heraus, den er mir überreichte.

„Dies hier habe ich Ihnen einzuhändigen: es ist ein ziemlich wichtiges Dokument," begann er mit großer Aufmerksamkeit und ganz geschäftlicher Miene. Mich wunderte noch lange nachher bei der Erinnerung diese seine Fähigkeit (und in einem solchen Augenblicke!), mit solch herzlichem Anteil eine fremde Angelegenheit zu behandeln, sie so ruhig und klar auseinanderzusetzen.

„Das ist ein Brief desselben Stolbejew, nach dessen Tode infolge seines Testaments der Streit Werßilows mit den Fürsten Ssokolsky ausbrach, welchen Streit das Gericht wahrscheinlich zu Gunsten Werßilows entscheiden wird. Nun aber spricht sich in diesem vor zwei Jahren verfaßten privaten Schreiben der Testator selbst zu Gunsten der Fürsten Ssokolsky aus. Wenigstens erhalten die Punkte, auf die sich die Fürsten bei Streitigmachung des Testaments hauptsächlich berufen, einen starken Anhalt durch diesen Brief. Die Gegner Werßilows würden viel für dieses Dokument geben. Alexej Nikanorowitsch Andronikow, der Werßilows Sache führte, bewahrte das Schriftstück bei sich auf und händigte es mir erst kurz vor seinem Tode mit dem Auftrage ein, es sorgfältig zu hüten — vielleicht fürchtete er, als er sein Ende herannahen fühlte, daß seine Papiere nachher mißbraucht werden könnten. Da ich mich über Alexej Nikanorowitschs Absichten in diesem Falle jedes Urteils zu enthalten wünschte, so befand ich mich, die Wahrheit zu gestehen, nach seinem Tode in einer ziemlich quälenden Ungewißheit über das, was ich mit diesem Dokumente anfangen sollte, namentlich in anbetracht der so kurz bevorstehenden gerichtlichen Entscheidung. Aber Marja Iwanowna, der Alexej Nikanorowitsch bei Lebzeiten schon, wie es scheint, gar vieles

anvertraut hatte, half mir aus der Verlegenheit. Sie schrieb mir vor drei Wochen sehr entschieden, ich möchte gerade Ihnen das Dokument einhändigen, und bemerkte dabei, das würde wahrscheinlich dem Wunsche Andronikows entsprechen. Hier ist es nun und ich freue mich, daß ich es endlich überreichen kann."

„Aber", sagte ich ganz bestürzt durch eine so unerwartete Neuigkeit, „was soll ich jetzt mit diesem Briefe anfangen? Was soll ich thun?"

„Das ist Ihre Sache."

„Nein, unmöglich! Gestehn Sie wenigstens, daß ich mich in einer sehr kritischen Lage befinde. Werßilow hat diese Erbschaft so sehnlich erwartet . . . . er ist ohne diese Hilfe verloren — — und nun existiert plötzlich solch ein Dokument!"

„Es existiert nur hier in diesem Zimmer."

„Wirklich nur?" und ich sah ihn forschend an.

„Wenn Sie in diesem Falle nicht wissen, was Sie zu thun haben, wie soll ich Ihnen dabei raten?"

„Aber es dem Fürsten Ssokolsky ausliefern kann ich auch nicht: ich würde so mit einemmale alle Hoffnungen Werßilows zerstören und außerdem zum Verräter an ihm werden. Von der andern Seite, wenn ich es Werßilow gebe, stürze ich Unschuldige ins Elend und versetze Werßilow in die ratlose Lage, entweder der Erbschaft zu entsagen, oder zum Erbschleicher zu werden."

„Sie übertreiben die Bedeutung der Sache sehr."

„Sagen Sie nur das Eine. Hat dieses Dokument eine entscheidende juristische Bedeutung?"

„Nein, die hat es nicht. Ich bin allerdings kein firmer Jurist. Der Advokat der feindlichen Partei würde natürlich wissen, wie er es verwerten könnte, um allen nur möglichen Nutzen daraus zu ziehen, aber Alexej Nikanorowitsch war der

entschiednen Ansicht, daß dieser Brief vom juristischen Standpunkte aus, von keiner entscheidenden Wichtigkeit sei, so daß selbst nach Vorzeigung desselben Werßilows Sache dennoch gewonnen werden könnte. Er würde nur die ganze Frage zu einer Sache des Gewissens machen."

„Das ist es ja eben," unterbrach ich ihn, „darin bestände ja die ratlose Lage Werßilows."

„Er kann übrigens das Dokument vernichten und ist dann natürlich vor jeder Gefahr geschützt".

„Haben Sie besondre Gründe, Kraft, das von ihm zu erwarten? Ich muß das wissen, denn mit der Absicht bin ich zu Ihnen gekommen".

„Ich glaube, daß ein jeder an seiner Stelle so handeln würde."

„Hätten Sie selbst es gethan?"

„Ich habe keine Erbschaft zu machen und kann daher über mich nicht urteilen."

„Nun gut," sagte ich, indem ich den Brief in meine Tasche steckte. „Fürs erste ist die Sache abgemacht. Kraft, hören Sie: Marja Iwanowna, der, ich versichre es Ihnen, ich manche Aufklärungen schon verdanke, hat mir gesagt, daß Sie, und Sie allein mir die Wahrheit über die vor anderthalb Jahren zwischen Werßilow und der Achmakow in Ems vorgefallne Geschichte mitteilen könnten. Ich habe auf Sie gewartet, wie auf die Sonne, die alles erleuchten soll. Sie wissen nicht, in welcher Lage ich mich befinde, Kraft. Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die volle Wahrheit. Ich muß durchaus wissen, was ‚Er' für ein Mensch ist und jetzt — — jetzt ist das noch wichtiger, als je."

„Ich wundre mich, daß Marja Iwanowna Ihnen nicht selbst alles erzählt hat; sie muß es von dem seligen Andro-

nikow gehört haben, hat es auch gewiß gehört und weiß mehr als ich."

„Andronikow selbst sah nicht ganz klar in der Sache, wie Marja Iwanowna sagte. Wie es scheint, kann niemand der Geschichte recht auf den Grund kommen. Da mag der Teufel klug daraus werden! Ich aber weiß, daß Sie damals in Ems waren."

„Ich kam zu spät hin, aber was ich weiß, will ich gern erzählen. Werde ich Sie jedoch damit zufriedenstellen?"

II.

Ich werde seine Erzählung nicht wörtlich wiedergeben, sondern nur in Kürze den Inhalt derselben.

Vor anderthalb Jahren war Werßilow durch den alten Fürsten Ssokolsky mit Achmekows bekannt geworden (die ganze Familie lebte damals in Ems) und hatte sich einen bedeutenden Einfluß auf alle Glieder der Familie zu verschaffen gewußt, erstens auf den Genral Achmakow selbst, einen ältlichen Herrn, der die ganze reiche Mitgift seiner Frau, Katharina Nikolajewnas in den ersten drei Jahren seiner Ehe am Kartentische durchgebracht und in Folge eines zügellosen Lebens schon einen Schlaganfall gehabt hatte. Von diesem hatte er sich aber bald wieder erholt und seine Gesundheit später im Auslande ganz gekräftigt; damals hielt er sich seiner Tochter wegen aus erster Ehe in Ems auf. Letztere war ein kränkliches junges Mädchen von siebzehn Jahren, brustleidend wie es heißt, aber auffallend schön und dabei phantastisch, Vermögen hatte sie nicht, wegen der Aussteuer rechnete man wie gewöhnlich auf den alten Fürsten. Katharina Nikolajewna soll eine gute Stiefmutter gewesen sein. Werßilow predigte damals mit besondrem Fanatismus „ein neues Leben", befand

sich „in einer höhern religiösen Stimmung“, wie Andronikow vielleicht etwas ironisch gemeint hatte. Merkwürdig, daß ihn trotzdem alle bald nicht recht leiden konnten, der General fürchtete ihn sogar. — Kraft widerspricht durchaus nicht dem Gerücht, welchem zufolge Werßilow dem kranken Gemahl eingeredet haben soll, Katherina Nikolajewna habe eine Neigung zu dem jungen Fürsten Ssokolsky gefaßt (der augenblicklich auf kurze Zeit nach Paris gereist war). Das sprach er aber nicht offen aus, sondern deutete es, „seiner Gewohnheit gemäß“ — auf verschiednen Umwegen, in Anspielungen, versteckten Fingerzeigen, u. s. w. an, „worin er ein großer Meister war“, wie Kraft sagte. Überhaupt schien Kraft ihn vielmehr für einen Spitzbuben und gebornen Intriganten, als für einen wirklich originellen, von einer höhern Idee beseelten Menschen zu halten. Ich hatte auch schon früher gehört, daß Werßilow, nachdem er anfangs eine außerordentliche Macht über Katherina Nikolajewna gehabt, sie allmählich verloren und sich schließlich ganz mit ihr entzweit hatte. Was da eigentlich vorgefallen war, konnte ich auch von Kraft nicht erfahren, aber daß nach der Freundschaft eine gegenseitige Feindschaft zwischen beiden ausgebrochen war, bestätigten alle. Dann kam noch ein besondrer Umstand hinzu: die kränkliche Stieftochter Katherina Nikolajewnas faßte plötzlich eine heftige Leidenschaft für Werßilow, sei es nun, daß ihr seine Persönlichkeit auffiel, oder daß seine Reden sie entflammten, oder sonst was; kurz, es hieß, Werßilow sei eine Zeitlang nicht von der Seite des jungen Mädchens gewichen, das Ende davon war, daß dieses Fräulein eines schönen Tages ihrem Vater erklärte, sie wolle Werßilow heiraten. Daß das wirklich geschehen, wird von allen, von Kraft, Andronikow und Marja bestätigt, und einmal sprach sogar Tatiana Pawlowna aus Versehen in meiner Gegenwart

davon. Es wurde auch behauptet, daß Werßilow diese Verbindung nicht nur selbst gewünscht, sondern sogar darauf bestanden habe, und daß das Einverständnis zwischen diesen beiden ungleichen Wesen, dem älteren Mann und dem jungen Mädchen ein gegenseitiges gewesen sei. Aber der Vater war mit diesem Plane gar nicht einverstanden; in dem Maße, als seine Abneigung gegen Katherina Nikolajewna wuchs, nahm seine fast abgöttische Liebe zu seiner Tochter, namentlich seit jenem Schlaganfalle, zu. Die erbittertste Gegnerin dieser Verbindung wurde jedoch Katherina Nikolajewna selbst. Es fanden mehrmals geheime, sehr unangenehme Auftritte in der Familie statt; es gab Streit, Kummer, kurz alle möglichen Widerwärtigkeiten deshalb. Der Vater fing schon an, dem Eigenwillen der verliebten, von Werßilow fanatisierten Tochter nachzugeben, aber Katherina Nikolajewna lehnte sich mit unerbittlichem Hasse dagegen auf. Und jetzt fängt der Wirrwarr an, aus dem niemand klug wird. Hier folgt jedoch eine Vermutung Krafts, auf Grund der gegebenen Anhaltspunkte, aber es bleibt doch nur eine Vermutung.

Man sagt, Werßilow habe auf seine Art, d. h. auf eine schlaue und überzeugende Weise dem jungen Mädchen einzureden gewußt, Katherina Nikolajewna wolle in ihre Verbindung nicht einwilligen und intriguiere dagegen, weil sie selbst ihn liebe, ihn schon lange mit ihrer Eifersucht quäle und verfolge und ihn jetzt gern bei lebendigem Leibe verbrennen würde, weil er eine andre liebe, kurz etwas derart. Am häßlichsten ist noch, daß er auch dem Vater, dem Gemahl der „treulosen“ Frau Andeutungen darüber gemacht und erklärt haben soll, ihre scheinbare Vorliebe für den Fürsten verberge nur ihre wahre Neigung. Natürlich wurde das Leben der ganzen Familie zur Hölle. Nach andern Aussagen heißt es, Kathe-

rina Nikolajewna habe ihre Stieftochter sehr geliebt und sei in Verzweiflung darüber geraten, daß man sie bei dieser verleumdet habe, von ihrem Verhältnis zum kranken Manne schon gar nicht zu reden. Nach einer dritten Version, der zu meinem Leidwesen Kraft vollen Glauben schenkte und die ich selbst leider auch für die wahrscheinlichste halten muß, wird behauptet, Werßilow habe noch vor seinem Verhältnis zu dem jungen Mädchen, Katherina Nikolajewna selbst seine Liebe angetragen, diese aber, die zwar freundschaftlich für ihn gesinnt gewesen, ja, eine Zeitlang sogar für ihn geschwärmt, ihm dabei jedoch stets mißtraut und widersprochen habe, sei seiner Erklärung mit der größten Feindschaft begegnet und habe ihn höhnisch abgewiesen, ihm aber den Zutritt formell erst dann verwehrt, als er ihr geradezu angetragen, in anbetracht des bevorstehenden zweiten Schlaganfalles ihres Gemahls seine Frau zu werden. Wenn dem so war, mußte Katherina Nikolajewna allerdings einen besondern Haß auf Werßilow werfen, als er so kurze Zeit darauf schon um die Hand ihrer Stieftochter warb. Marja Iwanowna, die mir das alles schon in Moskau erzählte, glaubte der einen und der andern Version, d. h. überhaupt allen Gerüchten darüber; sie behauptete, daß das alles gleichzeitig habe stattfinden können, daß da etwas wie: la haine dans l'amour, in ihrem Stolze gekränkter Liebe u. s. w., u. s. w. mit im Spiele gewesen sei, kurz ein fein eingefädelter, sehr verwickelter, eines jeden ernsten, vernünftigen Menschen unwürdiger, weil mit Gemeinheit verbundner Romankonflikt. Aber Marja Iwanonaws Gehirn war von Kindheit an mit Romanen gespickt, sie las deren Tag und Nacht, unbeschadet ihres prächtigen Charakters. Das wirklich tragische Resultat brachte allerdings die Niederträchtigkeit, Lüge und Intriguensucht Werßilows, sein schwarzes, häßliches Betragen ans Licht. Das arme,

in Liebe entbrannte Mädchen vergiftete sich, wie man sagt, mit phosphorhaltigen Streichhölzchen, und starb nach zweiwöchentlichem Krankenlager. Die Geschichte mit den Streichhölzchen ist nie ganz aufgeklärt worden, aber Kraft glaubte fest daran. Kurz darauf starb auch der Vater des jungen Mädchens infolge eines zweiten Schlaganfalles, den, wie es heißt, der Kummer hervorgerufen, jedoch erst drei Monate nach dem Tode der Tochter. Nach der Beerdigung der letzteren applizierte der junge Fürst Ssokolsky, der inzwischen aus Paris zurückgekehrt war, in einem öffentlichen Garten Werßilow eine Ohrfeige, die dieser hinnahm, ohne den Beleidiger zum Zweikampf zu fordern; er erschien im Gegenteil schon folgenden Tages auf der Promenade, als wäre nichts geschehen. Da hatten sich denn alle seine Bekannten auch in Petersburg von ihm abgewandt und er verkehrte nun in einem ganz andern Kreise. In der Gesellschaft hielt man ihn allgemein für schuldig, obgleich wenige die nähern Umstände kannten; man hatte nur von dem romantischen Tode des jungen Mädchens und von der Ohrfeige gehört. Am meisten wußte der selige Andronikow, der schon lange in geschäftlichen Beziehungen zu Achmakows und besonders zu Katherina Nikolajewna einer gewissen Angelegenheit wegen gestanden hatte; aber er vertraute sogar seiner Familie nie etwas von diesen Geheimnissen an, und teilte nur Kraft und Marja Iwanowna das Notwendigste mit.

„Es existiert namentlich ein Dokument, welches zu fürchten die Generalin Achmakow besondern Grund hat,“ bemerkte Kraft und erzählte mir folgendes darüber.

Katherina Nikolajewna hatte die Unvorsichtigkeit begangen, als der alte Fürst, ihr Vater, zur Erholung von seinem Nervenanfalle sich im Auslande aufhielt, Andronikow, dem sie volles Vertrauen schenkte, ganz im geheimen einen sehr kom-

promittierenden Brief zu schreiben. Damals, sagt man, habe sich bei dem genesenden Fürsten wirklich die Neigung gezeigt, das Geld aus dem Fenster zu werfen, beinahe buchstäblich in alle vier Winde zu streuen: er kaufte alle mögliche, unnütze und kostspielige Dinge, als: Bilder, Vasen u. s. w., zusammen, verschenkte sie massenweise, verteilte sie an verschiedne dortige Anstalten; ja, er hätte fast das ganz zu Grunde gerichtete, mit Schulden belastete Gut eines Russen, der sein Vermögen verschwendet hatte, für eine ungeheure Summe gekauft und soll endlich wirklich ans Heiraten gedacht haben. Infolge aller dieser exzentrischen Anwandlungen hatte Katherina Nikolajewna, die den Vater während seiner Krankheit unermüdlich gepflegt, Andronikow als einem Juristen und alten Freunde die Frage vorgelegt, ob es gesetzmäßig möglich wäre, den Fürsten gleichsam als unzurechnungsfähig unter Kuratel zu stellen; und wenn das möglich, wie es am besten einzurichten wäre, ohne Aufsehen zu erregen, oder sich bloßzustellen, und mit möglichster Schonung für die Gefühle des Vaters, u. s. w., u. s. w. Andronikow, sagt man, habe ihr entschieden davon abgeraten und ihr diese Idee auszureden gesucht, und später, als der alte Fürst wieder ganz hergestellt war, konnte davon überhaupt nicht mehr die Rede sein; aber den Brief hatte Andronikow behalten. Als er gestorben war, erinnerte sich Katherina Nikolajewna sogleich ihres Briefes; wenn er unter den Papieren des Verstorbnen gefunden worden und in die Hände des alten Fürsten geraten wäre, so hätte dieser sie unzweifelhaft verstoßen und enterbt und ihr wahrscheinlich auch schon bei Lebzeiten nicht einen Kopeken mehr gegeben. Der Gedanke, daß seine leibliche Tochter ihn für geisteskrank gehalten und das sogar öffentlich habe bekannt machen wollen, hätte dieses Lamm in ein wildes Tier verwandelt. Sie aber war als Witwe

eines Spielers ganz mittellos zurückgeblieben und wegen ihrer weiteren Existenz nur auf die Großmut ihres Vaters angewiesen. Sie war überzeugt, er würde ihr eine neue, ebenso reiche Mitgift als die erste aussetzen.

Kraft wußte sehr wenig über das Schicksal dieses Briefes, aber er glaubte, daß Andronikow niemals wichtige Papiere vernichtet habe und daß er überdies nicht nur ein Mann von umfassendem Geiste, sondern auch von „weitem Gewissen" gewesen sei. (Ich wunderte mich über Krafts sehr unumwundenes Urteil über Andronikow, den er doch sonst so hoch schätzte und liebte.) Er war aber doch davon überzeugt, daß das kompromittierende Schriftstück sich in Werßilows Händen befinden müsse, da derselbe in so nahen Beziehungen zu der Witwe und den Töchtern Andronikows gestanden habe, und diese, wie bekannt, sogleich alle vom Verstorbenen hinterlassenen Papiere Werßilow zur Verfügung gestellt hatten. Kraft behauptete auch, Katherina Nikolajewna habe das Schicksal ihres Briefes erfahren und sei in großer Angst, daß Werßilow ihn dem alten Fürsten Ssokolsky zeigen könnte; sie habe deshalb, gleich nach ihrer Rückkehr aus dem Auslande, Nachforschungen nach demselben angestellt, sei auch bei Andronikows gewesen, und suche immer weiter, weil sie doch immer noch hoffte, den Brief aufzufinden; ja, sie sei sogar einzig deshalb nach Moskau gereist und habe Marja Iwanowna beschworen, unter den in ihrem Verwahrsam gebliebenen Papieren nach demselben zu suchen. Über Marja Iwanowna und deren Beziehungen zu dem seligen Andronikow hatte sie erst seit ihrer Rückkehr nach Petersburg Erkundigungen eingezogen.

„Glauben Sie, daß sie ihn bei Marja Iwanowna gefunden hat?" fragte ich, indem ich meine besondern Gedanken dabei hatte.

„Wenn Marja Iwanowna sogar Ihnen nichts davon gesagt hat, so war da wohl auch nichts zu finden.“

„Sie glauben also, daß Werßilow das Dokument hat?“

„Es ist das wahrscheinlichste. Übrigens, ich weiß nicht; es ist ja alles möglich,“ murmelte er mit sichtlicher Abspannung.

Ich fragte nicht weiter; wozu auch. In der Hauptsache wußte ich jetzt, trotz dieses schändlichen Wirrwarrs, woran ich war; alles, was ich fürchtete, hatte sich bestätigt.

„Das kommt mir alles vor wie ein Traum, oder wie Phantasien eines Fieberkranken,“ bemerkte ich tiefbewegt und griff nach meinem Hute.

„Ist er Ihnen sehr teuer?“ fragte Kraft mit augenscheinlich großer Teilnahme, die sich auch in seinem Gesichte ausdrückte.

„Ich habe es geahnt, daß ich doch nicht alles von Ihnen erfahren würde,“ sagte ich. „Meine einzige Hoffnung ist jetzt die Achmakow, auf sie habe ich auch stets am meisten gerechnet. Vielleicht gehe ich zu ihr, vielleicht aber auch nicht.“

Kraft sah mich etwas verwundert an.

„Leben Sie wohl, Kraft! Wozu sich den Menschen aufdrängen, die nichts von einem wissen wollen? Ist es nicht besser, mit allem zu brechen — wie?“

„Und dann, wohin?“ fragte er mit finster zur Erde gesenktem Blick.

„Zu sich selbst, zu sich selbst! Mit allem brechen und bei sich selbst einkehren!“

„Nach Amerika?“

„Nach Amerika! Zu sich, zu sich selbst! Darin besteht ja meine Idee, Kraft!“ rief ich begeistert.

Er sah mich mit einer gewissen Neugierde an.

„Haben Sie denn das ‚Bei sich sein‘ gefunden?“

„Ich habe es. Auf Wiedersehen, Kraft. Ich danke Ihnen und bedaure, daß ich Sie belästigt habe. An Ihrer Stelle, mit einem solchen Bilde von Rußland vor Augen, hätte ich mir alle vom Halse geschafft: schert euch zum Teufel, intriguiert, beißt euch herum — — — was geht es mich an?“

„Bleiben Sie noch ein wenig,“ sagte er, nachdem er mich schon bis zur Thür begleitet hatte.

Ich wunderte mich etwas über diese Aufforderung, kehrte aber um und setzte mich wieder. Kraft nahm mir gegenüber Platz. Wir lächelten uns eine Weile an — alles das sehe ich jetzt noch deutlich vor Augen. Ich erinnre mich, daß mir sein Wesen damals sehr auffiel.

„Mir gefällt an Ihnen, Kraft, daß Sie so höflich sind,“ bemerkte ich aus dem Stegreif.

„Ja?“

„Und zwar, weil ich selbst so selten höflich zu sein verstehe, so gern ich es auch möchte . . . . Und wer weiß, vielleicht ist es auch noch besser, daß einen die Leute kränken: man wird so wenigstens vor dem Unglück bewahrt, sie zu lieben.“

„Welche Stunde des Tages ist Ihnen die liebste?“ fragte er, ohne meine Bemerkung zu beachten, als habe er sie nicht gehört.

„Welche Stunde? Ich weiß es nicht. Ich liebe die Abenddämmerung nicht.“

„Ja?“ fragte er mit besonderm Interesse, versank aber gleich darauf wieder in Nachdenken.

„Sie wollen wieder verreisen?“

„Ja — ich verreise.“

„Bald?“

„Bald.“

„Muß man wirklich, um bis Wilna zu reisen, einen Revolver bei sich haben?“ fragte ich ohne jeglichen Hintergedanken, ja sogar ganz gedankenlos. Ich fragte, weil der Revolver gerade vor mir lag und um einen Stoff zur Unterhaltung zu haben.

Er wandte sich um und blickte starr auf den Revolver.

„Nein, das thue ich nur so, aus Gewohnheit.“

„Wenn ich einen Revolver hätte, so würde ich ihn unter Schloß und Riegel verwahren. Bei Gott, es ist verführerisch! Nicht, daß ich an die Epidemie des Selbstmordes glaube, aber wenn so ein Ding einem immer vor den Augen herumliegt — wahrhaftig, es kann einen unter gewissen Umständen in Versuchung führen.“

„Sprechen Sie nicht davon,“ sagte er und stand hastig auf.

„Für mich hat es keine Gefahr,“ fügte ich hinzu, indem ich mich gleichfalls erhob: — „ich werde nie einen Revolver brauchen, und wenn Sie mir drei Menschenleben geben könnten, — das genügte mir noch nicht.“

„Genießen Sie das Leben, soviel Sie können!“ rief er fast unwillkürlich.

Er lächelte zerstreut und ging dann, wie sonderbar, gerade auf das Vorzimmer zu, als wolle er mich jetzt selbst hinausführen; aber er merkte natürlich nicht, daß er es that.

„Ich wünsche Ihnen guten Erfolg, Kraft,“ sagte ich schon auf der Treppe.

„Vielleicht,“ antwortete er mit Überzeugung.

„Auf Wiedersehen!“

„Auch das vielleicht.“

Ich erinnre mich noch seines letzten auf mich gerichteten Blickes.

III.

Das war also der Mann, für den mein Herz so heiß geschlagen! Und was für neue Mitteilungen hatte ich von Kraft erwartet?

Als ich letzteren verließ, war ich sehr hungrig; es wurde bereits Abend, und ich hatte noch nicht zu Mittag gegessen.

Ich trat daher auf der Petersburger Seite selbst am großen Prospekt in ein kleines Gasthaus, mit der Absicht, höchstens fünfundzwanzig Kopeken für meinen Mittag auszugeben, mehr hätte ich mir damals um keinen Preis erlaubt. Ich bestellte mir eine Suppe und, nachdem ich sie gegessen, setzte ich mich ans Fenster und sah hinaus; es waren viele Menschen im Zimmer; es roch darin nach angebranntem Fett, schmutzigen Servietten und Tabak. Es war widerlich. Über meinem Kopfe pickte eine stimmlose Nachtigall düster und nachdenklich mit dem Schnabel auf dem Boden ihres Käfigs. Im nebenanliegenden Billardzimmer ging es geräuschvoll zu, aber ich saß in tiefe Gedanken versunken da. Die Abenddämmerung, (warum wunderte sich Kraft, daß ich die Abenddämmerung nicht liebte?) versetzte mich in eine eigentümliche und dem Orte durchaus nicht angemeßne Stimmung. Mir schwebte beständig der milde Blick meiner Mutter, ihr freundliches Auge vor, das mich nun schon einen ganzen Monat so sanft und vorwurfsvoll angeschaut hatte. Ich war die letzte Zeit zu Hause oft grob gewesen, namentlich gegen sie; es galt eigentlich Werßilow; da ich aber, meiner feigen Natur gemäß, an ihm meine Laune nicht auszulassen wagte, so quälte ich meine Mutter; oft sah sie mich mit so stechendem Blicke an, wenn Andrej Petrowitsch ins Zimmer trat, weil sie irgend einen heftigen Ausfall von meiner Seite fürchtete. Sehr sonderbar war es, daß es mir jetzt im Wirtshaus zum erstenmal auffiel, daß Werßilow zu mir

„Du", sie aber „Sie" sagte. Gewundert hatte ich mich darüber schon früher, wobei sie in meiner Schätzung nicht zum besten davon kam, aber jetzt fiel es mir so besonders auf — und eigentümliche Gedanken bildeten sich darüber in meinem Gehirn. Ich dachte auch über die Schwester nach . . . . ,

Es war eine verhängnisvolle Stunde, ich mußte mich um jeden Preis entscheiden. War ich wirklich nicht zu einem festen Entschluß fähig? Was war denn so Schweres daran, mich loszureißen, dazu noch, wenn man sich doch aus mir nichts machte? Die Mutter und Schwester allenfalls? . . . . Aber sie hätte ich ja doch auf keinen Fall verlassen, wie sich die Sachen sonst auch gestalten mochten.

Es ist wahr, das erste Auftreten dieses Mannes in meinem Leben hatte mir schon in meiner zartesten Kindheit den verhängnisvollen Stoß gegeben, der mich zum Bewußtsein meiner selbst brachte. Hätte ich ihn damals nicht gesehen — sicherlich, meine Sinnesart, meine Geistesrichtung, mein ganzes Schicksal wäre ein andres geworden, trotz des mir von der Vorsehung prädestinierten Temperaments, dem ich ja doch nicht hatte entgehen können.

Und nun erwies sich die Vorstellung, die ich mir von diesem Manne gemacht, als ein Hirngespinst, als ein Phantasiegebilde meiner Kinderjahre; in Wirklichkeit stand er weit unter dem Bilde, das sich meine Einbildungskraft von ihm geschaffen. Ich hatte einen moralisch reinen Menschen zu finden gehofft. Weshalb hatte ich in dem flüchtigen Augenblicke, wo ich als Kind ihn sah, ein für allemal eine so schwärmerische Neigung zu ihm gefaßt. Dieses „Einfürallemal" muß ein Ende haben. Vielleicht beschreibe ich einst, wenn sich eine Gelegenheit dazu findet, dieses unser erstes Zusammentreffen. Es war eine ganz gewöhnliche Begebenheit, die

an sich nichts zu bedeuten hat. Ich aber baute sie zu einer Pyramide auf und fing damit schon unter meiner Kinderdecke an, wenn ich des Abends ungestört träumen und weinen durfte — worüber? Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht weil ich so verlassen war, oder weil man mich quälte? Aber quälen that man mich nicht lange, nur zwei Jahre in der Pension Touchard, in die man mich hineingesteckt hatte, um dann für immer zu verschwinden. Später quälte mich schon niemand mehr; im Gegenteil, ich selbst sah stolz auf meine Kameraden herab. Ich kann das sich selbst bemitleidende Waisentum nicht leiden. Es gibt keine widerlichere Rolle als die all dieser unehelichen Kinder, dieser Ausgestoßnen, dieses ganzen Lumpengesindels, mit dem ich auch nicht das geringste Mitleid habe, wenn es sich so pathetisch vor das Publikum hinstellt und so kläglich und erbaulich heult: „Seht wie man mit uns umgegangen ist!" Ich würde all diese Waisen durchprügeln. Niemand in der ganzen erbärmlichen Sippschaft begreift, daß es zehnmal anständiger wäre, sein Schicksal mit Würde zu tragen und zu schweigen, anstatt zu winseln. Wenn sie sich aber dazu herablassen, so geschieht ihnen, den Kindern der Liebe, schon recht, wenn man sie verachtet. Das ist meine Meinung.

Komisch ist indes nicht, daß ich früher „unter meiner Decke träumte", sondern daß ich wiederum nur mit dem Gedanken an ihn, dieses Gebilde meiner Phantasie, nach Petersburg gekommen war und dabei meinen eigentlichen Zweck fast ganz vergessen hatte. Ich wollte ihm helfen, das Netz der Verleumdungen zu zerreißen, seine Feinde zu zermalmen. Jener Brief, den sie so fürchtete, der ihr Schicksal untergraben und sie ins Elend stürzen konnte, und den sie in Werßilows Händen vermutete, — jener Brief befand sich nicht bei Werßilow sondern bei mir, in der Seitentasche meines Rockes! Ich hatte

ihn eigenhändig dort eingenäht, und niemand in der ganzen Welt wußte etwas davon. Daß die romanhafte Marja Iwanowna, bei der sich das Dokument in Verwahrsam befunden, es gerade mir einzuhändigen für nötig gehalten, das war Sache ihres Willens und ihrer Anschauungsweise, und ich bin nicht zu einer Erklärung darüber verpflichtet; aber wider alles Erwarten mit einer so wichtigen Waffe ausgerüstet, mußte es mich natürlich reizen, in Petersburg zu erscheinen. Selbstverständlich wollte ich ihm nur heimlich beistehen, mich weder dabei vordrängen, noch ereifern, weder Lobeserhebungen noch Umarmungen dafür beanspruchen. Und nie, niemals hätte ich ihn eines Vorwurfs gewürdigt! War es denn seine Schuld, daß ich für ihn schwärmte und ihn zu einem phantastischen Ideal umgeschaffen hatte? Vielleicht war mein Gefühl für ihn auch nicht Liebe mehr. Sein origineller Geist, sein interessanter Charakter, seine merkwürdigen Erlebnisse und Intriguen, die Stellung meiner Mutter zu ihm — — alles das konnte mich eigentlich nicht mehr bestechen. Und doch war es schwer genug, daß meine phantastische Puppe zerbrochen dalag und daß ich meiner Schwärmerei entsagen mußte. Was hielt mich denn jetzt noch zurück, was wollte ich eigentlich? Das war die Frage. Das Fazit erwies, daß ich allein dumm sei, sonst niemand.

Aber da ich von andern Wahrheit fordre, so will ich selbst auch wahr sein: ich muß bekennen, daß der in meiner Seitentasche eingenähte Brief nicht nur den Wunsch, Werßilow zu Hilfe zu kommen in mir wachrief. Jetzt weiß ich das nur zu gut, aber ich errötete auch damals schon bei einem andern Gedanken. Mir schwebte jene Frau vor, jene vornehme Dame, der ich Aug' in Auge begegnen sollte; sie wird mich verachten, mich als eine unschuldige kleine Maus verspotten und nicht

ahnen, daß ich der Herr ihres Schicksals bin. Dieser Gedanke berauschte mich schon in Moskau. Ja, ich haßte diese Frau, und liebte sie doch schon als mein Opfer, und das alles ist die reine Wahrheit. Aber es war eine Kinderei, wie ich sie sogar von mir nicht erwartet hätte. Ich beschreibe jetzt meine Gefühle und Gedanken an jenem Abend, als ich im Wirtshause unter dem Käfig der Nachtigall saß und mir so fest vornahm unverzüglich mit allem zu brechen. Die Erinnerung an meine heutige Begegnung mit dieser Frau übergoß mein Gesicht mit brennender Schamröte. Eine schmachvolle Begegnung, eine schimpfliche und alberne Empfindsamkeit, die deutlicher als alles übrige meine Unfähigkeit zum praktischen Handeln bewies. Ich hielt sie allerdings damals nur für einen Beweis, daß ich selbst den primitivsten Lockungen zu widerstehen nicht im stande sei, während ich doch Kraft gegenüber soeben noch behauptet hatte, daß ich mein „Heim" und meine eigne Idee habe, und daß mir drei Menschenleben zu deren Verwirklichung nicht genügen würden. Und das hatte ich so stolz gesagt! Daß ich meine Idee fallen gelassen und mich in Werßilows Angelegenheit hatte mischen wollen, das wäre noch zu entschuldigen gewesen; aber, daß ich mich jetzt wie ein erschreckter Hase von einer Seite auf die andre warf und mich auf allen möglichen Unsinn einließ, das war eine unvergleichliche Dummheit. Was zum Henker plagte mich, zu Dergatschew zu gehen und dort naseweis mit meinen einfältigen Ansichten vorzutreten, wenn ich mich doch lange schon überzeugt hatte, daß ich nicht vernünftig und geistreich zu sprechen verstehe, und es stets am vorteilhaftesten für mich sei, zu schweigen? Und darauf kommt irgend ein Wassin und tröstet mich damit, „daß ich noch fünfzig Jahre zu leben habe und folglich mir das Geschehene nicht zu Herzen zu nehmen brauche." Dieser Schluß ist gut, das gebe

ich zu, und macht gewiß seinem Verstande alle Ehre; gut schon deshalb, weil er der einfachste ist, und man das Einfachste gewöhnlich erst findet, wenn man bereits vergeblich das Schwierigste und das Dümmste durchprobiert hat. Dasselbe hatte ich mir schon viel früher als Wassin gesagt, und diesen Gedanken bereits seit drei Jahren praktisch angewandt, ja in ihm ist zum Teil meine Idee enthalten. Das alles dachte ich damals im Wirtshause.

Ich fühlte mich sehr elend, als ich mich endlich, müde vom Gehn und vom Denken um die achte Stunde nach den Ssemeonowschen Kasernen auf den Weg machte. Es war schon ganz dunkel und das Wetter hatte sich verändert. Es regnete nicht, aber es wehte der böse Petersburger Wind, blies mir in den Rücken und wirbelte Sand und Staub auf. Wie viele finstre, grämliche Gestalten unter dem einfachen Volk, die eilig von der Arbeit oder ihrer sonstigen Hantierung in ihre Winkel heimkehrten! Jedem steht seine besondre, düstre Sorge auf dem Gesicht geschrieben, und nicht ein einziger, gemeinsamer Gedanke verbindet die Köpfe dieser Menge! Kraft hat Recht, jeder lebt für sich. Ich begegnete einem kleinen Knaben, einem so kleinen, daß mich wunderte, wie er zu so später Stunde noch allein auf der Straße sein konnte; er hatte sich verirrt, wie es schien. Ein altes Weib blieb einen Augenblick stehen, um zu fragen, was ihm fehle; aber wahrscheinlich verstand sie nicht was er sagte, denn sie gestikulierte mit den Händen und ging dann weiter. Ich wollte auf den Knaben zutreten, aber er schien sich vor mir zu fürchten und lief davon. Als ich in die Nähe unsrer Wohnung kam, hatte ich fest beschlossen, Wassin nie zu besuchen. Ich wünschte so sehr, die Meinigen allein ohne Werßilow anzutreffen, um vor seiner Rückkehr der Mutter und Schwester etwas Gutes und Liebes sagen zu kön-

nen; denn ich hatte fast einen ganzen Monat, namentlich mit der letztern, kaum ein Wort gesprochen. Es traf sich glücklicherweise, daß er nicht zu Hause war.

IV.

A propos, da ich jetzt in meinen „Memoiren" diese „neue Persönlichkeit" (ich meine Werßilow) auf die Szene führe, so will ich nur gleich in Kürze seine übrigens durch nichts bemerkenswerte Formulardienstliste einschalten. Ich thue das, damit dem Leser manches verständlicher werde, und weil ich nicht weiß, wozu dieser Lebensabriß im weitern Verlaufe der Erzählung vielleicht noch nützen könnte.

Er hatte die Universität besucht und war dann in ein Gardekavallerieregiment eingetreten, hatte bald darauf ein Fräulein Fanariotow geheiratet und seinen Abschied genommen, war ins Ausland gereist und hatte nach seiner Rückkehr sehr gesellig in Moskau gelebt. Nach dem Tode der Frau begab er sich aufs Land; dort fand die Episode mit meiner Mutter statt. Darauf verbrachte er längere Zeit im Süden. Während des Krimkrieges trat er wieder in den Militärdienst ein, kam aber nicht bis in die Krim und machte kein einziges Treffen mit. Nach Beendigung des Krieges, nachdem er den Dienst wieder verlassen, reiste er nochmals ins Ausland und zwar diesmal mit meiner Mutter, die er jedoch in Königsberg zurückließ. Die Ärmste erzählte zuweilen kopfschüttelnd und voller Entsetzen, wie sie damals ein halbes Jahr mutterseelenallein mit der kleinen Tochter, wie verraten und verkauft in der fremden Stadt, ohne die Sprache zu kennen und zuletzt sogar ohne Geld, zugebracht hätte. Dann war Tatiana Pawlowna gekommen und hatte sie irgendwo in das Nishni Nowgorodsche Gouvernement gebracht, wo sich meine Mutter fürs

erste niederließ. Später wurde Werßilow Friedensrichter und stand, wie es heißt, seinem Amte tadellos vor; er legte es aber bald wieder nieder und beschäftigte sich in Petersburg mit der Führung verschiedner, privater Zivilprozesse; Andronikow schlug seine Fähigkeiten immer sehr hoch an, schätzte ihn sehr und bedauerte nur, daß er aus seinem Charakter nicht klug würde. Bald gab er aber auch diesen Posten wieder auf und reiste abermals ins Ausland, diesmal auf einige Jahre. Zu jener Zeit begannen seine intimen Beziehungen zu dem alten Fürsten Ssokolsky. Während all dieser Jahre hatten sich seine pekuniären Verhältnisse mehrmals radikal geändert; bald versank er in die tiefste Armut, bald stieg er wieder zu plötzlichem Reichtum empor.

Da ich übrigens mit meinen Memoiren bis zu diesem Punkte gekommen bin, so will ich mir auch ein Herz fassen und „meine Idee" auseinander setzen. Ich werde sie zum erstenmal seit ihrer Entstehung in Worte kleiden, sie dem Leser zu besserm Verständnis des Folgenden gleichsam aufdecken. Aber nicht nur der Leser, sondern ich selbst, der Verfasser, fange an, mich in den Schwierigkeiten, welche die Erzählung meiner Handlungsweise ohne eine begründende Erklärung derselben darbietet, zu verwickeln. Durch die unwissentlich von mir gebrauchte rhetorische Figur „des Schweigens" bin ich gegen meinen Willen wieder in die „belletristische Schönrederei" hineingeraten, über die ich weiter oben mich so lustig machte. Im Begriff, den Schleier von meinem Petersburger Romane mit allen seinen für mich schmachvollen Erlebnissen zu lüften, halte ich dieses Vorwort für unumgänglich notwendig. Aber nicht die „rhetorische Schönrederei" hat mich dazu bewogen, bis jetzt zu schweigen, sondern das Wesen oder vielmehr die Schwierigkeit der Sache selbst. Jetzt noch, wo

alles Geschehene schon in die Vergangenheit gehört, fühle ich mich gewissermaßen unfähig, meinen „Gedanken“ wiederzugeben. Überdies müßte ich ihn in seiner damaligen Gestalt, d. h. wie er einst bei mir entstand und zum Bewußtsein kam, und nicht wie er jetzt ist, darstellen, und das ist wieder eine neue Klippe. Es gibt überhaupt so manches, das sich nicht erklären läßt, und die einfachsten, klarsten Ideen am wenigsten. Ich bin überzeugt, daß wenn Kolumbus vor seiner Entdeckung Amerikas jemand seine Idee hätte erklären wollen, man ihn nur mit vieler Mühe verstanden hätte. Man verstand ihn ja auch nicht. Indem ich das sage, denke ich nicht daran, mich mit Kolumbus zu vergleichen. Wenn jemand das glauben sollte, um so schlimmer für ihn!

Fünftes Kapitel.

I.

Meine Idee ist — ein Rothschild zu werden. Ich fordre den Leser auf, mich richtig und ernsthaft anzuhören.

Ich wiederhole: meine Idee ist, ein Rothschild zu werden, nicht nur reich, sondern gerade ebenso reich wie Rothschild. Wozu, weshalb, was für einen Zweck ich dabei verfolge, — davon später. Fürs erste will ich nur beweisen, daß die Erreichung meines Zieles mathematisch feststeht.

Die Sache ist sehr einfach, und das ganze Geheimnis läßt sich in zwei Worte fassen: Beharrlichkeit und Ausdauer!

„Das kennt man," wird man mir sagen, „das ist nichts Neues. Jeder Vater in Deutschland wiederholt es seinen Kindern und doch ist ihr Rothschild (d. h. der verstorbne James Rothschild, der Pariser, den ich meine) der einzige seiner Art und Väter gibt es Millionen."

Darauf würde ich antworten:

„Ihr sprecht nach, was ihr gehört habt, und habt doch nichts verstanden. In einer Hinsicht habt ihr freilich recht: wenn ich sagte, daß die Sache sehr einfach sei, so vergaß ich eben, der Schwierigkeit dabei zu erwähnen. Alle Religionen und alle Moralphilosophien der Welt lassen sich in dem einen

Ausspruch zusammenfassen: ‚Liebe die Tugend und hasse das das Laster.‘ Was könnte einfacher sein? Nun also, thut doch einmal etwas Tugendhaftes, flieht, wenn auch nur ein einziges Laster. Versucht es ’mal, wie? So auch hier.

Daher können eure unzähligen Väter im Verlaufe von unzähligen Jahrhunderten diese zwei wunderbaren Worte wiederholen, die das ganze Geheimnis in sich fassen, und doch bleibt Rothschild der einzige seiner Art. Es ist also ein Haken dabei und alle eure Väter verstehen den Sinn dieser Worte nicht: zur Erreichung meines Zieles ist eine andre Beharrlichkeit und Ausdauer erforderlich, als die, welche sie meinen.

Schon der Umstand, daß er Vater ist, — ich meine hier nicht den Deutschen allein — daß er lebt wie alle andern, daß er Familie hat und den dadurch bedungenen Ausgaben und Verpflichtungen gerecht werden muß, — schließt die Möglichkeit für ihn aus, ein Rothschild zu werden. Dabei kann man nur ein gewöhnlicher Mensch bleiben. Ich verstehe nur zu gut, daß ich als Rothschild, ja selbst bei dem ernsthaften Vorsatze allein, es zu werden, — aus der Gesellschaft ausscheide.

Vor einigen Jahren las ich in einer Zeitung, daß auf einem Dampfschiffe auf der Wolga ein in der ganzen dortigen Gegend wohlbekannter Bettler, der stets in Lumpen einherging, gestorben sei. Nach seinem Tode fand man gegen dreitausend Rubel in Kreditscheinen in seinen Lumpen eingenäht. Vor kurzem las ich wieder von einem Bettler adliger Herkunft, der in den Wirtshäusern umherging und um Almosen bat. Er ward arretiert und man fand gegen fünf tausend Rubel bei ihm. Daraus lassen sich zwei Schlüsse ziehen: erstens, daß die Beharrlichkeit im Sammeln, wenn auch nur kopekenweise, enorme Resultate zur Folge hat (auf die Dauer der Zeit kommt

es dabei nicht an), und zweitens — daß der allerprimitivsten Form des Erwerbs, wenn sie nur mit Ausdauer betrieben wird — der Erfolg mathematisch gesichert ist.

Und doch gibt es gewiß eine Menge sehr achtbarer, kluger und sparsamer Leute, die, soviel sie sich auch mühen, weder drei- noch fünftausend Rubel zusammensparen können, so gern sie es auch hätten. Woher kommt das? Die Antwort ist klar: Weil keiner von ihnen, trotz seines sehnlichen Wunsches, es ernst genug nimmt, um z. B., wenn es durchaus nicht anders geht, auch zum Betteln zu greifen, und nicht konsequent genug ist, um nicht die ersten, durchs Betteln erhaltnen Kopeken zu einer Extraausgabe für sich oder die Seinigen zu verwenden. Und bei dieser Methode des Sammelns, ich meine beim Betteln, wenn man es zu solchen Resultaten bringen will, muß man sich auch von weiter nichts nähren, als von Brot und Salz; wenigstens fasse ich die Sache so auf. So machten es gewiß auch die oben erwähnten beiden Bettler, d. h. aßen trocknes Brot und lebten fast unter freiem Himmel. Natürlich hatten diese nicht die Absicht, es bis zum Rothschild zu bringen; sie waren ja nur Harpagons oder Jliuschkins vom reinsten Wasser. Aber selbst beim Sparen mit Bewußtsein, wenn auch in andrer Weise, aber mit dem Zwecke, ein Rothschild zu werden, — ist doch nicht weniger beharrliche Willenskraft erforderlich, als diese beiden Bettler bethätigt hatten. Ein Vater wird eine solche Willenskraft nicht aufweisen können. Gar mannigfaltig sind die Kräfte hienieden, namentlich die verschiedenen Stufen der Willenskraft. Es gibt die Temperatur des Siedepunktes und diejenige weißglühenden Eisens.

Die Erreichung meines Zieles erfordert dieselben asketischen Kasteiungen, wie der Eintritt in ein Kloster: hier ist es Sache des Gefühls, dort der Idee. Wozu? Weshalb? Ist

das moralisch? Ist es nicht vielmehr thöricht, sein ganzes Leben in Sackleinen einherzugehen und Schwarzbrot zu essen, wenn man so viel Geld mit sich herumschleppt? Davon später. Jetzt nur von der Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen.

Als ich mir „meine Idee" ausgegrübelt hatte (und sie stand gerade damals in der Temperatur weißglühenden Eisens), da begann ich mich zu prüfen, ob ich wohl fürs Kloster reif, zum Asketismus fähig sei? Zu diesem Zwecke aß ich einen ganzen Monat nur Brot und trank Wasser dazu. Um das durchzuführen, mußte ich den klugen Nikolai Ssemeonowitsch und die gute Marja Iwanowna betrügen. Ich bestand zum Leidwesen der letztern und zur Verwunderung des zartfühlenden Nikolai Ssemeonowitsch darauf, den Mittag auf meinem Zimmer zu essen. Dort vernichtete ich die Speisen einfach: die Suppe goß ich aus dem Fenster in die Ässeln oder an einen andern Ort, das Fleisch warf ich entweder den Hunden vor, oder steckte es, in ein Papier gewickelt, in die Tasche und trug es dann fort, einerlei wohin. Ich brauchte nicht mehr, als zwei und ein halbes Pfund Brot täglich; da ich viel weniger als das zu Mittag bekam, so kaufte ich mir heimlich welches dazu. Diese Lebensweise führte ich einen Monat durch, mein Magen litt aber etwas darunter; daher fügte ich im folgenden Monat etwas Suppe und morgens und abends ein Glas Thee hinzu — und ich versichere — bei dieser Diät verbrachte ich ein ganzes Jahr in vollkommner physischer Gesundheit und Befriedigung; moralisch aber — in einer Art Rausch und in einer ununterbrochnen geheimen Begeisterung. Ich vermißte die Speisen nicht nur nicht, sondern war im Gegenteil entzückt von dem Gelingen meines Experiments. Nach Ablauf eines Jahres, als ich mich überzeugt hatte, daß ich auch das strengste Fasten einzuhalten im stande sei, fing ich wieder

ordentlich an zu essen und nahm auch meine Mahlzeiten wieder mit der Familie ein. Diese erste Probe genügte mir aber nicht, und ich machte noch eine zweite. Als Taschengeld erhielt ich fünf Rubel monatlich. Von diesem Gelde beschloß ich nur die Hälfte auszugeben. Das war ein sehr schwer auszuführender Vorsatz; aber nach etwas über zwei Jahren, bei meiner Ankunft in Petersburg, hatte ich doch sechzig Rubel, nur von meinem Monatsgelde gespart, in der Tasche. Das Resultat dieser beiden Experimente war von immenser Bedeutung für mich; ich wußte jetzt bestimmt, daß ich Willenskraft genug besaß, um meinen Zweck zu erreichen, und darin, ich wiederhole es, besteht „meine Idee", alles übrige ist — Unsinn!

II.

Wir wollen uns übrigens den „Unsinn" auch etwas genauer ansehn.

Meine zwei ersten Proben habe ich beschrieben; in Petersburg machte ich, wie schon gesagt, eine dritte, ging auf die Auktion und gewann mit einem Schlage sieben Rubel und fünfundneunzig Kopeken netto. Das war übrigens nur ein Spiel, ein Amüsement: ich stahl mir eine Minute aus der Zukunft, um zu probieren, wie ich mich einst benehmen würde.

Im allgemeinen hatte ich beschlossen, das eigentliche Beginnen meiner Thätigkeit bis zu dem Moment aufzuschieben, wo ich ganz frei sein würde; ich sah nur zu gut ein, daß ich wenigstens zuerst das Gymnasium durchgemacht haben müßte. Die Universität hatte ich, wie man sich erinnert, ohnehin aufgegeben. Ich reiste nach Petersburg mit geheimem Zorn im Herzen: kaum hatte ich das Gymnasium absolviert und war zum erstenmal frei, als mich Werßilows Angelegenheiten vom Beginnen meines Vorhabens für unbestimmte Zeit abzogen. Aber wenn

auch zornig, so war ich doch, was meinen Zweck betrifft ganz ruhig, als ich Moskau verließ.

Ich war allerdings in der Praxis noch ganz unbewandert, aber ich hatte mir drei Jahre lang alles gründlich überdacht, und kann am Gelingen meines Unternehmens nicht zweifeln. Tausendmal hatte ich mir vorgestellt, wie es sein würde. Ich befände mich plötzlich, wie vom Himmel gefallen, in einer unsrer beiden Residenzen (ich hatte für den Anfang die Residenzstädte und namentlich Petersburg gewählt, dem ich aus gewissen Gründen den Vorzug gönnte) und so vom Himmel gefallen, aber vollkommen frei und unabhängig, gesund und mit hundert Rubeln flüssigen Geldes als erstes Umlaufskapital in der Tasche, finge ich meine Thätigkeit an. Mit weniger als hundert Rubeln lohnte es sich nicht, anzufangen, da dann die erste Periode des Erfolges gar zu weit hinausgeschoben wäre. Außerdem besitze ich noch Mut, Ausdauer und Beharrlichkeit, stehe ganz allein, und niemand weiß um mein Geheimnis. Daß ich ganz allein stehe, ist die Hauptsache: mir ist bisher jede Association mit Menschen verhaßt gewesen; jedenfalls mußte ich anfangs bei der Verwirklichung meiner „Idee" allein sein! das war das sine qua non. Menschen sind mir lästig, sie würden mich unruhig machen, und die Unruhe könnte meinem Zwecke schaden. Bis jetzt und in meinen Träumen glaubte ich immer ausgezeichnet mit den Menschen fertig werden zu können, in Wirklichkeit kam ich gewöhnlich recht schlecht dabei weg, und daran, das muß ich aufrichtig und mit Bedauern gestehen, ist die Unbedachtsamkeit schuld, mit der ich stets viel zu rasch meine Meinung zum besten gebe; deshalb auch habe ich beschlossen, den Verkehr mit den Menschen abzubrechen. Man gewinnt dabei — Unabhängigkeit, Gemütsruhe und die Möglichkeit, seinen Zweck nie aus den Augen zu verlieren.

Trotz der unerhörten Petersburger Preise, hatte ich mir fest vorgenommen, nicht mehr als fünfzehn Kopeken täglich für meine Nahrung auszugeben, und ich wußte, daß ich mir Wort halten würde. Die Nahrungsfrage überdachte ich überhaupt lange und gründlich: ich beschloß z. B. zwei Tage nach der Reihe nur Brot und Salz zu essen, um am dritten das an den beiden vorhergehenden Tagen gesparte Geld mit einemmal ausgeben zu können; ich glaubte, daß das der Gesundheit zuträglicher wäre, als das ununterbrochne gleichmäßige Fasten mit dem Minimum von fünfzehn Kopeken täglich. Dann gehörte zu meinem Lebensbedarf noch ein Winkel, buchstäblich nur ein Winkel, wo ich des Nachts schlafen, und bei gar zu schlechtem Wetter Schutz finden könnte. Hauptsächlich beschloß ich jedoch auf der Straße zu leben und im Notfalle sogar des Nachts meine Zuflucht nur zu den Nachtasylen zu nehmen, wo man außer dem Nachtlager noch ein Stück Brot und ein Glas Thee bekommt. O, ich hätte mein Geld schon zu verstecken gewußt, daß man es weder in meinem Winkel noch im Nachtasyl hätte finden, geschweige denn stehlen können, dafür stehe ich. „Bei mir sollte man stehlen!" Diesen lustigen Ausspruch hörte ich einmal von einem Vorübergehenden auf der Straße. Ich nehme mir natürlich daraus nur die Vorsicht und Schlauheit zum Vorbilde; zu stehlen beabsichtige ich nicht. Mehr noch, ich hatte mir schon in Moskau vorgenommen, nie, weder Pfandverleiher noch Wucherer zu werden: das mögen Juden oder solche Russen thun, denen es sowohl an Verstand, als an Charakterfestigkeit fehlt. Mit Pfändern und Prozenten wuchern ist Sache der Mittelmäßigkeit.

Was die Kleidung betrifft, so wollte ich zwei Anzüge haben: einen täglichen und einen eleganten. Wenn ich sie erst einmal hätte, so würde ich sie lange tragen, das wußte ich.

Hatte ich doch zwei und ein halbes Jahr darauf verwandt, zu lernen, wie man seine Kleider schonen müsse, und hatte das Geheimnis entdeckt. Damit ein Anzug lange neu und gut aussehe, muß man ihn so oft als möglich, bis fünf-, sechsmal täglich, gründlich bürsten. Das Bürsten nutzt das Tuch nicht ab, das ist Thatsache, wohl aber der Staub und Schmutz: denn Staubkörner, durchs Mikroskop besehen, sind Steine, und Bürstenhaare, selbst die härtesten, sind doch immer noch fast Wolle. Desgleichen lernte ich, wie man Stiefel tragen müsse. Das Geheimnis besteht darin, mit möglichstem Vorbedacht immer mit der ganzen Sohle auf einmal, nicht aber schief aufzutreten. Das kann man in zwei Wochen erlernen, und dann thut man es schon unbewußt aus Gewohnheit. Auf diese Weise trägt man seine Stiefeln im Durchschnitt um ein drittel länger. Auch ein durch zwei Jahre erprobtes Experiment!

Und jetzt erst konnte die eigentliche Thätigkeit anfangen.

Ich ging von der Vorstellung aus: Mit hundert Rubeln in der Tasche, in Petersburg, wo es so viele Auktionen und Ausverkäufe auf der einen, Trödelbuden und bedürftige Leute auf der andern Seite gibt, wäre es undenkbar, eine Sache, die man für so und so viel gekauft hat, nicht etwas teurer wieder verkaufen zu können. Bei dem Album hatte ich doch einen Reingewinn von sieben Rubel fünfundneunzig Kopeken auf ein Kapital von zwei Rubel fünf Kopeken und zwar ohne Risiko erzielt. Ich sah es dem Käufer an den Augen an, daß er nicht ablassen würde. Natürlich war das nur ein Zufall, aber solchen Zufällen wollte ich gerade auflauern und deshalb mein Hauptquartier auf der Straße aufschlagen. Und wenn ich auf solche Zufälle auch nur selten rechnen konnte, so sollte meine Hauptregel doch stets bleiben, erstens — nichts zu riskieren, und zweitens, täglich wenigstens eine Kleinigkeit über

das zu meinem Unterhalt notwendige Minimum zu verdienen, damit das Sammeln keinen einzigen Tag unterbrochen werde.

„Was für seltsame Träume!“ wird man mir sagen. „Du kennst das Straßenleben nicht und wirst vom ersten Schritte an Betrügern in die Hände fallen.“ Aber die Kunst des Straßenlebens ist eine Kunst, wie jede andre, und kann bei einigen Anlagen durch Beharrlichkeit und Achtsamkeit erlernt werden. Willenskraft und Standhaftigkeit genug habe ich dazu. Im Gymnasium war ich bis zur letzten, siebenten Klasse, immer einer der ersten, namentlich in der Mathematik. Und wer wird denn ein Experiment oder die Probe der Straßenkunst soweit treiben, daß ein Mißlingen möglich wäre? Das könnten nur solche, die nie auf irgend einem Gebiet einen Versuch gemacht, sich nicht selbst ihren Lebensberuf geschaffen, sondern im Bestehenden fortvegetiert haben. „Wenn sich einer die Finger verbrannt hat, so muß das durchaus dem andern auch passieren.“ Nein, ich werde sie mir nicht verbrennen, denn ich weiß, was ich will, und werde bei einiger Aufmerksamkeit bald wissen, worauf es ankommt. Es ist ja undenkbar, daß man bei richtigem und beharrlichem Wollen nicht endlich die Kunst erlernen sollte, täglich zwanzig Kopeken zu verdienen. Man muß nur vor allem seine Ruhe bewahren und nie auf den größtmöglichsten, sondern lieber auf den sichern Gewinn losgehn. Späterhin, wenn ich schon ein oder das andre Tausend erworben hätte, würde ich natürlich dem Faktoreigeschäft und der Straßenaufkauferei Valet sagen. Von Börsenspekulationen, Bank- und Aktiengeschäften habe ich noch sehr wenig Begriffe; aber auch das würde ich seiner Zeit lernen, wie jeder andre, und zwar ohne viele Mühe, weil die Erreichung meines Zieles es erforderte. Ist denn dazu so viel Verstand nötig? Das ist doch keine Salomonische Weisheit? Man muß nur nicht nachlassen „zu wollen“,

das Verstehen, die Gewandtheit, das Wissen kommen schon von selbst.

Die Hauptsache ist, nichts zu riskieren, und das kann man nur bei gehöriger Charakterfestigkeit. Vor kurzem, schon in Petersburg, hatte ich einen Subskriptionsbogen auf Eisenbahnaktien in Händen; diejenigen, denen es damals gelang, sich zu unterschreiben, haben viel dabei gewonnen; eine Zeitlang stiegen die Aktien enorm. Wenn in dem Augenblicke jemand, der sich nicht hatte unterschreiben können, die Aktien bei mir gesehen und mir angeboten hätte, sie ihm für so und so viel Prozente Prämie zu verkaufen, ich hätte sie ihm unverzüglich abgetreten. Man wäre natürlich über mich hergefallen, hätte mir gesagt: wenn ich noch etwas gewartet, wäre mir ein zehnfacher Gewinn sicher gewesen. Das ist richtig. Aber die Prämie in meiner Tasche ist doch sichrer, als das Geld in fremder Leute Händen. „So kommt man nicht zum Reichtum!" wird man mir wieder einwenden. Ich bitte sehr, das ist eben der Irrtum aller unsrer Kokorews, Poliakows, Gubonins. Hört hier die Wahrheit: Ausdauer und Beharrlichkeit im Verdienen, und namentlich im Sparen, ist wirksamer, als ein augenblicklicher Vorteil von hundert Prozent.

Kurz vor der französischen Revolution erschien in Paris ein gewisser Law und ersann ein im Prinzip sehr geniales Finanzprojekt (das übrigens in der Praxis jämmerlich fehlschlug). Ganz Paris geriet in Aufregung. Laws Aktien wurden reißend gekauft, man drängte sich dazu. In das Haus, wo die Subskription stattfand, floß das Geld von ganz Paris, wie in einem Sack zusammen; aber das Haus genügte schließlich nicht: ein Publikum jeden Standes, Berufes und Alters versammelte sich massenhaft auf der Straße: Bourgeois, Edelleute mit ihren Kindern, Gräfinnen, Marquisen, Dirnen, alles

das bildete eine gierige, wahnsinnige, wie von der Tollwut erfaßte Masse: Rangstufen, Vorurteile der Geburt und des Standes, ja sogar Ehre und guter Name, alles trat in denselben Schmutz, man opferte das letzte, um einige Aktien zu erobern. Die Subskription fand endlich auf der Straße statt, aber es war kein Platz da zum Schreiben. Da schlug man einem Buckligen vor, seinen Höcker eine Weile als Tisch zu leihen. Der Bucklige willigte ein, man kann sich denken für welchen Preis. Nach einiger Zeit und zwar sehr bald, machten alle bankerott. Das ganze Unternehmen platzte wie eine Seifenblase, die ganze Idee ging zum Teufel und die Aktien sanken auf Null. Wer gewann dabei? der Bucklige allein, und gerade, weil er keine Aktien, sondern nur bare Louisdor genommen hatte. Nun also, ich bin der Bucklige: ich habe Willenskraft genug bewiesen, um nicht zu essen und mir kopekenweise zweiundsechzig Rubel zusammenzusparen; meine Willenskraft wird auch noch ausreichen, um mich bei einem allgemeinen Schwindel zu halten und mich den sichern kleinen Gewinn dem unsichern großen vorziehen zu lassen. Ich bin eben nur in Nebensachen kleinlich, aber in der Hauptsache nicht. In Kleinigkeiten läßt mich die Geduld oft im Stich, auch in letzter Zeit noch, in großen Dingen nie. Wenn mir die Mutter des Morgens, ehe ich an meinen Dienst gehe, kalt gewordenen Kaffee bringt, so werde ich böse und grob und doch konnte ich einen ganzen Monat nur von Brot und Wasser leben.

Mit einem Worte, nicht Geld verdienen können, es nicht lernen können, wäre unnatürlich. Unnatürlich wäre es auch, ich wiederhole es, bei beharrlichem und gleichmäßigem Sparen, bei beharrlichem Aufpassen und nüchterner Gedankenklarheit, bei Enthaltsamkeit, Sparsamkeit und immer wachsender Energie

nicht schließlich Millionär zu werden. Womit hatte sich denn der Bettler so viel erworben, wenn nicht mit fanatischer Willenskraft und Ausdauer? Und ich sollte weniger als er dazu im stande sein? Und endlich, wenn ich auch nichts erreicht, wenn meine Rechnung falsch wäre, wenn nichts daraus werden sollte, ich thue es doch, weil ich es will." So sprach ich schon in Moskau.

Man wird mir sagen, das sei gar keine besondre „Idee" und gar nichts Neues. Ich aber sage, da steckt viel Idee und viel Neues darin.

Ich habe es ja geahnt, wie trivial alle Einwendungen sein würden, wie trivial ich selbst bei der Auseinandersetzung meiner Idee scheinen würde. Und was habe ich eigentlich gesagt? Nicht den hundertsten Teil meiner Gedanken; ich fühle, daß alles roh, unbedeutend, oberflächlich und sogar meinen Jahren nicht angemessen klingt.

III.

Es bleiben nun noch die Fragen „wofür?" und „weshalb?" ist es moralisch oder nicht? zu erörtern, worauf ich eine Antwort versprochen habe.

Es thut mir leid, daß ich dem Leser so mit einemmale jede Illusion nehmen muß; es thut mir leid und freut mich zugleich. So erfahre man denn, daß durchaus kein Gefühl der Rache, gar nichts Byronsches meiner „Idee" zu Grunde liegt, — daß sie weder aus Verwünschungen und Klagen über mein Waisentum, noch aus Thränen über meine ungesetzliche Geburt hervorgegangen ist. Kurz, wenn eine romantische Dame meine Memoiren in die Hand bekäme, so würde sie ein langes Gesicht machen. Der einzige Zweck meiner „Idee" ist — meine Isolierung von Welt und Menschen. „Aber die kann

man ja auch haben, ohne ein Rothschild zu sein? Was hat denn der damit zu thun?"

„Sehr viel, denn nicht nur allein sein will ich, auch Macht muß ich haben."

Hier wäre aber doch ein kleines Vorwort am Platze: Der Leser ist vielleicht entsetzt über die Rückhaltlosigkeit meiner Beichte und fragt sich naiv: wie, schämt sich der Verfasser nicht, so etwas einzugestehen? Darauf antworte ich: Ich schreibe nicht für die Öffentlichkeit, Leser aber werden sich vielleicht erst nach zehn Jahren finden, wenn alles schon bis zu dem Grade Gestalt gewonnen, sich bewährt hat oder vergangen ist, daß kein Grund mehr zum Schämen da sein wird. Und wenn ich in meinen Memoiren das Wort zuweilen an den Leser richte, so ist das nur eine Redensart. Mein Leser ist — eine Phantasiegestalt.

Nein, nicht meine Illegalität, mit der man mich bei Toucharb so sehr quälte, nicht meine traurigen Kinderjahre, nicht der Durst nach Rache und das Recht des Protestes gegen das Unrecht, das an mir begangen worden, haben mir meine „Idee" eingegeben; die Schuld daran trägt allein — — mein Charakter. Von meinem zwölften Jahre, d. h. von dem Augenblicke an, wo das normale Selbstbewußtsein in mir erwachte, begann ich menschenscheu zu werden, d. h. nicht geradezu scheu, aber die Menschen wurden mir lästig. Es fiel mir, selbst in den heitern Augenblicken des Lebens, oft schwer genug aufs Herz, daß ich sogar gegen mir nahestehende Personen mich auszusprechen nicht im stande war, d. h. ich hätte es gekonnt, aber ich versagte es mir; es quälte mich, daß ich so finster, mißtrauisch und verschlossen war. Auch hatte ich schon früh die Neigung an mir bemerkt, nur zu oft, zu leicht andre zu beschuldigen. Dieser Neigung folgte gewöhnlich unmittelbar

der sehr drückende Argwohn, daß ich wohl selbst an allem schuld sei. Und wie oft klagte ich mich unnütz an! Um solche Fragen nicht entscheiden zu müssen, suchte ich natürlich die Einsamkeit auf. Überdies fand ich, trotz redlichster Bemühungen meinerseits, kein Vergnügen an geselligem Umgange; denn, alle meine Altersgenossen, meine Kameraden standen mir in geistiger Entwickelung nach, es gab auch keine einzige Ausnahme.

Ja, ich bin finster und verschlossen: ich möchte am liebsten der Gesellschaft den Rücken kehren. Vielleicht thue ich den Menschen einst gutes, aber bis jetzt sehe ich keinen Grund dazu; sie verdienen es wirklich nicht, daß man viel Teilnahme und Sorge um sie habe. Warum kommen sie einem nicht gerade und offen entgegen, warum muß man selbst immer den ersten Schritt thun? Das habe ich mich oft gefragt. Ich habe ein dankbares Gemüt und habe das schon durch hundert Thorheiten bewiesen. Ich würde ein offnes Entgegenkommen sogleich durch Offenherzigkeit erwidern und jeden, der mir so begegnete, im Augenblick liebgewinnen. Das habe ich auch gethan, aber dann lachten sie mich alle aus und wandten mir spöttisch den Rücken. Der mitteilsamste war noch Lambert, von dem ich als Kind so viel Schläge erhielt; aber der war ja nur — — ein richtiger Schuft und Raufbold, und seine Offenheit — — die reine Dummheit. So dachte ich, als ich nach Petersburg kam.

Als ich Dergatschew verließ, zu dem mich ein mir selbst unerklärliches Gefühl getrieben, hatte ich in einem Anfalle von Begeisterung Wassin die größten Komplimente gemacht. Und was dann? Denselben Abend schon fühlte ich, daß meine Schwärmerei für ihn nachgelassen habe. Weshalb? Eben, weil ich durch das Lob, das ich ihm gespendet, mich selbst erniedrigt hatte. Ein Mensch, der gerecht und großmütig genug

ist, um, sich selbst zum Schaden, einem andern die Ehre zu geben, ein solcher Mensch steht doch, seinem innern Werte nach, fast höher, als jeder andre. Ich sah das ein und doch mochte ich Wassin jetzt weniger, sogar viel weniger leiden. Auch an Kraft dachte ich mit einem bittersüßen Gefühl, weil er mich gleichsam selbst verabschiedet hatte, und diese Empfindung blieb mir bis zum nächsten Tage, wo sich alles aufklärte und man sich über Kraft nicht mehr ärgern konnte. Sobald einer von den Kameraden im Gymnasium es mir in den Wissenschaften oder in treffenden Antworten, oder in körperlicher Gewandtheit und Kraft zuvorthat, brach ich den Umgang mit ihm ab und sprach nicht mehr mit ihm. Nicht, daß ich ihn gehaßt, oder ihm Schlechtes gewünscht hätte; ich wich ihm aus, weil so nun einmal mein Charakter ist.

Ja, ich habe mein lebelang nach Macht gelechzt, nach Macht und Abgeschiedenheit. Ich träumte davon schon in den Jahren, wo mich sicherlich jeder ausgelacht hätte, der gewußt hätte, was hinter meinem Schädel für Gedanken gärten. Deshalb liebte ich auch die Heimlichkeit so. Ich konzentrierte alle meine Fähigkeiten aufs Träumen, so daß ich zum Sprechen keine Zeit fand; daraus zog man den Schluß, ich sei menschenscheu, und aus meiner Zerstreutheit folgerte man noch viel Häßlicheres über mich; aber meine frischen Wangen sprachen dagegen.

Besonders glückselig war ich, wenn ich des Abends im Bette, unter meiner Decke, allein, in der vollkommensten Einsamkeit, ohne jeglichen menschlichen Laut in meiner Nähe, mir das Leben nach meiner Art zu träumen begann. Die wildesten Phantasien umgaukelten mich bis zur Entstehung der „Idee", dann nahmen sie plötzlich bestimmte Formen an, gestalteten sich zu vernünftigen Vorstellungen, traten aus der phantastischen Sphäre romantischer Träumerei in das Gebiet der Wirk-

lichkeit hinüber. Es gab der Träume eine Legion und einigen überließ ich mich besonders gern. Alle aber flossen zu einem Ziele zusammen.

Macht! Ich bin überzeugt, es käme vielen sehr komisch vor, wenn sie wüßten, was für ein „Lump" da nach Macht strebt. Aber ich werde ihrer Verwunderung die Krone aufsetzen, indem ich eingestehe, daß ich schon in meinen ersten Träumen, von meiner frühesten Kindheit an mich stets und in allen Lebensverhältnissen nur auf dem ersten Plan denken konnte, ja, daß diese Schwärmerei wohl noch bis zum gegenwärtigen Augenblicke dauert. Ich fühle mich durchaus deshalb nicht zu einer Entschuldigung veranlaßt.

Das ist es ja, darin besteht ja eben der Kern meiner Idee, daß Geld — — das einzige Mittel ist, welches sogar der vollkommensten Geistesarmut auf den ersten Platz verhelfen kann. Bin ich auch nicht geradezu eine Null, so weiß ich doch, nach einem Blick in den Spiegel, daß mein Äußres schon mir Abbruch thut, denn mein Gesicht gehört zu den ganz gewöhnlichen. Aber wäre ich reich wie Rothschild — wer würde sich noch um mein Gesicht kümmern, und wie viele Tausende von Frauen würden sich mir nicht in die Arme werfen und mir all ihre Reize anbieten, sobald ich nur den kleinen Finger rührte? Ich bin überzeugt, sie würden mich gar schließlich mit voller Überzeugung für einen Adonis halten. Ich kann mir nicht jede geistige Begabung absprechen. Aber hätte ich zehnmal das Pulver erfunden, so fände sich doch sicherlich in der Gesellschaft jemand, der mir in dieser Hinsicht überlegen wäre — und ich wäre verloren. Bin ich aber ein Rothschild, was bedeutete dann selbst ein Wunder an Geist neben mir? Wie wollte da selbst ein Talleyrand neben mir aufkommen? Man würde ihn sogar in meiner Gegenwart nicht zu Worte

kommen lassen. Das Geld ist natürlich eine despotische Macht, gleichzeitig aber auch das mächtigste Nivellierungsmittel, und darin liegt seine Hauptkraft: Geld gleicht alle Unterschiede aus. Zu diesem Schluß kam ich schon in Moskau.

In meiner „Idee" werdet ihr natürlich nur Frechheit, Geschraubtheit, Triumph der Nichtigkeit über das Talent erblicken. Die Idee ist kühn, das gebe ich zu (und eben deshalb so süß). Nun meinetwegen: ihr denket, ich lechze nach Macht nur weil mich nach Rache, nach tyrannischer Herrschaft gelüstet? Das ist es eben, so würde gewiß die Mittelmäßigkeit denken. Mehr noch, ich bin überzeugt, daß Tausende von Talenten und gescheidten Leuten, die sich so erhaben dünken, sich auf ihrer Höhe nicht erhalten und ebenso verfahren würden, wie die allergewöhnlichste Mittelmäßigkeit, wenn ihnen plötzlich Rothschildsche Millionen in den Schoß fielen, d. h. sie würden damit prahlen. Darin liegt nicht meine Idee. Ich fürchte den Reichtum nicht, er wird mich weder erdrücken, noch zum Tyrannen machen.

Ich brauche nicht eigentlich das Geld, oder vielmehr, der Gelderwerb ist nicht mein Zweck, nicht einmal die Macht; ich brauche nur, was einem allein die Macht des Geldes gewähren kann: das geheime, aber sichere Bewußtsein der Kraft! Das ist die gründlichste Definition der Freiheit, nach der die ganze Welt ringt! Die Freiheit! Endlich steht das große Wort da! Ja, das geheime Bewußtsein der Macht — ist berauschend! Ich habe die Macht und kann ruhig sein: Jupiter gebietet dem Donner und Blitz, und was folgt daraus? Er ist ruhig. Hört man ihn etwa oft drohen? Dem Thoren scheint es, als wenn er schlafe. Setzte man aber an seine Stelle einen Schriftsteller oder ein altes Weib aus dem Dorfe — Himmel, mein Himmel, wie würde es da donnern!

Wenn ich nur die Macht hätte, dachte ich, so würde ich sie gar nicht gebrauchen. Ich versichere ihnen, ich selbst, aus freiem Antriebe nähme immer überall gern den letzten Platz ein. Wäre ich ein Rothschild, ich würde nur im abgeschabten Überzieher, den Regenschirm in der Hand, umherspazieren. Was kümmerte es mich, daß ich von allen Seiten gestoßen würde, daß ich, um nicht überfahren zu werden, rasch über die Straße laufen oder in den Schmutz treten müßte? Es wäre gar zu lustig, das Bewußtsein, daß ich, ein Rothschild, der die schönsten Wagen und Pferde haben könnte, so verkannt werde. Wüßte ich doch, daß ich einen Tisch haben könnte, wie der Kaiser, und den besten Koch von der Welt; dieses Bewußtsein genügte mir und sättigte mich bei meinem Brot und Schinken. Auch jetzt noch denke ich so.

Nicht ich würde der Aristokratie nachlaufen, sondern sie mir; nicht ich würde den Frauen nachstellen, sondern sie würden mich überlaufen wie Wasser, das über die Ufer fließt. Die „Dummen" würden des Geldes wegen kommen, die „Klugen" aus Neugierde, um den merkwürdigen, stolzen, verschloßnen gegen jeden Reiz unempfindlichen Sonderling zu sehen. Ich würde freundlich mit diesen wie mit jenen umgehen, ihnen auch vielleicht Geld geben, selbst aber nichts von ihnen nehmen. Die Neugierde wird oft zur Leidenschaft, wer weiß, vielleicht könnte auch ich eine Leidenschaft einflößen. Und doch erreichten sie nichts dadurch, es seien denn Geschenke. Um so interessanter käme ich ihnen vor:

„. . . . . . mir genügt
An dem Bewußtsein"

Dieses Bild von meiner Zukunft malte ich mir schon in meinem siebzehnten Jahr aus, und es hatte schon damals einen großen Reiz für mich.

Tyrannisieren und quälen will und werde ich niemand; aber ich weiß, daß wenn ich diesen oder jenen meiner Feinde zu Grunde richten wollte, mich niemand daran hindern, mir im Gegenteil alle dabei nur behilflich sein würden, und wieder genügte mir das. Ich würde mich auch an niemand rächen. Ich habe mich stets darüber gewundert, daß James Rothschild Baron werden konnte. Wozu, weshalb, wenn er doch ohnehin über der ganzen Menschheit stand? „Mag doch jener unverschämte General auf einer Poststation, wo wir beide auf Pferde warten, stolz auf mich herabsehen! Wenn er wüßte, wer ich bin, so würde er mir gern selbst dienstbeflissen die Pferde anspannen und mir beim Einsteigen in meinen bescheidenen Tarantaß behilflich sein. Es stand einmal in irgend einer Zeitung, daß ein ausländischer Graf oder Baron auf einer Wiener Eisenbahn einem Wiener Bankier in Gegenwart von Zuschauern die Pantoffeln angezogen hätte und dieser gemein genug gewesen sei, es zuzugeben. Mag denn jene imposante Schönheit (und es gibt deren) die Tochter jener aufgeblasenen und vornehmen Aristokratie, die mir zufällig auf dem Dampfschiffe oder sonstwo begegnet, die Nase rümpfen, sich verächtlich von mir abwenden und sich wundern, wie solch ein unansehnliches, schmutziges Männchen mit einem Buche oder einer Zeitung in der Hand in die erste Kajütte neben sie geraten ist? Wenn sie nur wüßte, wer das ist. Und sie erfährt es, sie wird es erfahren, und sich dann selbst neben mich setzen, demütig, sanft, zärtlich, glücklich über ein Lächeln, einen Blick von mir.“ Ich führe absichtlich diese Bilder meiner Phantasie an, um meine Idee in das rechte Licht zu stellen. Aber jene Bilder sind matt, vielleicht trivial, die Wirklichkeit soll einmal alles übertreffen.

Man wird sagen: Welch ein Unsinn, so zu leben, wenn

man über solche Mittel gebietet. Warum dann nicht in einem Hotel wohnen, offnes Haus halten, Menschen um sich versammeln, seinen Einfluß geltend machen, heiraten? Aber was wird dann aus dem Rothschild? Er wird ein gewöhnlicher Sterblicher. Der ganze Reiz, die moralische Kraft der „Ideen“ geht verloren. Ich lernte schon als Kind den Monolog des geizigen Ritters von Puschkin auswendig; etwas der Idee nach Großartigeres hat Puschkin nie geschrieben. So denke ich auch jetzt noch.

„Sie haben sich ein sehr niedriges Ideal gestellt,“ wird man verächtlich sagen: „Geld, Reichtum! Ist das zu vergleichen mit dem gemeinnützigen Wohl, mit humanen Bestrebungen?“

Aber wie kann man wissen, wie ich meinen Reichtum verwenden würde? Was ist daran unmoralisch oder gemein, daß aus einer Menge häßlicher, schmutziger Judenhände die Millionen in die Hand eines vernünftigen, charakterfesten Einsiedlers fließen, der die Welt genau kennt? Bis jetzt sind das alles nur Träume; vielleicht wird auch nie etwas daraus; vielleicht liest nie jemand diese Zeilen. Aber wenn sich ein Leser fände, würde er wohl glauben, daß ich mit den Rothschildschen Millionen doch schließlich nichts anzufangen wüßte? Nicht, daß sie mich erdrückten, vielmehr das Gegenteil. In meinen Phantasien über die Zukunft bin ich schon mehr als einmal zu dem Moment gelangt, wo meinem innern Bedürfnis so sehr jede Befriedigung gewährt war, daß mir die Macht, die ich besaß, nicht mehr genügte. Denn — nicht aus Langeweile oder zweckloser Prahlsucht, sondern weil ich unablässig nach dem Ungeheuerlichen strebe — würde ich alle meine Millionen von mir werfen; mag dann die Gesellschaft darüber verfügen, ich aber — ich verschwinde wieder als unbedeutendes Atom in

der Menge, werde vielleicht zum Bettler, wie jener Arme, der auf dem Dampfschiff starb, nur mit dem Unterschiede, daß man in meinen Lumpen nichts eingenäht finden wird. Das Bewußtsein, daß ich Millionen in den Händen gehabt, die ich, wie der Rabe Schmucksachen, in den Schmutz geworfen, würde mich erquicken und laben. Ja, „meine Idee" ist die Festung, in der ich zu jeder Zeit vor den Menschen Schutz finden kann, und sei es als Bettler! Das ist meine Poesie! Und ich muß meine ganze, mangelhafte Willenskraft aufbieten — nur um mir selbst zu beweisen, daß ich von der Idee lassen könnte.

Ja, wenn ich ein Vermögen, wie Rothschild erwürbe, so könnte es doch sein, daß ich es dem allgemeinen Wohl opferte. (Aber bis die Rothschildsche Millionenzahl erreicht wäre, lohnte es sich nicht.) Und nicht die Hälfte würde ich hingeben, denn das wäre eine Dummheit; ich wäre damit nur um die Hälfte ärmer geworden und weiter nichts. Nein, gerade alles, bis zum letzten Kopeken, denn indem ich mich freiwillig zum Bettler machte, würde ich mit einem Schlage doppelt so reich wie Rothschild, Wenn man das nicht versteht, so thut es mir leid, ich bin nicht schuld daran und erklären werde ich es nicht.

„Bettelmönchfanatismus, Schwärmerei, Kinderei und Schwäche!" werden die Leute sagen, „der Triumph der Talentlosigkeit und Mittelmäßigkeit!" Ja, ich gestehe, zum Teil mag es das alles sein, nur nicht Schwäche. Es gefiel mir ja gerade so sehr, daß ich mich als talentloses, unbedeutendes Wesen, der Welt gegenüberstehend denken und ihr lächelnd zurufen konnte: Unter euch gibt es Gelehrte, wie Galilei und Kopernikus; Helden, wie Karl der Große und Napoleon; Dichter wie Shakespeare und Puschkin, ihr seid Feldmarschalle und Hofmarschalle und ich — bin die Unbegabtheit und Ungesetzlichkeit in Person, und doch stehe ich höher als ihr alle, weil

ihr es selbst so wollt. Schließlich fand ich für mein Ideal sogar jede Bildung unnütz. Ich glaubte, es müßte sich noch besser machen, wenn ein solches Ausnahmewesen total ungebildet wäre. Diese überspannte Vorstellung schadete sogar meinem Fortkommen in der siebenten Klasse des Gymnasiums: ich hörte aus Fanatismus auf zu lernen (als wenn der Mangel an Bildung zur Schönheit des Ideals beitragen könnte). Jetzt habe ich in diesem Punkte meine Überzeugungen geändert: Bildung schadet nicht.

Meine Herrschaften, ist Ihnen wirklich die geringste Gedankenfreiheit so lästig? Selig ist, der ein Ideal der Schönheit hat und sei es selbst ein fehlerhaftes. Und an meins glaube ich. Ich habe es nur ungeschickt, skizzenhaft gezeichnet. Nach zehn Jahren hätte ich es natürlich besser gemacht. Aber die obenstehende Beschreibung will ich mir zur Erinnerung aufbewahren.

IV.

Mit der „Idee" bin ich fertig. Wenn die Definition glatt und oberflächlich geworden ist, so bin ich daran schuld, nicht die Idee.

Ich sagte schon, daß die einfachsten Ideen am schwersten zu verstehen, ja am schwersten wiederzugeben sind. Das Umgekehrte findet bei glatten, leichtfertigen Ideen statt: solche verbreiten sich immer sehr rasch, namentlich unter der Masse, auf der Straße und werden für großartig und genial gehalten, aber nur im Augenblicke ihres Erscheinens. Das Billige ist nicht haltbar. Die rasche Verbreitung einer Idee ist gewöhnlich der Beweis ihrer Plattheit: Bismarcks Idee ward im Handumdrehen genial und Bismarck selbst ein Genie. Aber eben diese rasch entstandene Popularität ist verdächtig. Wir wollen

mal nach zehn Jahren den Herrn Bismarck sprechen und sehn, was dann noch von seiner „Idee," ja von dem Herrn Kanzler selbst übrig geblieben ist.

Und nun habe ich noch zwei Episoden zu erzählen, um mit meiner Idee ganz abzuschließen und im Verlaufe der Erzählung nicht weiter darauf zurückzukommen.

Im vergangenen Sommer, im Juli, zwei Monate vor meiner Reise nach Petersburg, bat mich Marja Iwanowna eines Tages, einen Auftrag an eine in der Troitzky-Vorstadt lebende alte Jungfer auszurichten. Als ich am Abend von dort zurückkehrte, fuhr in demselben Waggon mit mir ein unsauber gekleideter, schmutziger, brünetter, finnennarbiger, sehr widerlich aussehender junger Mann. Er fiel mir dadurch auf, daß er auf jeder, auch der kleinsten Station ausstieg, um einen Schnaps zu trinken. Am Schlusse der Fahrt hatte sich eine sehr heitere, aber ziemlich schlechte Gesellschaft um ihn versammelt. Hauptsächlich geriet ein schon etwas angetrunkner Kaufmann über die Fähigkeit des jungen Mannes in Entzücken, bei fortwährendem Trinken doch so nüchtern zu bleiben. Sehr aufgeräumt war ferner ein unendlich dumm aussehender, redseliger, junger Bursche, der einen sehr unangenehmen Duft um sich verbreitete — ein Bedienter, wie ich später hörte. Dieser letztre schloß Freundschaft mit dem trunksüchtigen jungen Menschen und forderte ihn bei jeder Station zum Aussteigen auf, indem er sagte: „Jetzt ist es Zeit einen Schnaps zu trinken!" worauf beide zärtlich umschlungen das Koupee verließen. Der trunksüchtige junge Mensch sprach fast kein Wort, und doch wurde der Kreis um ihn immer größer. Er folgte nur aufmerksam der Unterhaltung, der er mit fortwährendem, mit einem heisren Gekicher begleiteten Grinsen zuhörte, und stieß von Zeit zu Zeit, aber immer, wenn man

es am wenigsten erwartete, einen Laut, der ungefähr wie „türlür-lü" klang, aus, wobei er mit einer karikaturenhaften Gebärde den Finger an die Nase legte. Das gefiel sowohl dem Kaufmann wie dem Bedienten unbeschreiblich gut, und sie lachten sehr laut und ungezwungen darüber. Es ist unbegreiflich, worüber die Menschen zuweilen lachen! Ich näherte mich der Gesellschaft, und auch mir gefiel, ich weiß nicht warum, dieser junge Mann, vielleicht weil er so frech die herkömmlichen, obligatorisch gewordnen Anstandsregeln verletzte, kurz — ich sah den Narren in ihm nicht, schlug ihm vor, wir möchten uns dutzen, und als wir in Moskau ankamen, hatten wir abgemacht, daß wir uns des Abends gegen neun Uhr auf dem Twoeskoi Boulevard treffen würden. Ich war pünklich da, und er lehrte mich folgendes Stückchen: wir spazierten zusammen durch alle Boulevards und sahen etwas später am Abende eine anständige Frau allein an einer einsamen Stelle über den Boulevard gehen; wir holten sie ein und ohne ein Wort an sie zu richten, begannen wir, der eine auf der einen, der andre auf der andern Seite neben ihr herzugehen und mit der unbefangensten Miene, als bemerkten wir sie gar nicht, miteinander die allerunanständigste Unterhaltung zu führen. Wir nannten die Gegenstände bei Namen, dem Anscheine nach ganz harmlos und als müßte es so sein, und ließen uns bei der Erwähnung verschiedner Unflätereien und Zoten auf Details ein, auf die selbst die schmutzigste Phantasie des unzüchtigsten Wüstlings nicht verfallen wäre. Alle diese Dinge hatte ich schon in der Schule, noch vor meinem Eintritt ins Gymnasium, kennen gelernt, natürlich aber nur in der Theorie, nicht in der Praxis. Die Frau erschrak sehr, versuchte uns zu entfliehen, wir aber beschleunigten unsern Schritt und blieben bei unserm Thema. Dem Opfer blieb natürlich nichts übrig, als sich zu ergeben.

Schreien und Klagen wäre doch zu unangenehm gewesen! überdies war niemand in der Nähe. Solchen Spaß trieben wir ungefähr acht Tage; ich begreife jetzt nicht, wie ich Gefallen daran finden konnte. Es gefiel mir auch eigentlich nicht; ich fand es nur sehr originell, von allem Herkömmlichen so verschieden, und dann hatte ich ja eine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht überhaupt. Ich merkte übrigens bald, daß der Student, mein zeitweiliger Kamerad, schrecklich roh und ungebildet war und sich für nichts interessierte. Da gab es nicht die Spur einer „heimlich gehüteten Idee", wie ich es anfangs erwartet hatte; anstatt der Originalität die langweiligste, tödlichste Einförmigkeit! Ich mochte ihn von Tag zu Tag weniger. Endlich nahm alles ein sehr plötzliches Ende. Wir verfolgten eines Abends schon ganz im Dunkeln ein sehr junges, kaum sechzehnjähriges, reinlich und anspruchslos gekleidetes Mädchen, das vielleicht von ihrer Hände Fleiß lebte und jetzt von der Arbeit zu ihrer Mutter, einer Witwe mit vielen Kindern, heimkehrte; übrigens wozu die Empfindsamkeit! Das junge Mädchen hörte eine Weile zu, dann eilte es, das vom Schleier verhüllte Gesicht senkend, hastig und bebend vorwärts. Aber plötzlich blieb es stehen, warf den Schleier von dem, soviel ich mich erinnere recht, hübschen, jedoch etwas magern Gesichtchen zurück und rief uns mit zornsprühenden Augen zu:

„Ach, was ihr für gemeine Kerle seid!"

Und nun, sollte man meinen, würde sie in Thränen ausbrechen. Weit gefehlt! Mit ihrer kleinen, magern Hand versetzte sie dem Studenten eine Ohrfeige, wie sie geschickter vielleicht nicht erteilt werden kann, es klatschte nur so. Er wollte fluchend auf sie losstürzen, aber ich hielt ihn zurück, und das Mädchen entkam. Als wir allein waren, gerieten wir in Streit; ich sagte alles, was ich schon lange gegen ihn auf dem

Herzen hatte, sagte ihm, daß er die elendeste Personifikation der Geistesarmut und Gemeinheit sei, daß auch nicht die geringste Spur einer Idee in ihm stecke; er warf mir verschiedene Schimpfnamen an den Kopf (ich hatte ihm einmal die Geschichte meiner Abstammung erzählt), darauf schimpften wir uns noch tüchtig durch, und seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen. An jenem Abend war ich furchtbar aufgebracht, den zweiten Tag viel weniger und den dritten schon gar nicht mehr. Ich dachte wohl zuweilen, aber ganz flüchtig nur, an das junge Mädchen. Vierzehn Tage jedoch nach meiner Ankunft in Petersburg, erinnerte ich mich plötzlich dieser ganzen Geschichte, und da kam ein solches Gefühl von Scham über mich, daß ich bitterlich weinen mußte. Ich quälte mich den ganzen Abend, die ganze Nacht darüber und quäle mich noch jetzt. Ich konnte nun nicht mehr begreifen, wie man so tief in solchen Schmutz versinken und namentlich, wie man eine solche Episode nachher vergessen, sich darüber nicht zu Tode schämen konnte. Jetzt erst ist es mir zum Bewußtsein gekommen, was daran schuld war, nämlich die Idee. Wenn man von einer alle geistigen Fähigkeiten in Anspruch nehmenden fixen Idee beherrscht ist, so gerät man dadurch gleichsam in eine Einöde, löst sich von der ganzen Welt los, so daß alles, was um einen her vorgeht und nicht die Idee betrifft, an einem abgleitet. Selbst die auf äußern Eindrücken beruhenden Empfindungen werden abnorm. Und dann ist die Idee immer ein Vorwand zu Ausreden. Wie oft habe ich, auf diese pochend, meine Mutter gequält, wie schändlich meine Schwester im Stich gelassen, denn: „Ich habe meine ‚Idee‘ und alles übrige geht mich nichts an“, sagte ich mir. Wie oft wurde ich beleidigt, ging tief gekränkt davon und tröstete mich mit dem Gedanken: „Was thut es, daß ich gemein bin; habe

ich doch meine „Idee‘, von der niemand was weiß.“ Die Idee tröstete mich über meine Schändlichkeit und meine Nichtigkeit; sie erleichterte mir das Leben, aber beschattete es auch gleichsam, denn eine so unklare Auffassung der Dinge und Begebenheiten kann der Idee selbst schaden.

Jetzt die andre Episode:

Marja Iwanownas Namenstag war den ersten April. Es waren einige Gäste da. Plötzlich kommt Agrafeona, die Köchin, atemlos hereingestürzt und sagt, im Hausflur vor der Küchenthür liege ein ausgesetztes Kind und sie wisse nicht, was sie mit ihm machen solle. Diese Nachricht brachte natürlich die ganze Gesellschaft in Bewegung; man ging hinaus und fand draußen, in einem Bastkorbe liegend, ein drei bis vier Wochen altes Mädchen, das kläglich weinte. Ich nahm den Korb und trug ihn in die Küche; es steckte ein zusammengefaltetes Zettelchen mit folgenden Worten darin: „Teure Wohlthäter, erweiset barmherzige Hilfe diesem Arina getauften kleinen Mädchen, und sie sowie wir wollen ewig dafür unsre Gebete und Thränen für euch zum Throne des Höchsten senden; wir gratulieren zu eurem Namenstage. Die Unbekannten.“ Hier that mir der so hochgeschätzte Nikolai Ssemeonowitsch einen großen Kummer an. Er setzte eine sehr ernste Miene auf und bestimmte, daß das Kind in das Findelhaus gebracht werden solle. Nikolai Ssemeonowitsch und seine Frau lebten sehr ökonomisch und freuten sich, daß sie keine Kinder hatten. Mir that das Herz weh. Ich wickelte Arinotschka vorsichtig aus dem Körbchen los, und hob sie an den Schultern ein wenig auf. Aus dem Korbe strömte ein säuerlicher, scharfer Geruch, wie er sich bei nicht sehr reinlich gehaltenen Brustkindchen so leicht einstellt. Ich sagte Nikolai Ssemeonowitsch, ich würde das Kind auf meine Kosten be-

halten. Trotz seines weichen Gemüts machte er mir ziemlich strenge Einwendungen dagegen, und obgleich er mit einem Scherze schloß, so war er doch in seinem Beschluß in betreff des Findelhauses nicht wankend geworden. Schließlich bekam ich aber doch meinen Willen. Auf demselben Hofe nämlich, in einem Seitenflügel, wohnte ein armer Tischler, ein schon ältlicher, trunksüchtiger Mann, dessen Frau, ein noch junges, gesundes Weib, vor kurzem einen Säugling, ihr einziges nach achtjähriger, fruchtloser Ehe geborenes Kindchen, ein kleines Mädchen, das merkwürdiger Weise auch Arina geheißen, verloren hatte. Es war ein Glückszufall; denn während wir in der Küche uns über das Kind stritten, eilte diese Frau, die die Geschichte erfahren hatte, herzu, und ihr Herz wurde gerührt, als sie hörte, daß die Kleine auch Arina hieß. Ihre Milch war noch nicht versiegt; sie nahm das Kind und legte es an ihre Brust. Ich ließ nicht nach mit Bitten, daß sie es gegen eine monatliche Vergütung zu sich nehmen möchte. Sie fürchtete, der Mann werde es nicht erlauben, nahm es aber für diese Nacht. Am andern Morgen hatte der Mann für acht Rubel monatlich darein gewilligt. Ich gab ihm sogleich das Geld für den ersten Monat voraus, und er vertrank es augenblicklich. Nikolai Ssemeonowitsch, der immer noch ungläubig zu allem lächelte, entschloß sich dennoch, dem Tischler dafür Bürge zu sein, daß das monatliche Kostgeld unweigerlich von mir gezahlt werden würde. Ich wollte, um ihn sicher zu stellen, ihm meine sechzig Rubel einhändigen, aber er nahm sie nicht; er wußte ja, daß ich Geld hatte, und traute mir überdies. Durch sein taktvolles Benehmen war unser kurzer Streit geschlichtet. Marja Iwanowna sagte nichts, wunderte sich nur, daß ich eine so große Sorge auf mich nehmen wolle. Ich erkannte ihrer beider Zartgefühl da-

rin, daß sie sich keinerlei Scherz mit mir darüber erlaubten, sondern die Sache ganz ernst nahmen, wie es sich auch gehörte. Ich lief bis zu dreimal täglich zu Darja Rodiwonowna und drückte ihr nach einer Woche heimlich ohne Wissen des Mannes, noch drei Rubel in die Hand. Für andre drei Rubel schaffte ich eine Decke und Wickelung an. Aber nach zehn Tagen erkrankte Arinotschka plötzlich. Ich brachte sogleich einen Doktor hin; er verschrieb ihr etwas und wir mühten uns die ganze Nacht mit ihr ab, und quälten das arme Ding mit der garstigen Arznei, aber am andern Tage erklärte der Arzt, man habe zu spät nach ihm geschickt, und auf meine Bitten, und ich glaube gar Vorwürfe, erwiderte er mit würdevoller Herablassung: „Ich bin nicht Gott!" Die Zunge, die Lippen, der ganze Mund des Kindes bedeckten sich mit einem feinen, weißen Ausschlag und es starb schon denselben Abend, mich mit den großen, schwarzen Augen anblickend, als verstehe es schon, was es mir verdanke. Ich weiß nicht, wie ich nicht darauf verfiel, die Kleine nach ihrem Tode photographieren zu lassen! Wird man es mir wohl glauben, daß ich an jenem Abende nicht nur weinte, sondern geradezu heulte, so daß Marja Iwanowna mich trösten mußte, was sie sehr liebevoll, und ohne mich im geringsten auszulachen, that? Der Tischler machte einen kleinen Sarg, Marja Iwanowna schmückte ihn mit gefaltetem Rüsch aus und machte ein kleines Kissen dazu; ich kaufte Blumen und überschüttete das Kindchen damit. Und so trugen wir mein armes Blümchen, das ich bis zu diesem Augenblicke nicht vergessen kann, zu seiner letzten Ruhestätte. Einige Zeit später aber brachte mich diese ganze unvorhergesehene Episode auf sehr ernste Gedanken. Gewiß: Arinotschka hatte mir nicht viel gekostet. Der Sarg, die Beerdigung, der Doktor, die Blumen, und das

Kostgeld an Darja Rodiwonowna mit eingerechnet — dreißig Rubel. Diese Summe löste ich von dem Verkauf einiger Kleinigkeiten, sowie von den mir zur Reise geschickten vierzig Rubeln, wieder ein, so daß mein Kapital unangetastet blieb. „Aber", dachte ich, „wenn ich auf solche Seitenwege gerate, so werde ich nicht weit kommen." Aus der Geschichte mit dem Studenten hatte ich ersehen, daß die Idee zur Unklarheit der Begriffe und zur Nichtachtung der praktischen Wirklichkeit führen kann. Aus der Geschichte mit Arinotschka ließ sich das Umgekehrte deduzieren, nämlich, daß keinerlei „Idee" im stande ist, mich wenigstens bis zu dem Grade in Anspruch zu nehmen, daß ich nicht von irgend einem auffallenden Faktum des Lebens ergriffen werden und ihm alles das opfern könne, was ich durch jahrelanges Mühen für die Idee gethan. Beide Schlüsse waren richtig.

Sechstes Kapitel.

I.

Meine Wünsche gingen doch nicht vollständig in Erfüllung; ich traf sie nicht ganz allein: Werßilow war allerdings nicht da, aber Tatiana Pawlowna saß bei der Mutter — also doch eine Fremde. Die Hälfte meiner großmütigen Vorsätze verflog auf der Stelle. Es ist merkwürdig, wie rasch meine Laune in solchen Fällen wechseln kann. Ein Sandkorn, ein Härchen genügt oft, um alle meine guten Vorsätze über den Haufen zu werfen und mich mißtrauisch zu machen. Und die unangenehmen Eindrücke verfliegen zu meinem Bedauern nicht so rasch, obgleich ich nicht nachtragend bin. Als ich ins Zimmer trat, kam es mir vor, als wenn die Mutter den Faden ihres, wie es schien, sehr lebhaften Gesprächs mit Tatiana Pawlowna abbreche; die Schwester war kurz vor mir von der Arbeit heimgekehrt und hatte ihr Zimmer noch nicht verlassen.

Unsre Wohnung bestand aus drei Zimmern: das gewöhnliche Aufenthaltszimmer, das mittlere oder Gastzimmer, war ziemlich groß und fast anständig eingerichtet. Weich gepolsterte, rote, übrigens schon sehr abgenutzte Möbel (Werßilow duldete keine Möbelüberzüge), einige Teppiche, Tische und unnütze Tischchen bildeten dessen Ausstattung. Rechts von demselben

befand sich Werßilows Kabinett, ein kleines, enges, einfenstriges Zimmerchen; darin stand ein elender Schreibtisch, auf welchem einige nie gebrauchte Bücher und vergeßne Papiere umherlagen, und vor demselben ein ebenso elender, weich gepolsterter Lehnsessel, dessen zerbrochne, spitz hervorstehende Sprungfedern Werßilow schon manchen Seufzer und manch ärgerlichen Ausruf entlockt hatten. In demselben Kabinett, auf einem weichen, gleichfalls abgenutzten Divan, wurde ihm zur Nacht das Bett hergerichtet. Er haßte dieses, sein Kabinett und beschäftigte sich, glaube ich, nie in demselben, sondern zog es vor, stundenlang müßig im Gastzimmer zu sitzen. Links von dem letztern befand sich ein genau ebensolches Kabinett, das Schlafgemach der Mutter und Schwester. Ins Gastzimmer gelangte man durch einen Korridor, an dessen anderm Ende die Küche lag. Hier schaltete die Köchin Lukeria als unumschränkte Gebieterin und wenn sie ihrer Kunst oblag, so roch es im ganzen Quartier unbarmherzig nach angebranntem Fett und Butter. Zuweilen verwünschte Werßilow laut sein Leben und sein Schicksal um dieses Küchengeruchs wegen, und in diesem einen Punkte war ich vollständig mit ihm einverstanden. Ich kann all diese Gerüche gleichfalls nicht leiden und bis zu mir drangen sie glücklicherweise auch nicht, denn ich bewohnte ganz oben ein Dachstübchen, zu dem ein sehr steiles, knarrendes Treppchen führte. Bemerkenswert war in demselben — ein halbrundes Fenster, eine unglaublich niedrige Lage, ein mit Wachstuch überzogener Divan, auf dem mir Lukeria zur Nacht ein Laken und ein Kissen zurechtlegte, und als übriges Mobiliar nur zwei Gegenstände: ein ganz einfacher, weißer Holztisch und ein zerrißner Strohstuhl.

Übrigens waren uns noch einige Überbleibsel einstiger Pracht geblieben: im Gastzimmer z. B. stand eine recht hübsche

Porzellanlampe und an der einen Wand hing ein ausgezeichnet schöner, großer Stich der Dresdner Madonna, diesem gegenüber, an der andern Wand eine kostbare, ebenfalls riesige Photographie des gußeisernen Thores der Florentiner Kathedrale. In einer Ecke stand ein großer Heiligenschrein mit schon lange in der Familie vererbten Heiligenbildern, von denen eins, das der Allerheiligen, dasselbe, das die Mutter hatte versetzen wollen, eine silberne, stark vergoldete, das andre, die Mutter Gottes, eine samtene mit Perlen gestickte Bekleidung hatte. Vor den Heiligenbildern hing ein Lämpchen, das am Vorabende jedes Feiertages angezündet wurde. Für Werßilow hatten die Heiligenbilder gar keine Bedeutung; er blinzelte nur zuweilen ärgerlich mit den Augen, wenn der Widerschein der Lampe von dem vergoldeten Beschlag der Bilder sein Gesicht traf, und beklagte sich, daß dieses Licht seinen Augen schadete, hinderte jedoch die Mutter nicht weiter an ihrem Kultus.

Ich trat gewöhnlich schweigend und finster, den Blick in irgend eine Ecke gerichtet, und meist ohne zu grüßen ins Zimmer. Gewöhnlich aber war ich früher nach Hause gekommen als heute und hatte erst oben zu Mittag gegessen. Jetzt nun sagte ich plötzlich: „Guten Abend, Mama!" was ich früher nie gethan, konnte es aber doch aus einem gewissen Schamgefühl nicht über mich gewinnen, sie dabei anzusehen und setzte mich schweigend in die entfernteste Ecke des Zimmers. Ich war sehr müde, aber daran dachte ich jetzt nicht.

„Dieser Tölpel hat noch immer nicht gelernt, sich anständiger zu betragen!" schnauzte mich Tatiana Pawlowna an. Schimpfwörter hatte sie sich auch früher schon gegen mich erlaubt, das war gleichsam zur Gewohnheit zwischen uns geworden.

„Guten Abend," antwortete meine Mutter hastig und wie verwirrt über meinen Gruß. „Das Essen ist schon lange

fertig," fuhr sie hastig, fast ängstlich fort — „wenn nur die Suppe nicht kalt geworden ist, die Kotelette will ich nur gleich, ..." sie wollte eilig aufstehen, um in die Küche zu gehen, aber — — zum erstenmal seit einem ganzen Monat schämte ich mich, daß sie so dienstfertig für mich aufsprang, und ich hatte es doch bis jetzt als selbstverständlich gefordert.

„Ich danke sehr, Mama, ich habe schon gegessen. Wenn ich nicht störe, so will ich mich hier ein wenig ausruhen."

„Ach . . . . . . Wieso? . . . . Natürlich! . . . Bleibe doch. . . ."

„Machen Sie sich keine Sorgen mehr, Mama, ich werde nicht mehr grob gegen Andrej Petrowitsch sein," fiel ich ihr ins Wort.

„Ei Himmel, wie großmütig!" rief Tatiana Pawlowna. „Sage, Täubchen, — sagst du ihm wirklich immer noch Sie? Wer ist er denn, daß man ihm solche Ehre erweist, noch dazu die eigne Mutter! Du bist ja ganz blöde vor ihm geworden. Schäme dich doch!"

„Es wäre mir auch sehr angenehm, Mama, wenn Sie mich duzen wollten."

„Ach Gott! . . . . nun gut, schön, ich will es thun," stammelte die Mutter. „Ich . . . . es geschah ja auch nicht immer . . . . nun, ich will es nicht vergessen . . . ."

Sie errötete über und über. Wie anziehend sie noch aussehen konnte! Sie hatte ein freundliches, aber durchaus nicht einfaches, ein wenig bleiches, zartes Gesicht, mit etwas eingefallnen Wangen; auf der Stirn zeigten sich schon einzelne Runzeln, aber bei den Augen noch nicht, und diese Augen, die so groß und frei blickten, strahlten stets in einem milden, ruhigen Licht, das mich vom ersten Tage an mächtig gefesselt hatte. Es gefiel mir besonders, daß ihr Gesicht weder den

Ausdruck des Kummers noch der Niedergeschlagenheit trug; im Gegenteil, es wäre fast heiter gewesen, wenn sie sich nicht so oft und meist ganz unnütz aufgeregt hätte, erschreckt von ihrem Sitze aufspringend oder ängstlich irgend einem neuen Gespräche zuhorchend, bis sie sich überzeugt hatte, daß alles wie bisher gut stand. „Alles gut" — hieß bei ihr: „Alles nach dem Alten." Wenn sich nur nichts änderte, nichts Neues geschah, und wäre es selbst was Gutes! . . . . Es war, als sei sie in der Kindheit einmal heftig erschreckt worden. Außer den Augen gefiel mir noch das längliche Oval ihres Gesichts, und ich glaube, wenn sie nicht so hervorstehende Backenknochen gehabt, so hätte sie nicht nur in ihrer Jugend, sondern jetzt noch für hübsch gelten können. Sie war damals neununddreißig Jahr alt, aber in ihrem dunkelbraunen Haar schimmerten schon einzelne Silberfäden.

Tatiana Pawlowna blickte sie unwillig an. „Solch ein Knirps! Und so vor ihm zu zittern! Das ist ja lächerlich, Sophie! Du ärgerst mich wahrhaftig!"

„Ach, Tatiana Pawlowna, warum behandeln Sie ihn jetzt so schlecht! Aber Sie scherzen vielleicht, wie?" fügte die Mutter hinzu, als sie ein fast unmerkliches Lächeln auf Tatiana Pawlownas Gesicht zu erhaschen glaubte. Das Schelten der letztern konnte man auch wirklich zuweilen nicht für Ernst nehmen; aber sie lächelte, wenn sie es überhaupt that, natürlich nur über die Mutter, deren Güte sie stets bewunderte, und weil sie merkte, wie glücklich diese über mein ausnahmsweise rücksichtsvolles Betragen war.

„Es muß einem natürlich unangenehm sein, Tatiana Pawlowna, wenn Sie so über die Leute herfallen und noch dazu in einem Momente, wo ich sage: ‚Guten Abend, Mama!'

was ich doch früher nicht gethan,“ hielt ich endlich für nötig zu bemerken.

„Ei, sieh mal einer!“ brauste sie sofort auf. „Er hält das gar für ein Verdienst! Soll man am Ende einen Fußfall vor dir thun, weil du einmal in deinem Leben höflich gewesen bist? Und für diese Höflichkeit gebe ich nicht einen Pfifferling! Schielst dabei immer in eine Ecke. Als ob ich nicht wüßte, wie wenig du dich vor ihr zusammennimmst. Hättest auch mir Gutenabend sagen können; bin ich doch deine Taufmutter, habe dich noch gewickelt!“

Natürlich verschmähte ich es, zu antworten. Zum Glück trat in dem Augenblick meine Schwester ins Zimmer, und ich wandte mich rasch zu ihr:

„Lisa, ich habe heute Wassin gesehen; er erkundigte sich nach dir. Kennst du ihn?“

„Ja, seit dem vorigen Sommer in Luga,“ antwortete sie ganz unbefangen, setzte sich neben mich und sah mich freundlich an. Ich weiß nicht, warum es mir vorkam, als sei ihr das Blut plötzlich bei Wassins Namen zu Gesichte gestiegen. Meine Schwester war blond, ganz blond, der Haarfarbe nach weder dem Vater noch der Mutter ähnlich, aber sie hatte die Augen, das Oval des Gesichts von der Mutter; die Nase war sehr gerade, klein und regelmäßig; übrigens eine Eigentümlichkeit bei ihr waren . . . . . ganz kleine Sommersprossen, die bei der Mutter gänzlich fehlten. Von Werßilow hatte sie fast gar nichts geerbt, es sei denn die schlanke Gestalt, den hohen Wuchs und etwas Bezauberndes im Gange. — Zwischen ihr und mir bestand nicht die geringste Ähnlichkeit — — — wie zwischen Nord und Süd.

„Ich bin drei Monate mit ‚ihnen‘ zusammengewesen,“ sagte Lisa.

„Warum sagst du von Wassin mit ‚ihnen‘, du mußt sagen ‚mit ihm‘, nicht ‚mit Ihnen‘. Verzeih, liebe Schwester, daß ich dich berufe, aber es schmerzt mich, daß, wie es scheint, deine Erziehung so vernachlässigt worden ist.“

„Es ist gemein, in Gegenwart deiner Mutter eine solche Bemerkung zu machen,“ fuhr wieder Tatiana Pawlowna dazwischen; — — „und du lügst, sie ist nicht vernachlässigt worden.“

„Ich habe nichts gegen die Mutter gesagt,“ entgegnete ich scharf. „Wissen Sie, Mama, Lisa ist wie eine verjüngte Ausgabe von Ihnen. Sie haben aus ihr einen ebensolchen Engel an Herzensgüte und mildem Charakter gemacht, wie Sie selbst gewiß einst waren, noch sind und ewig bleiben werden. Ich spreche aber nur von dem äußern Schliff, von all jenem weltlichen Firlefanz, der doch so notwendig ist. Ich muß mich schrecklich darüber ärgern, daß Werßilow, selbst wenn er gehört hätte, daß du von Wassin ‚sie‘ und nicht ‚er‘ sagst, dich gewiß nicht zurechtgewiesen hätte — so geringschätzig und gleichgültig steht er zu uns. Das macht mich wütend.“

„Sieh mal an, das Ei will wohl klüger sein, wie die Henne? Daß Ihr Euch nicht untersteht, junger Herr, hinfort vor der Mutter ‚Werßilow‘ zu sagen, desgleichen nicht in meiner Gegenwart — ich werde es nicht dulden,“ schrie Tatiana Pawlowna außer sich.

„Mama, ich habe heute mein Gehalt, fünfzig Rubel, erhalten, da ist es, nehmen Sie es, ich bitte!“

Ich trat auf sie zu und reichte ihr das Geld, sie wurde unruhig.

„Ach, darf ich es denn nehmen?“ sagte sie ängstlich und ohne das Geld zu berühren. Ich verstand sie nicht.

„Aber ich bitte Sie, Mama, wenn Sie und die Schwester mich als Sohn und Bruder der Familie betrachten, so . . . .“

„Ach, Arkadij, ich habe eine Schuld gegen dich auf dem Herzen; ich möchte dir etwas beichten, aber ich fürchte mich zu sehr,“ sagte sie mit einem sanften, bittenden Lächeln. Wieder verstand ich sie nicht und fiel ihr ins Wort:

„A propos, wissen Sie schon, daß heute im Gericht der Prozeß zwischen Werßilow und dem Fürsten Ssokolsky entschieden wird?“

„Ach ja, ich weiß!“ rief sie, in der Angst beide Hände mit den Handflächen gegeneinander legend (ihre gewöhnliche Gebärde, wenn sie erschrak).

„Wie, heute?“ fragte Tatiana Pawlowna in zitternder Aufregung. „Es kann ja nicht sein, er hätte es gesagt. Wußtest du es?“ wandte sie sich an die Mutter.

„Ach nein, nicht, daß es heute sei. Aber ich habe es die ganze Woche gefürchtet. Wenn er verlieren sollte, um so besser; ich könnte sogar darum beten; es wäre mir ein Stein vom Herzen, und alles ginge wieder nach dem Alten.“

„Also auch Ihnen hat er es nicht gesagt, Mama?“ rief ich. „Ein netter Kerl, wie? Da haben sie ein Beispiel von seinem Stolz und seinem Hochmut was sagte ich Ihnen eben?“

„Aber die Entscheidung, wie ist die Entscheidung ausgefallen? Wer hat es dir gesagt?“ bestürmte mich Tatiana Pawlowna mit Fragen.

„Da ist er selbst; vielleicht sagt er es Ihnen,“ erwiderte ich, da ich seinen Schritt im Korridor hörte, und setzte mich rasch neben Lisa.

„Bruder, um Gotteswillen, schone Mama, habe Geduld mit Andrej Petrowitsch! . . . .“ flüsterte mir die Schwester zu.

„Sei ruhig, ich werde es; das war ja meine Absicht, als ich heute herkam," antwortete ich mit einem Händedruck. Lisa sah mich sehr mißtrauisch an, und sie hatte recht.

II.

Er trat herein, sehr zufrieden mit sich selbst, so zufrieden, daß er sich nicht die Mühe gab, seine Stimmung vor uns zu verbergen. Er hatte sich überhaupt in letzter Zeit gewöhnt, ganz unverhohlen nicht nur seine schlechten, sondern auch seine lächerlichen Seiten, was doch mehr oder weniger ein jeder fürchtet, vor uns aufzudecken; dabei wußte er sehr genau, daß wir ihn bis auf den Grund der Seele durchschauten. Seit den letzten Jahren hatte er sich, wie Tatiana Pawlowna sagte, in der Kleidung sehr vernachlässigt; er war allerdings immer anständig gekleidet, aber die Kleider waren alt und abgetragen. Wahr ist es, daß er zu der Mutter großer Betrübnis oft zwei Tage seine Wäsche nicht wechselte; der ganze Hofstaat der ihn umgebenden demütigen Frauen hielt das für ein Opfer seinerseits und bewunderte ihn deshalb. Er trug stets einen weichen, breitrandigen, schwarzen Filzhut; als er in der Thür den Hut abnahm — schnellte ein ganzes Büschel dichter, schon stark ergrauter Haare auf seinem Kopfe in die Höhe. Ich sah gern auf seine Haare, wenn er den Hut abnahm.

„Guten Abend, alle beisammen? Auch er mit dabei? Ich hörte seine Stimme schon im Vorzimmer, es ging wohl über mich her, wie?"

Es war stets ein Zeichen seiner guten Laune, wenn er anfing, seine Witze über mich zu machen. Ich antwortete natürlich nicht. Lukeria kam mit einem ganzen Sack voll Einkäufen herein und legte sie auf den Tisch. „Sieg, Tatiana Pawlowna; den Prozeß gewonnen, und appellieren werden die

Fürsten nicht. Ich bin oben drauf! Es hat mir auch jemand gleich tausend Rubel vorgeschossen. Sophie, laß die Arbeit ruhen, streng deine Augen nicht an. Lisa, du kommst von der Arbeit?"

„Ja, Papa," antwortete Lisa freundlich; sie nannte ihn Vater, wozu ich mich hatte nie verstehen wollen.

„Bist du müde?"

„Ja."

„Laß das Arbeiten! bleib morgen zu Hause; häng es lieber überhaupt an den Nagel."

„Nein, Papa, das geht nicht."

„Ich bitte dich darum; ich kann es nicht leiden, wenn Frauen arbeiten, Tatiana Pawlowna."

„Wie denn nicht arbeiten, was soll eine Frau ohne Arbeit anfangen?"

„Ich weiß, ich weiß; das ist ja alles schön und gut, und ich bin im voraus mit allem einverstanden; ich spreche hier hauptsächlich von der Handarbeit. Ich glaube, das beruht auf einer krankhaften oder vielmehr irrigen Vorstellung meiner Kinderjahre; aber denken Sie sich, aus den dunkeln Erinnerungen meiner frühesten Kindheit schwebt mir am häufigsten — natürlich zu meinem Ärger — ein Kreis gebildeter Frauen vor, die mit strengen, ernsten Gesichtern um einen runden Tisch sitzen, auf welchem Schere, Kleiderstoffe, Schnittmuster und Modebilder ausliegen. Es wird beraten und bestimmt, langsam und wichtig mit den Köpfen geschüttelt, gemessen, berechnet und dann zum Zuschneiden geschritten. All diese freundlichen Frauen, die mich so lieb haben, sind jetzt unnahbar geworden; sobald ich Lärm mache, werde ich fortgeschickt. Auch meine arme Wärterin, die mich an der Hand hält, achtet weder auf mein Schreien, noch auf mein Stram-

peln, sondern reißt die Augen weit auf und lauscht diesen Beratungen wie himmlischer Sphärenmusik. Dieser Ernst und diese Wichtigkeit so verständiger, gebildeter Frauen beim Beginn des Zuschneidens berührt mich noch jetzt in der Erinnerung peinlich. Tatiana Pawlowna, Sie lieben ja auch das Zuschneiden so sehr, es mag sehr — aristokratisch sein, aber ich muß gestehen, mir ist eine Frau doch lieber, die nicht arbeitet. Nimm es dir nur nicht zu Herzen, Sophie. . . . . Wie solltest du auch Zeit haben, die Hände in den Schoß zu legen. Die Frau ist auf jeden Fall eine große Macht im Hause, das weißt du übrigens, Sonja. Wie denken Sie darüber, Arkadij Makarowitsch? wahrscheinlich protestieren Sie dagegen."

„Nein, durchaus nicht!" antwortete ich. „Besonders gefällt mir der Ausspruch: „Die Frau — ist eine große Macht im Hause. Ich verstehe nur nicht, was die Arbeit damit zu thun hat. Und daß es unmöglich ist, nicht zu arbeiten, wenn man kein Geld hat — das wissen Sie selbst."

„Aber genug nun," wandte er sich wieder zur Mutter, deren Gesicht strahlte (als er das Wort an mich richtete, war sie zusammengefahren). „Daß ich wenigstens fürs erste keine Handarbeit sehe, das bitte ich mir aus! Du, Arkadij, als Jüngling unsrer Zeit, bist wahrscheinlich auch ein wenig Sozialist. Willst du es wohl glauben, daß die meisten Verehrer des Müßigganges — sich unter dem arbeitenden Volke finden?"

„Der Erholung vielleicht, aber nicht des Müßigganges."

„Nein, gerade des Müßigganges, der vollständigsten Nichtsthuerei; das ist ihr Ideal. Ich habe einen Mann aus ziemlich einfachem Stande, wenn auch nicht gerade aus dem Volke, gekannt, der sich sein ganzes Lebenlang hat abmühen

müssen; er war ziemlich gebildet und eigentlich zu allem geschickt. Dieser nun träumte vielleicht jeden Tag seines Lebens mit einer gewissen Inbrunst und Sehnsucht vom vollständigsten Müßiggange als von der höchsten, irdischen Glückseligkeit, ja, sein absolutes Ideal war — schrankenlose Unabhängigkeit, unbegrenzte Freiheit zu träumen und ziellos zu schwärmen. So ging es, bis er bei der Arbeit zusammenbrach; zurechtleimen konnte man ihn nicht mehr und so starb er mitten in seiner mühevollen Arbeit im Hospital. Ich möchte wirklich im Ernste daraus folgern, daß auch nur Müßiggänger, aber natürlich nur tugendhafte, sich die Arbeit als Genuß ausgedacht haben. Das ist eine der ‚Genfer Ideen' vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Tatiana Pawlowna, vorgestern schnitt ich aus der Zeitung eine Bekanntmachung aus, da ist sie" (er zog einen Streifen Papier aus der Westentasche). „Sie ist von einer der unzähligen Studentinnen, die in den klassischen Sprachen und in der Mathematik unterrichten und auch zur Abreise bereit sind, auf den Boden meinetwegen oder sonst wohin. Hören Sie: ‚Eine Lehrerin bereitet für alle Lehranstalten vor und gibt auch Stunden in der Arithmetik!' — nur eine Zeile, aber diese ist klassisch. Bereitet für jede Lehranstalt vor, also natürlich auch in der Arithmetik? Nein, die Arithmetik wird besonders betont. Das ist schon der reine Hunger, die letzte Stufe der Not. Rührend ist dabei aber die Ungeschicklichkeit: sie hat sich natürlich nie zur Lehrerin ausgebildet, ist wohl auch kaum im stande, in irgend einem Fache zu unterrichten. Aber wenn es ihr auch an den Hals ginge, den letzten Rubel trägt sie in die Zeitungsexpedition und läßt drucken, daß sie für alle Lehranstalten vorbereitet und überdies Arithmetikstunden gibt. Per tutto mundi e in altri siti."

„Ach, Andrej Petrowitsch, könnte man ihr nicht helfen? Wo wohnt sie?“ rief Tatiana Pawlowna.

„Ei, sie ist nicht die einzige.“ Er steckte die Adresse wieder in die Tasche. „Hier in diesem Sack ist Naschwerk für dich, Lisa, und für Sie, Tatiana Pawlowna. Sophie und ich lieben Leckereien nicht. Vielleicht findet sich auch etwas für den jungen Mann da. Ich habe alles selbst bei ‚Elissejeff und Ballett‘ eingekauft. Gar zu lange habt Ihr an den Hungerpfoten gesogen,“ wie Lukerina sagt. (NB. Niemand von uns hatte je an den Hungerpfoten gesogen.) Hier sind Weintrauben, Konfekt, Duchessebirnen und Erdbeerkuchen, auch ausgezeichneter Fruchtwein und Nüsse. Es ist merkwürdig, Tatiana Pawlowna, daß sich meine Liebhaberei für Nüsse von der Kindheit an bis jetzt erhalten hat und gerade für die allereinfachsten Nüsse. Lisa hat darin meinen Geschmack, sie knackt auch gern Nüsse, wie ein Eichhörnchen. Es ist doch nichts reizender, Tatiana Pawlowna, als sich zuweilen in Gedanken in seine Kindheit zurückzuversetzen, sich in einen Wald unter einen Strauch zu träumen, wo man selbst die Nüsse abpflückte. . . . . Die Tage sind schon herbstlich und frisch, aber sehr klar . . . . man dringt in das Dickicht vor, schlendert durch den Wald, es duftet überall nach trocknen Blättern. . . . . Ich sehe etwas Verständnisinniges in Ihrem Blicke, Arkadij Makarowitsch. . . .“

„Meine ersten Kinderjahre habe ich ja auch auf dem Lande zugebracht.“

„Wie, du warst doch, denke ich, in Moskau . . . wenn ich nicht irre.“

„Er war bei Andronikows in Moskau, als Sie hinkamen, aber bis dahin hatte er bei Ihrer seligen Tante, Warwara

Stepanowna, auf dem Lande gelebt," berichtigte Tatiana Pawlowna.

„Sophie, hier ist das Geld, schließe es ein. Für die nächsten Tage hat man mir noch fünftausend Rubel versprochen."

„Also es ist keine Hoffnung mehr für die Fürsten?" fragte Tatiana Pawlowna.

„Nicht die geringste."

„Ich habe immer das größte Interesse für Sie, Andrej Petrowitsch, sowie für Ihre ganze Familie gehabt; bin ich doch von je her mit Ihrem Hause eng befreundet gewesen und die Fürsten sind mir ganz fremd, und doch thun sie mir, bei Gott, leid. Nehmen Sie's mir nicht übel, Andrej Petrowitsch."

„Ich habe nicht die Absicht, mit den Fürsten zu teilen, Tatiana Pawlowna."

„Natürlich. Sie wissen ja auch, was ich meine, Andrej Petrowitsch. Die Fürsten hätten ihre Klage zurückgenommen, wenn Sie ihnen gleich anfangs eine Teilung vorgeschlagen hätten, jetzt ist es natürlich zu spät. Ich darf übrigens darüber nicht urteilen. Ich sage es nur, weil der Verstorbene sie in seinem Testament absichtlich gewiß nicht übergangen hätte."

„Nicht nur das, sondern er hätte ihnen alles vermacht und mich übergangen, wenn er die Sache vom richtigen Ende angefangen und das Testament, wie sich's gehört, aufgesetzt hätte. Aber jetzt — das Gesetz ist für mich — und damit ist es aus. Teilen kann und will ich nicht, Tatiana Pawlowna, und somit — basta."

Er stieß die letzten Worte mit einer gewissen Erbitterung hervor, was er sich nur selten gestattete. Tatiana Pawlowna

schwieg; die Mutter schlug betrübt die Augen nieder. Wersilow wußte, daß sie Tatiana Pawlownas Ansicht teilte. „Da steckt die Emser Ohrfeige dahinter!“ dachte ich bei mir. Das Dokument, das mir Kraft übermittelt und das sich in meiner Tasche befand, hätte ein trauriges Schicksal gehabt, wenn es ihm jetzt in die Hände gefallen wäre. Ich fühlte plötzlich, daß mir alles das nah auf dem Halse lag. Dieser Gedanke, in Verbindung mit allen übrigen, versetzte mich natürlich in eine gewisse Aufregung.

„Arkadij, mein Freund, es wäre mir lieb, wenn du mehr Sorgfalt auf deine Toilette verwenden wolltest. Du bist nicht schlecht gekleidet, aber in anbetracht des Weitern könnte ich dir einen sehr geschickten Franzosen, der zuverlässig und geschmackvoll arbeitet, empfehlen.“

„Ich werde Sie bitten, mir nie mit dergleichen Vorschlägen zu kommen,“ fuhr ich auf.

„Wieso?“

„Es liegt natürlich nichts Beleidigendes darin; aber unsre Ansichten stimmen durchaus nicht so überein, daß wir gleichen Geschmack hätten, im Gegenteil gar nicht, denn in diesen Tagen, morgen schon, habe ich die Absicht, meinen Dienst beim Fürsten aufzugeben, da es dort nicht das Geringste für mich zu thun gibt.“

„Darin, daß du zu ihm gehst, ihn unterhältst, besteht ja dein Dienst.“

„Das ist aber demütigend.“

„Das verstehe ich nicht; übrigens, wenn du so kitzlig auf diesem Punkte bist, so nimm kein Geld von ihm, aber gehe nur hin. Du würdest ihn sehr betrüben, wenn du wegbliebest. Er kann nicht mehr ohne dich leben, das glaube mir. . . . Übrigens, wie du willst. . . .“

„Sie sagen, ich solle kein Geld von ihm nehmen, und dank Ihrem Mangel an Mitteilsamkeit habe ich heute eine Gemeinheit begangen, ich habe heute meinen Monatsgehalt von ihm gefordert. Hätten Sie mich doch gewarnt!" „Also deine Anordnungen selbst getroffen! Und ich hatte geglaubt, du würdest damit noch warten. Was seid Ihr doch jetzt für ‚fixe Kerle'! Tatiana Pawlowna, es gibt heutzutage keine Jugend mehr."

Er war sehr aufgebracht, ich desgleichen.

„Ich mußte ja doch mit Ihnen abrechnen. . . Sie haben mich dazu gezwungen . . . jetzt weiß ich nicht, was ich thun soll." „Sophie, gib Arkadij unverzüglich die dir geliehenen sechzig Rubel zurück; und du, mein Freund, nimm mir die eilige Abrechnung nicht übel. Ich sehe es deinem Gesichte an, daß dir irgend ein Plan im Kopfe steckt, daß du ein . . . Umlaufskapital oder etwas dergleichen nötig hast. . ."

„Ich weiß nicht, was Sie auf meinem Gesichte lesen, aber ich hätte es von Mama nicht erwartet, daß sie Ihnen von diesem Gelde etwas sagen würde. Habe ich sie doch so gebeten, es nicht zu thun," entgegnete ich mit einem zornfunkelnden Blick auf die Mutter. Ich kann nicht sagen, wie tief gekränkt ich mich fühlte.

„Arkascha, mein Täubchen, verzeihe mir, ich konnte nicht anders, wahrhaftig. . . . "

„Lieber Freund, verarge es deiner Mutter nicht, daß sie mir dein Geheimnis anvertraut hat," wandte er sich wieder zu mir. „Überdies that sie es in der besten Absicht — die Mutter wollte mit den Gefühlen ihres Sohnes prahlen. Glaube mir, auch ohne dies hätte ich erraten, daß du ein Kapitalist bist. Alle deine Geheimnisse stehen auf deinem ehrlichen Gesicht

geschrieben. Er hat seine „Idee“, Tatiana Pawlowna; ich sagte es Ihnen schon.“

„Lassen wir mein ehrliches Gesicht,“ fuhr ich heftig fort, „ich weiß, daß Sie einen zuweilen bis auf den Grund der Seele durchschauen, manches andre Mal aber nicht weiter als Ihre Nasenspitze sehen können; ich habe mich stets über diese Ihre Fähigkeit gewundert. Nun ja, ich habe ‚meine Idee‘. Daß Sie gerade diesen Ausdruck wählten, ist natürlich ein Zufall, aber doch nehme ich nicht Anstand einzugestehen, daß ich ‚eine Idee‘ habe. Weder scheue ich mich, noch schäme ich mich dessen.“

„Schämen muß man sich namentlich nie.“

„Und doch werde ich sie Ihnen nie sagen.“

„Das heißt, du wirst mich deines Vertrauens nicht würdigen. Ist auch nicht nötig, mein Lieber, ich kenne auch so im wesentlichen deine Idee; auf jeden Fall ist es etwas wie:

‚In eine Wüst' verberg' ich mich.‘

„Tatiana Pawlowna! Ich habe so eine Ahnung, daß er — ein Rothschild werden will oder etwas der Art und sich hinter seiner Größe zu verschanzen gedenkt. Natürlich wird er Ihnen und mir großmütig eine Pension aussetzen, mir übrigens vielleicht nicht, aber — auf jeden Fall haben wir doch das Glück gehabt, ihn zu kennen. Er ist wie der junge Mond! kaum hat er sich gezeigt, so verschwindet er wieder.“

Ich zitterte innerlich. Das war gewiß alles ein Zufall. Er wußte nichts und wenn er auch den Namen Rothschild nannte, so that er das ganz absichtslos; aber wie konnte er meine Gefühle so genau definieren: mit ihnen brechen und mich zurückziehen? Er hatte alles erraten und wollte mir im voraus die Tragik des Faktums durch seinen Cynismus ver-

leiden. Daß es sehr ärgerlich war, das unterlag keinem Zweifel.

„Mama, verzeihen Sie mir meine Heftigkeit; ich sehe, es ist ein Ding der Unmöglichkeit, vor Andrej Petrowitsch etwas geheimzuhalten," lachte ich gezwungen auf und versuchte wenigstens auf einen Augenblick, einen Scherz daraus zu machen.

„Das Beste, was du thun konntest, mein Freund, war — zu lachen. Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr ein jeder dadurch sogar äußerlich gewinnt. Ich meine das in vollem Ernst. Er sieht immer so aus, Tatiana Pawlowna, als habe er etwas so Hochwichtiges im Sinne, daß er sich selbst dadurch bedrückt fühlt."

„Ich muß Sie ernstlich bitten, Andrej Petrowitsch, sich etwas zu mäßigen."

„Du hast recht, mein Lieber; aber wir wollen uns doch einmal aussprechen, um später nicht wieder darauf zurückzukommen. Du bist mit rebellischen Vorsätzen aus Moskau zu uns gekommen. Das ist alles, was wir bis jetzt von dem Zwecke deiner Ankunft wissen. Von deiner Absicht, uns durch irgend eine Exzentrizität in Erstaunen zu setzen, will ich natürlich nicht reden. Ferner hast du uns diesen ganzen Monat stets nur angeschnauzt und bist doch augenscheinlich ein gescheiter Mensch, der diese Umgangsformen füglich denen überlassen sollte, die kein andres Mittel haben, ihren Ärger über ihre Nichtigkeit an den Leuten auszulassen. Du thust stets, als habest du etwas zu verbergen, während doch dein ehrliches Gesicht und deine frischen Wangen Zeugnis davon ablegen, daß du jedem mit vollster Unschuld offen in die Augen schauen darfst. Er ist — ein Hypochonder, Tatiana Pawlowna; ich begreife nicht, warum sie alle jetzt hypochondrisch sind."

„Wenn Sie nicht einmal wußten, wo ich aufgewachsen bin, wie sollten Sie wissen, warum ich ein Hypochonder bin?“

„Das also ist der Schlüssel zum Rätsel: du bist gekränkt, daß ich vergessen konnte, wo du deine Kindheit zugebracht hast!“

„Durchaus nicht; schreiben Sie mir eine solche Dummheit nicht zu, Mama, Andrej Petrowitsch hat mich soeben gelobt, daß ich lachte; so wollen wir denn lustig sein — fort mit der Kopfhängerei! Soll ich Ihnen etwas von mir selbst erzählen? Um so mehr als Andrej Petrowitsch doch nichts von meinen Erlebnissen kennt.“

Was ich so lange in mir verschlossen hatte, verlangte ans Licht. Ich wußte, daß wir nie wieder so beisammen sein würden, daß, wenn ich dieses Haus verließe, ich es nie wieder betreten würde, und darum — am Vorabend all dieser Ereignisse konnte ich nicht mehr an mich halten. Er selbst hatte mich zu diesem Entschluß gereizt.

„Das ist sehr nett, wenn es nur lustig wird,“ bemerkte er mit einem durchdringenden Blick auf mich. „Du bist aber ziemlich verbauert, mein Freund, ‚dort, wo du aufwuchsest,‘ aber immerhin noch ziemlich anständig. Er ist heute auffallend nett, Tatiana Pawlowna, und Sie thun sehr recht daran, daß Sie endlich einmal diese Vorräte zu Tage fördern.“

Aber Tatiana Pawlowna machte ein finstres Gesicht. Sie wandte sich sogar bei seinen Worten nicht nach ihm um, sondern fuhr fort, den Sack seines Inhalts zu entledigen und alle Leckereien auf bereit stehenden Tellern auszulegen. Die Mutter saß in völliger Bestürzung da, natürlich ahnend, daß es nicht glatt zwischen uns abgehen werde. Die Schwester stieß mich noch einmal am Ellenbogen an.

III.

„Ich will Ihnen allen erzählen,“ begann ich mit der scheinbar größten Unbefangenheit, „von der ersten Begegnung eines Vaters mit seinem lieben Sohne; sie fand gerade da statt, ‚wo du aufwuchsest.‘“

„Lieber Freund, wird es nicht — nicht langweilig? Du weißt: tous les genres. . . . . . .“

„Machen Sie sich keine Sorgen, Andrej Petrowitsch; ich beabsichtige nicht das, was Sie glauben. Ich will nur die ganze Gesellschaft etwas aufheitern.“

„Und Gott gebe dir seinen Segen dazu, mein Lieber! Ich weiß nur, daß du uns alle liebst . . . . . und unsern gemütlichen Abend nicht wirst stören wollen,“ murmelte er gleichsam gezwungen nachlässig.

„Sie haben es wahrscheinlich auch an meinem Gesichte erraten, daß ich Sie liebe.“

„Ja, zum Teil allerdings.“

„Nun, und ich habe es schon lange an Tatiana Pawlownas Gesicht erraten, daß sie verliebt in mich ist. Sehen Sie mich nicht so wütend an, Tatiana Pawlowna. Lachen Sie lieber. Wir wollen alle lachen.“

Sie wandte sich hastig zu mir um und sah mich wohl eine halbe Minute lang mit durchdringendem Blicke an. „Nimm dich in acht!“ drohte sie mir mit dem Finger, aber so nachdrücklich, daß sich diese Drohung nicht allein auf meinen dummen Scherz allein beziehen konnte, sondern eine Warnung enthalten mußte. Was hat er jetzt wohl im Sinne?

„Andrej Petrowitsch, Sie erinnern sich also wirklich nicht, wie es war, als wir uns zum erstenmal im Leben begegneten?“

„Bei Gott, ich habe es vergessen, mein Freund, und

mache dir meine tiefgefühlteste Entschuldigung darüber. Ich weiß nur noch, daß es schon sehr lange her ist, und es war irgendwo . . . ."

„Mama, aber erinnern Sie sich, daß Sie auf dem Lande waren, wo ich bis zu meinem fünften oder sechsten Jahre, glaube ich, aufwuchs, oder vielmehr, waren Sie wirklich dort und hat es mir nicht nur geträumt, daß ich Sie dort zum erstenmal sah? Ich habe Sie das schon lange fragen wollen, und es immer aufgeschoben; jetzt ist der Augenblick da."

„Wie denn, Arkaschenka, natürlich! Ja, ich bin dreimal zum Besuch bei Warwara Stepanowna gewesen; das erste Mal, als du kaum ein Jahr alt warst; das zweite Mal, als du im vierten Jahr standest, und dann, als du schon sechs Jahre zähltest."

„Nun, sehen Sie, ich habe Sie einen ganzen Monat schon darum fragen wollen."

Die Mutter war unter den heftig auf sie einstürmenden Erinnerungen errötet und fragte voll Gefühl:

„Und du, mein Arkaschenka, konntest dich meiner wirklich seit der Zeit erinnern?"

„Nichts kann ich und nichts weiß ich, nur ein leiser Abdruck Ihres Gesichts ist mir als Erinnerung fürs Leben im Herzen geblieben und das Bewußtsein, daß Sie meine Mutter sind. Ich sehe meine ganze damalige Umgebung jetzt nur wie im Traume vor mir, meine Wärterin sogar habe ich vergessen und Warwara Stepanownas erinnere ich mich nur deshalb ein wenig, weil sie ewig mit einer verbundenen Wange umherging. Noch erinnere ich mich riesiger Bäume, Linden, glaube ich, die in der Nähe des Hauses standen; des hellen Sonnenscheins, wie er durch die offnen Fenster hereinschien, eines Blumengärtchens, eines Fußsteges; und von Ihnen, Mama, schwebt mir

ein deutliches Bild nur von dem Augenblicke vor, wo ich in der dortigen Kirche einmal das Abendmahl erhielt und Sie mich aufhoben, damit ich die Hostie empfangen und den Kelch küssen möchte; es war im Sommer und eine Taube flog über unsern Häuptern durch die Kuppel, von einem Fenster hinein, zum andern hinaus . . . . ."

„Ach Gott, ja! Genau so war es," rief die Mutter und schlug die Hände zusammen, „auch der Taube erinnre ich mich deutlich. Gerade in dem Augenblicke, wo du den Kelch küssen solltest, fuhrst du zusammen und riefst: Eine Taube, eine Taube!"

„Ihr Gesicht oder etwas von Ihrem Gesichte, der Ausdruck vielleicht, prägte sich mir so tief ins Gedächtnis ein, daß ich Sie fünf Jahre später in Moskau augenblicklich erkannte, obgleich mir niemand damals sagte, daß Sie meine Mutter seien. Als ich Andrej Petrowitsch zum erstenmal sah, da nahm man mich von Andronikows, bei denen ich fünf Jahre nach der Reihe still und fröhlich vegetiert hatte, fort. Ich erinnre mich bis in die kleinsten Einzelheiten der Wohnung von Andronikows, eines von der Krone frei bewilligten Quartiers, und all der Damen und jungen Mädchen, die jetzt alle schon so alt geworden sind, und des vollen Hauses und Andronikows selbst, wie er stets alle Speisevorräte, als: Geflügel, Fisch, junge Ferkel in Säcken selbst aus der Stadt brachte und bei Tisch, anstatt der Gemahlin, die die Nase immer sehr hoch trug, uns die Suppe vorlegte, und wie wir alle, der ganze Tisch, er selbst an der Spitze, immer darüber lachten. Die jungen Damen lehrten mich französisch; aber ich hatte stets eine besondre Vorliebe für die Fabeln von Krylow, lernte deren eine Menge auswendig und deklamierte jeden Tag eine derselben Andronikow vor, zu welchem Zweck ich ungeniert in

sein einziges Kabinett eindrang, einerlei, ob er beschäftigt war oder nicht. Nun, und diese Fabeln waren die Veranlassung meiner Bekanntschaft mit Ihnen, Andrej Petrowitsch. Ich sehe, Sie fangen an, sich zu orientieren."

„Es schwebt mir so etwas vor, mein Lieber, als hättest du mir damals etwas aufgesagt, war es nun eine Fabel oder eine Stelle aus ‚Verstand bringt Leiden'. Was du aber für ein Gedächtnis hast!"

„Gedächtnis! Das wollt' ich meinen! Habe ich doch darauf allein mein ganzes Lebenlang mein Gedächtnis konzentriert!"

„Es ist gut, es ist gut, mein Lieber; du heiterst mich ordentlich auf!"

Er lächelte; sogleich lächelten auch die Mutter und die Schwester. Das Vertrauen kehrte zurück; nur Tatiana Pawlowna, welche das Naschwerk auf dem Tisch aufgestellt und sich dann in eine Ecke zurückgezogen hatte, sah mich fortwährend mit einem bösen Blick scharf an.

„Eines schönen Morgens," fuhr ich fort, „erschien plötzlich die Freundin meiner Kinderjahre, Tatiana Pawlowna, die stets überraschend und zu rechter Zeit, wie in einem effektvollen Theaterstück, in meinem Leben auftauchte, bei Andronikows und brachte mich im festen Wagen in ein schönes Haus, in eine prachtvolle Wohnung. Wir waren bei der Fanariotow abgestiegen, Andrej Petrowitsch, in ihrem zur Zeit unbewohnten Hause, welches sie einst von Ihnen gekauft hatte; die Dame selbst befand sich damals im Auslande. Ich hatte bisher immer nur kurze Jäckchen getragen; jetzt zog man mir ein hübsches, blaues Überröckchen und die feinste Wäsche an. Tatiana Pawlowna war den ganzen Tag geschäftig und kaufte vielerlei für mich ein; ich aber spazierte durch all die leeren

Zimmer und besah mich in allen Spiegeln. So geriet ich denn auch des andern Morgens gegen zehn Uhr bei meiner Wanderung durch das Quartier ganz unverhofft zu Ihnen ins Kabinett. Ich hatte Sie schon den Tag vorher, gleich bei meiner Ankunft, gesehen, aber nur flüchtig auf der Treppe. Sie stiegen gerade hinunter, um sich in den Wagen zu setzen und auszufahren. Sie waren allein und nur auf kurze Zeit nach ziemlich langer Abwesenheit nach Moskau gekommen, daher sehr in Anspruch genommen und fast nie zu Hause. Als Sie uns, Tatiana Pawlowna und mir, begegneten, stießen Sie blos ein langgedehntes ‚Ah!‘ aus und gingen weiter.“

„Mit welchem Genuß er das beschreibt,“ bemerkte Werßilow zu Tatiana Pawlowna; diese kehrte sich ab und antwortete nicht.

„Ich sehe Sie jetzt noch deutlich vor mir, wie Sie damals waren, blühend und schön. Sie sind merkwürdig alt und häßlich in diesen neun Jahren geworden, entschuldigen Sie meine Offenheit. Übrigens waren Sie auch damals schon siebenunddreißig Jahre alt, aber ich konnte mich doch nicht satt an Ihnen sehen: was für wunderbares Haar Sie hatten, fast ganz schwarz und so glänzend, nicht der geringste weiße Faden drin; Schnurr- und Backenbart wie gewichst, wie gedrechselt — ich kann mich nicht anders ausdrücken; eine matte, weiße Gesichtsfarbe, aber nicht krankhaft bleich, wie jetzt, sondern dem Teint Ihrer Tochter Anna Andrejewna ähnlich, die zu sehen ich unlängst die Ehre hatte; brennende, dunkle Augen und blendende Zähne, namentlich, wenn Sie lachten, und Sie lachten gerade, als Sie sich nach mir umsahen und mich musterten; ich konnte mir damals nicht so deutlich von allen Eindrücken Rechenschaft geben, aber bei Ihrem Lächeln hüpfte mir das Herz im Leibe vor Freude. Sie trugen an jenem Morgen ein

dunkelblausamtenes Jackett, ein solferinofarbenes Halstuch, ein schönes Hemd mit Alençonspitzen besetzt, standen mit einem Heft in der Hand vor dem Spiegel und studierten deklamierend an dem letzten Monolog Tschatzkys und besonders dem letzten Rufe:

‚Den Wagen mir, den Wagen her!‘

„Wahrhaftig!“ fiel hier Werßilow ein, „so war es! Ich hatte es, trotz meines kurzen Aufenthaltes in Moskau, übernommen, an Stelle des erkrankten Ssileiko den Tschatzky bei Alexandra Petrowna Witowtow auf einem Gesellschaftstheater zu spielen!“

„Und das hatten Sie vergessen?“ lachte Tatiana Pawlowna.

„Er hat mich wirklich erst wieder daran erinnert! Ich muß gestehen, jene wenigen Tage in Moskau schließen vielleicht die schönsten Stunden meines Lebens in sich! Wir waren alle damals noch so jung .... erwarteten so viel vom Leben .... Ich begegnete in Moskau so vielen .... Aber fahre fort, mein Lieber, diesmal thatest du recht daran, so ausführlich aller Einzelheiten zu erwähnen ....“

„Ich blieb stehen, sah Sie an und rief plötzlich: ‚Ach, wie schön, ein wirklicher Tschatzky!‘ Sie wandten sich zu mir um und fragten: ‚Weißt du denn schon etwas von Tschatzky?‘ Und dann setzten Sie sich auf den Divan und begannen in der heitersten Stimmung Ihren Kaffee zu trinken — Sie waren zum Küssen! Da erzählte ich Ihnen denn, daß bei Andronikows viel gelesen werde, daß die jungen Damen viele Gedichte auswendig wüßten und aus ‚Verstand bringt Leiden‘ manchmal untereinander Szenen aufführten, und daß die ganze verfloßne Woche des Abends die Memoiren eines Jägers laut vorgelesen worden wären, aber daß ich Krylows Fabeln lieber

habe und viele auswendig kenne. Dann sagten Sie mir, ich möchte Ihnen irgend etwas aufsagen und ich recitierte: ‚Die wählerische Braut‘:

‚Ein bräutliches Mädchen träumte vom Bräutigam.‘“

„Richtig, richtig, jetzt weiß ich alles!“ rief wieder Werßilow; „und auch deiner, mein Freund, erinnre ich mich deutlich: du warst damals ein so netter Knabe, ein so fixer Junge; auch du hast in diesen neun Jahren viel verloren, ich versichere es dich!“

Hier lachten alle, selbst Tatiana Pawlowna. Natürlich, Andrej Petrowitsch hatte zu scherzen beliebt und mir mit derselben Münze die Bemerkung, daß er alt geworden sei, zurückgegeben. Alle wurden heiter. Es war auch gut gesagt.

„Je weiter ich deklamierte, um so freundlicher wurde Ihr Lächeln, und ich war noch nicht bis zur Hälfte gelangt, als Sie klingelten und dem eintretenden Diener befahlen, Tatiana Pawlowna herzubitten, die auch sofort mit so heiterer Miene herbeieilte, daß ich, der ich sie erst den Tag vorher gesehen, sie jetzt kaum wiedererkannte. In Tatiana Pawlownas Beisein fing ich noch einmal ‚die wählerische Braut‘ an und führte sie glänzend zu Ende; sogar Tatiana Pawlowna lächelte und Sie, Andrej Petrowitsch, riefen ‚Bravo!‘ und bemerkten voll Feuer, daß es gar nicht so zu verwundern gewesen wäre, wenn ich die ‚Grille und Ameise‘ gut deklamiert hätte, denn ein verständiger Knabe meines Alters könnte das auch mit Verständnis thun; aber diese Fabel:

‚Ein bräutliches Mädchen träumte vom Bräutigam;

‚Das wär' noch keine Sünde u. s. w.‘

so herzusagen! Hören Sie nur, wie er das sagt: ‚Das wär noch keine Sünde...‘ Mit einem Wort, Sie waren entzückt. Dann sprachen Sie französisch mit Tatiana Pawlowna; diese runzelte

die Stirn und machte Ihnen allerlei Einwendungen, ja wurde sogar ziemlich heftig. Aber da es nichts nützt, Andrej Petrowitsch zu widersprechen, wenn er einmal etwas will, so nahm mich Tatiana Pawlowna rasch mit sich fort. Nun wurden mir von neuem Gesicht und Hände gewaschen, Wäsche gewechselt, das Haar pomadisiert und sogar frisiert. Am Abend machte Tatiana Pawlowna ziemlich elegante Toilette, wie ich es von ihr kaum erwartet hätte, und nahm mich im festen Wagen mit. Ich kam zum erstenmal in meinem Leben ins Theater, ins Liebhabertheater bei Witowtows. All die Lichter, Kronleuchter, die vielen glänzenden Uniformen, die Damen, die jungen Mädchen in eleganten Toiletten, den Vorhang und die Stuhlreihen — nichts von alledem hatte ich bisher gesehen! Tatiana Pawlowna nahm den bescheidensten Platz in einer der hintersten Reihen ein und setzte mich neben sie. Es waren natürlich auch noch Kinder da wie ich, aber ich sah nichts, sondern wartete nur mit Herzklopfen auf die Vorstellung. Als Sie auftraten, Andrej Petrowitsch, geriet ich bis zu Thränen in Entzücken — weshalb, warum, kann ich selbst nicht verstehen. Wozu die Thränen der Begeisterung? — Das ist mir diese neun Jahre hindurch unbegreiflich geblieben. Ich folgte mit beklommenem Herzen dem Gange des Schauspiels und verstand natürlich nur, daß sie ‚ihn‘ betrog und daß ihn die Dummen und Unwürdigen, die den kleinen Zeh an seinem Fuße nicht wert waren, auslachten. Bei seinem Monolog auf dem Balle begriff ich, daß er sich gedemütigt und gekränkt fühlte, daß er all diese elenden Leute dafür verantwortlich machte und daß er selbst — groß, über alle erhaben war. Die Vorbereitung bei Andronikows erleichterte mir natürlich das Verständnis, aber — Ihr Spiel, Andrej Petrowitsch, that doch das meiste. Ich sah zum erstenmal eine Bühne! Beim

Schluß, als Tschatzky rief: ‚Den Wagen mir, den Wagen her!‘ (und wie sagten Sie das!) sprang ich von meinem Stuhle auf und fing mit dem ganzen in lebhaften Applaus ausbrechenden Publikum an, in die Hände zu klatschen und aus vollem Halse bravo! zu rufen. Ich erinnere mich lebhaft, wie in diesem Augenblicke ein heftiger Schmerz, wie der Stich einer Stecknadel, ‚tiefer als das Kreuz‘, mich von hinten traf: Tatiana Pawlowna hatte mich gekniffen, aber ich achtete nicht darauf! Gleich nach Beendigung des Schauspiels wurde ich nach Hause gebracht. „Du kannst doch nicht zum Tanzen hierbleiben? Nur deinetwegen muß auch ich jetzt fort!“ zischten Sie mir unterwegs fortwährend ins Ohr. Die ganze Nacht war ich wie im Fieber und am andern Morgen um zehn Uhr stand ich schon vor der Thür des Kabinetts; aber sie war verschlossen: es saßen Leute bei Ihnen, mit denen Sie Geschäftliches zu besprechen hatten. Dann fuhren Sie aus und blieben bis tief in die Nacht hinein fort — und so sah ich Sie nicht wieder! Was ich Ihnen damals hatte sagen wollen — das habe ich natürlich vergessen, ich wünschte nur heiß, Sie sobald wie möglich wiederzusehen. Den folgenden Morgen schon um acht Uhr reisten Sie nach Sserpuchow. Sie hatten eben Ihr im Tulaschen Gouvernement belegenes Gut behufs Liquidierung mit Ihren Gläubigern verkauft, es war Ihnen aber doch noch ein ganz netter Rest in Händen geblieben und deshalb geruhten Sie auch damals, Moskau mit Ihrem Besuch zu beehren, wo Sie sich bisher aus Furcht vor den Gläubigern nicht hatten zeigen dürfen. Tatiana Pawlowna antwortete nicht einmal auf meine Fragen. ‚Was geht es dich an? Morgen bringe ich dich in eine Pension; mach dich nur fertig; bring deine Hefte und Bücher in Ordnung und lerne mal selbst, deine Sachen hübsch in den Koffer packen. Sie werden nicht

Ihr lebenlang die Hände in den Schoß legen können, junger Herr,‘ und dies und jenes noch! Haben Sie mir nicht drei Tage die Ohren vollgeschrien, Tatiana Pawlowna! Das Ende war denn auch, daß man mich in die Pension Touchard abführte, mich, den unschuldigen, in Sie vernarrten Knaben, Andrej Petrowitsch; und wenn es auch nur ein flüchtiger Zufall war, das heißt unsre Begegnung mit Ihnen, so wollte ich doch, können Sie's wohl glauben, ein halbes Jahr später, von Touchard fort zu Ihnen laufen!“

„Das hast du sehr schön erzählt und mir so lebhaft alles wieder in Erinnerung gebracht,“ bemerkte Werßilow langsam und gemessen; „aber hauptsächlich frappiert mich in deiner Erzählung die spezielle Kenntnis einiger merkwürdiger Details, meiner Schulden z. B. Ganz abgesehen von der ziemlichen Taktlosigkeit, diese Details vorzubringen, wundert es mich, wie du sie dir hast verschaffen können?“

„Wie ich sie mir verschafft habe, diese speziellen Kenntnisse? Ich wiederhole, daß ich ja nichts that in diesen neun Jahren, als Erkundigungen über Sie einziehen.“

„Ein sonderbares Bekenntnis und ein sonderbarer Zeitvertreib!“

Er drehte sich in halbliegender Stellung im Sessel um und gähnte leise, ob mit Absicht oder nicht, weiß ich nicht.

„Nun, soll ich weitererzählen, wie es kam, daß ich von Touchard fort zu Ihnen laufen wollte?“

„Verbieten Sie es ihm, Andrej Petrowitsch, bringen Sie ihn zum Schweigen und jagen Sie ihn fort,“ rief Tatiana Pawlowna außer sich.

„Das geht nicht, Tatiana Pawlowna,“ entgegnete beschwichtigend Werßilow. „Arkadij hat augenscheinlich eine bestimmte Absicht dabei und man muß ihn ausreden lassen. Nun

meinetwegen! Wenn's heraus ist, wird die Last leichter, und der Hauptzweck für ihn ist doch, sich den Stein vom Herzen zu wälzen. Fang nur deine neue Geschichte an, mein Lieber: d. h. ich sage nur so: die neue; sei unbesorgt, ich kenne sie schon und weiß, wie sie endigt."

IV.

„Das ging sehr einfach zu. Erinnern Sie sich, Tatiana Pawlowna, wie Touchard ungefähr zwei Wochen nach meinem Eintritt in die Pension Ihnen einen Brief schrieb? Nein? Nun, mir hat Marja Iwanowna später diesen Brief gezeigt, der sich auch zwischen den Papieren des verstorbnen Andronikow vorfand. Touchard ließ sich plötzlich einfallen, er habe zu wenig Kostgeld für mich verlangt und setzte Ihnen voll ‚Würde' in seinem Briefe auseinander, daß in seiner Anstalt Fürsten und Kinder von Senatoren erzogen würden und es daher dem Rufe dieser Anstalt schaden könnte, wenn er Zöglinge so zweifelhafter Herkunft wie mich, ohne wenigstens eine entsprechende Vergütung darin aufnähme."

„Mein Lieber, du könntest . . . . . ."

„O, fürchten Sie nichts," unterbrach ich ihn — „es soll nur Touchard betreffen. Sie antworteten ihm aus der Provinz, etwa zwei Wochen später Tatiana Pawlowna, und schlugen seine Forderung rund ab. Ich weiß noch, wie er darauf eines Tages, purpurrot vor Zorn, in unsre Klasse kam. Er war ein kleines, untersetztes Männchen von ungefähr fünfundvierzig Jahren, ein echter Pariser, aber natürlich einfacher Herkunft, entweder Schuster oder Schneider; er lebte jedoch schon seit undenklichen Zeiten in Moskau als Lehrer der französischen Sprache und hatte bereits einige Rangstufen erklommen, worauf er sehr stolz war — im übrigen ein durch-

aus ungebildeter Mensch. Wir Zöglinge waren unser im ganzen sechs, darunter wirklich der Neffe irgend eines Moskauer Senators, und führten ein vollständiges Familienleben unter der Aufsicht seiner Gattin, einer sehr manierierten Dame, der Tochter eines russischen Beamten. Zwei Wochen lang hatte ich mich sehr wichtig vor den Kameraden gemacht, mit meinem blauen Überrock und meinem Papa, Andrej Petrowitsch, geprahlt, und ihre Fragen, warum ich denn Dolgoruki hieße und nicht Werßilow, setzten mich durchaus nicht in Verlegenheit, eben weil ich selbst nicht wußte, weshalb."

„Andrej Petrowitsch!" rief Tatiana Pawlowna mit fast dröhnender Stimme. Die Mutter im Gegenteil folgte atemlos meinem Berichte und wünschte augenscheinlich sehnlich, ich möchte fortfahren.

„Ce Touchard . . . . ja, ich erinnere mich jetzt, es war so ein kleiner, beweglicher Kerl," ließ Werßilow nachlässig fallen, . . . „aber er war mir damals von sehr guter Seite empfohlen worden. . . . ."

„Dieser Touchard kam mit dem Briefe in der Hand ins Zimmer, trat an unsern großen Eichentisch, wo wir alle sechs etwas auswendig lernten, faßte mich derb an der Schulter, hob mich vom Stuhle auf und befahl mir, meine Hefte fortzunehmen.

„‚Dein Platz ist nicht hier, sondern dort,' sagte er, indem er auf ein kleines Stübchen, links vom Vorzimmer, wies, wo ein einfacher Tisch, ein geflochtner Strohstuhl und ein mit Wachstuch bezogner Divan standen — ganz genau wie jetzt oben in meinem Dachstübchen. Verwundert und ganz verzagt zog ich hinüber; ich war noch nie grob behandelt worden. Nach einer halben Stunde, als Touchard die Klasse verlassen hatte, fing ich an, mit den Kameraden Blicke zu wechseln und

zu lachen; sie lachten natürlich über mich, aber ich verstand das nicht und glaubte, wir lachten nur so, weil wir lustig seien. Da flog gerade wieder Touchard herein, faßte mich am Kragen und schleppte mich hinaus. ‚Du darfst nicht mit anständigen Kindern zusammen sein, du bist gemeiner Herkunft, nichts besser, wie ein Lakai.‘

„Und er schlug mich, daß es schmerzte, auf meine volle rote Wange. Das gefiel ihm wahrscheinlich, und so wiederholte er es noch ein-, zweimal. Ich heulte vor Schmerz und vor Furcht. Ich konnte nicht begreifen, was vorgefallen war. Es mußte etwas Besondres sein, daß ein im Grunde nicht böser Mensch, wie Touchard, ein Ausländer und der sich so sehr über die Bauernbefreiung gefreut hatte, mich dummes Kind schlagen konnte. Ich war übrigens nur erstaunt, nicht gekränkt; das verstand ich noch nicht, gekränkt zu sein. Ich glaubte, ich hätte irgend eine Unart begangen und wenn ich wieder artig geworden wäre, würde man mir verzeihen und wir würden auf dem Hofe alle zusammen wieder spielen und alles würde wieder gut sein.“

„Lieber Freund, wenn ich das gewußt hätte . . . .“ bemerkte Werßilow nachlässig mit dem müden Lächeln eines Menschen, den eine lang anhaltende Aufmerksamkeit erschöpft hat. „Was das doch für ein Schurke war, dieser Touchard. Übrigens ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf, daß du es vielleicht übers Herz bringst, uns zu verzeihen und dann wird alles wieder gut sein!“

Jetzt gähnte er wirklich.

„Aber ich beschuldige ja niemand, wahrhaftig nicht und klage auch nicht über Touchard, ich versichere Sie,“ erwiderte ich, etwas aus dem Konzept gebracht; — „und er hat mich ja auch nur ungefähr zwei Monate geprügelt. Ich weiß noch,

daß ich mir die größte Mühe gab, ihn zu besänftigen, seine Hände küssen wollte und es auch wirklich that und immer in Thränen schwamm. Die Kameraden lachten mich aus und verachteten mich, weil Touchard mich jetzt zuweilen als Bedienter benutzte und ich ihm behilflich sein mußte, wenn er sich ankleidete. Mein Bedientenstand leistete mir übrigens ohne mein Wissen den besten Dienst; ich fühlte das Demütigende meiner Stellung gar nicht und that mein Möglichstes, ihn zufriedenzustellen, weil ich den Grund dieser Zurücksetzung nicht verstand, und muß mich bis heute darüber wundern, daß ich damals noch so dumm sein konnte, nicht zu begreifen, wie wenig ebenbürtig ich den übrigen war. Allerdings erhielt ich durch die Kameraden allmählich manche Aufklärung; es war eine gute Schule. Mit der Zeit zog Touchard es vor, mich lieber von hinten mit dem Knie zu stoßen, als mich ins Gesicht zu schlagen, und nach einem halben Jahr wurde mir gar hin und wieder eine Liebkosung zu teil; aber doch einmal monatlich bekam ich Schläge, zur Erinnerung wahrscheinlich an meine Stellung. Auch durfte ich bald wieder bei den übrigen Kindern sitzen und mit ihnen spielen, aber nicht ein einziges Mal in diesen zweiundeinhalb Jahren verlor Touchard den Unterschied in unsrer gesellschaftlichen Stellung aus den Augen und benutzte mich fortwährend zu einigen, wenn auch nur leichten Dienstleistungen, ich glaube wirklich nur, damit ich nicht vergessen sollte, wer ich war.

„Fortlaufen wollte ich aber erst ungefähr fünf Monate nach diesen zwei ersten Monaten. Ich bin überhaupt immer sehr schwerfällig, wenn's einen Entschluß gilt. Sobald ich des Abends im Bette lag und die Decke über die Ohren gezogen hatte, fing meine Phantasie an, sich mit Ihnen zu beschäftigen, Andrej Petrowitsch, nur mit Ihnen, und ich weiß nicht, warum

das so war. Selbst im Traum erschienen Sie mir. Besonders leidenschaftlich träumte mir, wie Sie unerwartet hereintreten, mich in Ihre Arme nehmen und mich von hier fort in jenes Kabinett bringen würden: und wieder würden wir ins Theater gehen u. s. w. Vor allem würden wir uns nicht wieder trennen, das war die Hauptsache. Am Morgen, wenn ich aufwachte, hatte ich wieder den Spott und die Verachtung der dummen Jungen zu erdulden; einer von diesen fing geradezu an, mich zu prügeln und als Stiefelknecht zu benutzen; er schalt mich mit den häßlichsten Schimpfwörtern und gab sich besondre Mühe, mir meine ungesetzliche Geburt klar zu machen, zum größten Spaß der Zuhörer. Wenn dann endlich Touchard selbst erschien, so legte sich eine noch schwerere, eine unerträgliche Last mir auf die Seele. Ich fühlte, daß man mir hier meine Schande nie vergeben würde — oh! ich begann allmählich zu begreifen, was man mir nicht verzeihen konnte und woran ich eigentlich schuld war! Und da endlich faßte ich den Entschluß, zu fliehen. Ich träumte zwei Monate davon, ehe es zum wirklichen Entschluß kam; es war im September. Ich mußte den Sonnabend abwarten, wo alle Kameraden zum Sonntag nach Hause gingen, bis dahin aber machte ich mir sorgfältig und ganz heimlich ein Bündelchen mit den notwendigsten Sachen zurecht; Geld hatte ich nur zwei Rubel. Ich wollte die Dämmerung benutzen: „dann gehe ich die Treppe hinunter,“ dachte ich, „und zum Hause hinaus und dann geht es auf die Wanderung!“ Wohin? Ich wußte, daß Andronikow schon nach Petersburg übergeführt worden war, daher beschloß ich fürs erste, das Haus der Fanariotow auf der Arbatstraße aufzusuchen. Die Nacht durch werde ich umhergehen oder irgendwo auf einem Treppenabsatze sitzen und des Morgens jemand auf dem Hofe des Hauses fragen, wo jetzt Andrej Petrowitsch ist, und wenn nicht in

Moskau, in welcher Stadt oder in welchem Lande dann. Man wird es mir gewiß sagen. Darauf gehe ich fort und frage etwas weiter wieder jemand, zu welchem Thore man hinaus muß, wenn man in die und die Stadt will, und dann gehe ich da hinaus und wandre fort, immer weiter; nächtigen werde ich irgendwo unter einem Strauch am Wege und essen nichts als schwarzes Brot; dazu werden meine zwei Rubel lange hinreichen. Am Sonnabend jedoch fand sich durchaus keine Gelegenheit, meine Flucht zu bewerkstelligen, ich mußte den Sonntag abwarten und am Sonntag fuhr zu meinem Glücke Touchard mit seiner Familie aus; es blieben im ganzen Hause nur ich und Agafja, die Köchin, zurück. Ich erwartete in fieberhafter Unruhe die Dunkelheit; ich weiß noch, wie ich im Saal am Fenster saß und auf die staubige Straße mit den Holzhäuschen und auf die wenigen Vorübergehenden herabsah. Touchard wohnte in einer abgelegenen Gegend und aus dem Fenster konnte man den Schlagbaum sehen. „Am Ende ist es der Weg," dachte ich. Die Sonne ging so rot unter, der der Himmel war so kalt und ein scharfer Wind, genau so wie heute, wirbelte den Staub auf. Endlich wurde es ganz dunkel. Ich stellte mich vor das Gottesbild in der Ecke und betete, aber so schnell wie möglich; ich hatte Eile; dann nahm ich mein Bündel auf und schlich auf den Fußspitzen unsre knarrende Treppe hinunter, in tödlicher Furcht, daß Agafja mich von der Küche aus hören könnte. Die Thür war verschlossen; ich drehte den Schlüssel im Schlosse um und öffnete sie, und da — die tiefschwarze, gleichsam endlose Finsternis, das gefahrbringende Unbekannte gähnte mich an und der Wind riß mir fast die Mütze vom Kopfe! Ich wollte hinaustreten: aber vom entgegengesetzten Trottoir scholl mir die heisere, scheltende Stimme eines Betrunknen entgegen; ich blieb stehen, sah mich um und

— leise, leise ging ich zurück, stieg leise die Treppe wieder hinauf, entkleidete mich leise, packte das Bündel wieder aus und legte mich ins Bett, mit dem Gesicht ins Kissen, ohne Thränen, ohne Gedanken, und von diesem Augenblicke an erwachte mein Verständnis für so manches, begann mein Denkvermögen zu arbeiten, Andrej Petrowitsch; von dem Moment an, wo ich mir bewußt wurde, daß ich nicht nur ein Lakai, sondern dazu noch ein Feigling war, fing meine wirkliche normale Entwickelung an."

„Und eben von diesem Augenblicke an habe ich dich gründlich durchschaut," rief Tatiana Pawlowna und sprang so heftig von ihrem Sitz auf, daß sie mich, der ich nicht darauf vorbereitet war, erschreckte — „ja, du warst nicht nur damals ein Lakai, du bist es auch jetzt noch, du Bedientenseele! Was hätte Andrej Petrowitsch daran gehindert, dich zu einem Schuster in die Lehre zu geben? Es wäre sogar eine Wohlthat für dich gewesen, du hättest wenigstens ein Handwerk gelernt! Wer hätte wohl mehr für dich bitten oder gar fordern dürfen? Makar Iwanowitsch, dein Vater, bat nicht nur, sondern forderte, daß man euch, seine Kinder, nicht aus den niederen Ständen herausreiße. Nein, du verstehst es nicht einmal zu schätzen, daß er dich bis zur Universität gebracht hat und du durch ihn bürgerliche Rechte erlangt hast. Dumme Jungens, sieh mal, haben ihn geneckt, und deshalb schwört er, sich an der Menschheit zu rächen . . . . . Ach, du Lumpenpack!"

Ich gestehe, ich war ganz verblüfft über diesen Ausfall. Ich stand auf und sah sie eine Weile an, ohne zu wissen, was ich sagen sollte.

„Wahrhaftig, Tatiana Pawlowna hat mir etwas Neues gesagt," wandte ich mich endlich sehr entschieden zu Werßilow;

— „ja wirklich, ich bin so weit eine Bedientenseele, daß ich mich nicht damit zufrieden geben kann, daß Werßilow mich nicht unter die Schuster gesteckt hat; die ‚bürgerlichen Rechte‘ trösten mich nicht darüber; aber man gebe mir den Menschen Werßilow, man gebe mir den Vater, nur nach dem verlangte mich — wie wäre das nicht eine Bedientenseele? Mama, ich habe es schon acht Jahre auf dem Gewissen, wie ich Sie damals empfing, als Sie allein mich einmal bei Touchard besuchten, aber es ist jetzt nicht der Moment, meine Beichte abzulegen. Tatiana Pawlowna wird es mich nicht erzählen lassen. Bis morgen also, Mama, vielleicht sehen wir uns noch. Und wie, Tatiana Pawlowna, wenn ich wieder bis zu dem Grade Lakai wäre, daß ich es nicht billigen könnte, wenn man zu Lebzeiten seiner Frau eine andre Frau heiraten wollte? Und doch ist das beinah Andrej Petrowitsch in Ems passiert. Mama, wenn Sie den Mann verlassen wollen, der vielleicht morgen schon eine andre heiratet, so vergessen Sie nicht, daß Sie einen Sohn haben, der schwört, Ihnen ewig ein ehrerbietiger Sohn sein zu wollen; denken Sie daran und lassen Sie uns gehen, aber nur mit der Bedingung, daß es entweder ‚er oder ich‘ sei. Wollen Sie das? Ich verlange nicht gleich die Entscheidung. Ich weiß ja, daß man auf solche Fragen nicht unverzüglich eine Antwort geben kann. . .“

Ich konnte nicht weiter reden, weil ich in Hitze geriet und den Kopf verlor. Die Mutter wurde kreidebleich und die Stimme versagte ihr, sie konnte nicht ein Wort hervorbringen. Tatiana Pawlowna sprach sehr laut und viel, aber ich konnte nicht verstehen, was, und stieß mich zweimal mit der Faust in die Schulter. Ich weiß nur, daß sie schrie, meine Vorwürfe seien nur leere Worte, in einer kleinlichen

Seele entstandene, an den Haaren herbeigezogene Redensarten. Werßilow saß unbeweglich und sehr ernst da, nicht das leiseste Lächeln spielte auf seinem Gesichte. Ich ging hinauf in mein Dachstübchen; der letzte Blick, der mich noch aus dem Zimmer begleitete, war der vorwurfsvolle Blick meiner Schwester; sie sah mir mit mißbilligendem, strengem Kopfschütteln nach.

Siebentes Kapitel.

I.

Ich beschreibe alle diese Szenen ohne Schonung für mich selbst, weil ich mir sowohl die Begebenheiten selbst, als auch meine Empfindungen dabei wieder ins Gedächtnis zurückrufen möchte. Als ich in mein Zimmerchen kam, wußte ich gar nicht, ob ich mich schämen oder triumphieren sollte, wie einer, der seine Pflicht gethan hat. Hätte ich nur um ein Härchen mehr Erfahrung gehabt, so hätte ich gewußt, daß man jeden Zweifel in solcher Lage immer zum Schlechtern auslegen muß. Mich machte übrigens noch ein Umstand irre: ich weiß nicht, weshalb, aber ich war innerlich froh, trotzdem ich mir eingestehen mußte, daß ich unten meinen Zweck nicht erreicht hatte. Sogar Tatiana Pawlownas heftiges Schelten kam mir nur lächerlich und komisch vor, aber machte mich nicht böse. Das alles wahrscheinlich, weil ich doch meine Kette zerrissen hatte und mich zum erstenmal vollkommen frei fühlte.

Dabei fühlte ich aber auch, daß ich meine Lage in betreff des Erbschaftsbriefes sehr erschwert hatte. Noch mehr war ich jetzt darüber im Dunkeln, wie ich mit diesem Briefe verfahren sollte. Jetzt würde man natürlich glauben, daß ich mich an Werßilow rächen wollte. Aber ich hatte schon unten, während all dieser Debatten beschlossen, die Frage wegen

des Erbschaftsbriefes der Entscheidung eines Dritten zu überlassen und mich an Wassin als an einen Schiedsrichter zu wenden, und wenn das nicht ginge, dann an eine andre Persönlichkeit, ich wußte schon, an wen. Nur deshalb und nur einmal wollte ich zu Wassin gehen, dachte ich bei mir, und dann — dann für alle auf lange, auf einige Monate unsichtbar werden und namentlich für Wassin; nur die Mutter und die Schwester wollte ich von Zeit zu Zeit sehen. Aber das waren alles nur unklare Vorstellungen, ich fühlte, daß etwas geschehen war, aber nicht so, wie ich es gewollt, und doch — doch war ich zufrieden; ich wiederhole, ich freute mich über etwas.

Ich wollte früher schlafen gehen, da ich voraussah, daß ich morgen viele Gänge würde zu machen haben, nicht nur einer Wohnung und des Umzugs, sondern auch noch einiger Beschlüsse wegen, die, so oder so auszuführen, ich mir fest vorgenommen hatte. Aber der Abend sollte nicht ohne Überraschungen zu Ende gehen und Werßilow mich in das höchste Erstaunen versetzen. Er war noch nie in mein Dachstübchen gekommen, und jetzt plötzlich, kaum war ich eine Stunde oben gewesen, hörte ich seinen Schritt auf der Treppe: er rief mir zu, ich möchte ihm leuchten. Ich trat mit meinem Lichte hinaus und indem ich ihm meine Hand reichte, zog ich ihn herauf.

„Merci, mein Freund; ich bin noch nie hier heraufgeklettert, nicht einmal, als ich das Quartier mietete. Ich ahnte wohl, was das sein müßte, aber war doch nicht auf ein solches Hundeloch gefaßt.“ Er stellte sich in die Mitte meines Dachstübchens und sah sich neugierig um: „Das ist ja ein Sarg, ein vollständiger Sarg.“

Es hatte wirklich einige Ähnlichkeit mit dem Innern eines

Sarges, und ich wunderte mich, wie er das so richtig mit einem Worte bezeichnet hatte. Es war ein enges, längliches Stübchen; ungefähr in der Höhe meiner Schulter fing die Böschung des Daches an, dessen Wölbung ich mit der flachen Hand erreichen konnte. Werßilow hielt sich im ersten Augenblick unwillkürlich gebückt, als fürchte er, an die Decke anzustoßen; er stieß jedoch nicht an und ließ sich endlich ganz gemütlich auf meinen Diwan nieder, wo mein Lager schon aufgeschlagen war. Was mich betrifft, so blieb ich stehen und sah ihn nur mit der größten Verwunderung an.

„Die Mutter hat mir erzählt, daß sie nicht wußte, ob sie das Geld, das du ihr soeben für deine monatliche Pension hast geben wollen, annehmen sollte oder nicht. Aber in anbetracht dieses Sarges kann davon nicht die Rede sein, du hast sogar das Recht, auf Schadenersatz zu klagen. Ich habe so etwas nie gesehen und kann mir nicht denken — wie man hier leben kann."

„Ich habe mich daran gewöhnt. Aber daß ich Sie hier bei mir sehe, nach allem, was unten vorgefallen ist, daran kann ich mich nicht gewöhnen."

„Ja, allerdings, du warst gehörig grob, indessen. . . . Auch ich habe meine besondern Zwecke, die ich dir sogleich auseinandersetzen will. In meinem Besuche liegt übrigens nichts Außergewöhnliches; und auch was unten vorgefallen ist, läßt sich vollkommen durch die Natur der Sache erklären; aber sage mir nur eins, ich bitte dich; was du uns unten erzählt und wozu du uns und dich so feierlich vorbereitet hast, war das wirklich alles? Gibt es weiter nichts zu erzählen?"

„Es war alles; gesetzt wenigstens, es wäre alles gewesen."

„So war es recht wenig, mein Freund; ich muß ge-

stehen, nach deiner Einleitung und der Wichtigkeit, mit der du uns alle zur Heiterkeit auffordertest, habe ich etwas Großes erwartet."

„Aber was kann Ihnen daran liegen?"

„Nichts, natürlich; ich sage es nur so aus einem gewissen Sinn fürs Maß. Es lohnte sich nicht, so viel Lärm um nichts zu machen. Einen ganzen Monat geschwiegen, sich gesammelt, und dann mit einmal — nichts zu Tage gefördert."

„Ich habe das alles schon lange erzählen wollen und wie schäme ich mich, daß ich es überhaupt gethan! Alles läßt sich nicht in Worten wiedergeben, und man thut überhaupt besser, manches nie zu erzählen. Habe ich jetzt nicht genug gesagt? Und Sie haben es doch nicht verstanden."

„Aha, also auch du leidest zuweilen an der Unfähigkeit, deine Gedanken in Worte zu kleiden! Nun, das ist ein edler Schmerz, denn er wird nur den Auserwählten zu teil: der Narr ist immer mit dem zufrieden, was er gesagt hat, und sagt überdies immer mehr als nötig: er hat gern Vorrat an Stoff."

„Wie ich unten z. B.; ich habe auch mehr gesagt, als nötig; ich forderte den ganzen Werßilow; das ist vielmehr als nötig; denn ich brauche ihn gar nicht."

„Lieber Freund, ich sehe, du willst dich für die unten erlittene Niederlage entschädigen. Du empfindest wahrscheinlich Reue, da Reue bei uns sich gewöhnlich durch erhöhten Ingrimm gegen andre äußert. Du willst wohl nicht ein zweites Mal deinen Angriff auf mich verfehlen. Ich bin zu früh gekommen, du hast dich noch nicht abgekühlt und verträgst nicht den geringsten Tadel. Aber nimm Platz, ich bitte dich; ich habe dir etwas zu sagen; so, ich danke. Aus dem, was du beim Weggehen soeben der Mutter sagtest, geht nur zu

klar hervor, daß es jetzt auf jeden Fall besser ist, wenn wir uns trennen. Ich bin nur mit der Absicht hergekommen, dich zu bitten, dies mit so wenig Skandal und Aufregung als möglich ins Werk zu setzen und deine Mutter nicht noch mehr zu erschrecken und zu betrüben, als du es bereits heute gethan. daß ich selbst zu dir heraufging, machte ihr wieder etwas Mut; sie hoffte, daß wir uns noch versöhnen werden und dann alles wieder nach dem Alten gehen wird. Ich glaube, wenn wir hier jetzt ein paarmal laut auflachten, würden die sanften Seelen da unten in wahrhaftes Entzücken geraten. Es sind schlichte, aber liebende Herzen, wahre, treue Seelen, warum sollte man sie bei Gelegenheit nicht etwas verwöhnen? Das ist das eine. Das andre ist: Warum müssen wir durchaus in Feindschaft, mit gefletschten Zähnen, Racheschwüren und dergl. scheiden? Wir haben sicherlich nicht den geringsten Grund, uns einander in die Arme zu werfen; aber man kann doch ganz friedlich, sozusagen mit gegenseitiger Achtung auseinandergehen, nicht wahr, wie?"

„Das ist — lauter Unsinn. Ich will versprechen, ohne Skandal abzuziehen — das ist aber auch alles. Um der Mutter willen sorgen Sie so? Wissen Sie, was ich glaube? Daß die Ruhe der Mutter nichts damit zu thun hat; das ist nur ein Vorwand."

„Du glaubst es nicht?"

„Sie sprechen ja wahrhaftig mit mir, wie mit einem Kinde."

„Mein Freund, ich bin bereit, dich tausendmal deshalb um Entschuldigung zu bitten, ganz so wie für alles, was du mir sonst noch nachzutragen hast, für all die Jahre deiner Kindheit u. s. w.; aber, cher enfant, was käme dabei heraus? Du bist zu gescheit, um dich in eine so lächerliche Lage

versetzen zu wollen. Und dann sehe ich wirklich bis jetzt nicht recht ein, was die Veranlassung zu deinen Vorwürfen ist. Hand aufs Herz, wessen beschuldigst du mich? daß du nicht als Werßilow geboren bist? Oder ist es nicht das? Bah, du lächelst verächtlich und schüttelst den Kopf; das also nicht?"

„Ich versichre Sie, nein. Glauben Sie mir, ich würde keine Ehre darin sehen, Werßilow zu heißen."

„O, von der Ehre wollen wir nicht weiter reden; übrigens mußte deine Antwort unvermeidlich eine demokratische Färbung tragen. Aber wenn dem so ist, was hast du mir dann noch vorzuwerfen?"

„Tatiana Pawlowna hat mich ja soeben über alles aufgeklärt, was ich zu wissen brauchte und was ich ohne sie nicht hätte verstehen können: nämlich, daß Sie mich nicht unter die Schuster gesteckt haben und daß ich folglich dafür dankbar zu sein habe. Ich verstehe nur nicht, inwiefern ich undankbar bin, auch jetzt nicht, nachdem man es mir begreiflich zu machen gesucht hat. Spricht nicht etwa die Stimme Ihres stolzen Blutes aus mir, Andrej Petrowitsch?"

„Wahrscheinlich nicht: jedenfalls hast du mit all deinen Angriffen soeben, anstatt mich zu treffen, wie du es doch beabsichtigtest, nur deine Mutter gepeinigt und tyrannisiert. Und doch sollte ich meinen, ist es nicht deines Amtes, sie zu kritisieren. Wann hat sie denn gegen dich gefehlt? Erkläre mir nun auch gleich, weshalb und zu welchem Zweck du in der Schule, im Gymnasium, ja sogar, wie ich gehört habe, dem ersten besten, der dir begegnete, die Geschichte deiner unehelichen Geburt erzählt hast? Und noch dazu mit besonderm Genuß, wie man mir auch gesagt hat? Und doch ist das alles Unsinn und müßiger Klatsch: du bist ein Dolgoruki, der in rechtmäßiger Ehe geborne Sohn Makar Iwanowitsch Dolgo-

rukis, eines ehrenwerten, durch Verstand und Charakter gleich ausgezeichneten Mannes. Daß du eine deinem Stande überlegene Erziehung genossen hast, verdankst du allerdings deinem ehemaligen Gutsherrn Werßilow, aber was beweist das? Und indem du so deine uneheliche Geburt überall ausposaunst, was ja Unwahrheit ist, hast du nur aus einem verschrobnen Gefühl von Stolz das Geheimnis deiner Mutter aufgedeckt, sie dem Urteil des ersten besten Laffen preisgegeben. Lieber Freund, das ist sehr wenig edel, um so mehr, als deine Mutter persönlich nicht die geringste Schuld trägt: sie ist das edelste Gemüt der Welt, und wenn sie nicht Werßilow heißt, so liegt das darin, daß sie bis jetzt noch verheiratet ist."

„Genug, ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden und habe so viel Zutrauen zu Ihrem überlegnen Verstande, daß ich fest überzeugt bin, Sie werden mich nicht länger mit Vorwürfen quälen. Sie lieben ja das Maß so sehr; und es gibt für alles ein Maß, auch für Ihre so plötzliche Liebe zu meiner Mutter. Wir wollen es vielmehr so machen: da Sie sich nun einmal entschlossen haben, zu mir zu kommen, um mir eine Viertel- oder eine halbe Stunde zu opfern (ich weiß zwar immer noch nicht, zu welchem Zwecke, aber wir wollen annehmen, um der Mutter Seelenruhe willen) und sich so liebenswürdig mit mir unterhalten trotz allem, was vorhergegangen, so erzählen Sie mir lieber etwas von meinem Vater, Makar Iwanowitsch, dem Wallfahrer. Ich würde besonders gern durch Sie etwas über ihn hören und habe Sie schon lange um ihn befragen wollen. Auf dem Punkte zu scheiden und vielleicht auf lange Zeit, möchte ich auch noch eine andre Frage an Sie richten, auf deren Antwort ich sehr gespannt wäre: Haben Sie wirklich in diesen zwanzig Jahren noch nicht so viel Macht über die Vorurteile meiner Mutter erringen

können, um durch Ihren zivilisatorischen Einfluß das Dunkel der Gesellschaftssphäre, in der sie aufgewachsen ist, etwas zu erhellen? O, ich spreche nicht von ihrer Seelenreinheit. Sie hat immer moralisch unendlich höher gestanden als Sie, entschuldigen Sie. Denn Sie sind doch nur ein durch besondre geistige Begabung hervorragender Sterblicher. Es gibt nur einen Werßilow und alle, die ihn umgeben oder zu ihm gehören, müssen sich's zur Ehre rechnen, wenn sie, unter der Bedingung, ihm ihre Lebenskräfte und -säfte zu opfern, die Erlaubnis erhalten, neben ihm zu vegetieren. Aber sie war doch auch einmal jung und frisch? Sie haben sie doch um irgend einer Ursache willen lieb gewonnen? Sie war doch auch einmal Weib?"

„Nun, mein Freund, genau genommen war sie es nie," entgegnete er in seine ursprüngliche Manier mir gegenüber zurückfallend, die mir nur zu erinnerlich war und mich zur Verzweiflung brachte, d. h. dem Anscheine nach die biederste Treuherzigkeit, aber genau besehen der tiefste, schneidendste Spott, so daß man unmöglich klug werden konnte, wie er es meinte: „Sie war es nie! die russische Frau ist nie Weib!"

„Aber die Polin, die Französin ist es? Aber die Italienerin, eine glühende Italienerin ist im stande, einen zivilisierten Russen der höchsten Gesellschaft, wie einen Werßilow, zu fesseln?"

„Ei der Tausend, was für ein begeisterter Slawophile! Das hätte ich nicht erwartet!" spottete Werßilow.

Und nun begann er seinen Bericht, dessen ich mich Wort für Wort erinnere. Er sprach mit großem Genuß und sichtlichem Vergnügen. Mir wurde nur zu klar, daß er durchaus nicht zur Beruhigung der Mutter oder um mit mir zu plaudern, sondern mit ganz andern Absichten zu mir gekommen war.

II.

„Wir haben all die zwanzig Jahre, deine Mutter und ich, schweigend mit einander verlebt,“ begann er im scheinbar gemütlichen Plaudertone, wobei jedoch jedes seiner Worte ängstlich abgewägt und bedacht war, „und über alles, was zwischen uns vorfiel oder was uns begegnete, haben wir gleichfalls geschwiegen. Der Hauptcharakter unsrer zwanzigjährigen Verbindung ist die Schweigsamkeit. Ich glaube, wir haben uns nicht ein einziges Mal gestritten. Ich war allerdings oft abwesend und sie blieb allein, aber ich kehrte doch schließlich immer wieder zu ihr zurück. ‚Nous revenons toujours . . . . .‘ Das ist der Grundzug bei uns Männern und beruht auf einer gewissen Großmut unserseits. Wenn es von den Frauen allein abhinge, so würde nicht *eine* Ehe zustandekommen. — Demut, widerspruchslose Nachgiebigkeit, Anhänglichkeit und dabei Entschiedenheit und moralische Kraft, ja wirkliche Kraft, das ist der Charakter deiner Mutter. Merke dir, sie ist das beste weibliche Wesen, das mir in meinem Leben begegnet ist. Daß moralische Kraft in ihr steckt, kann ich bezeugen; habe ich doch selbst gesehen, wie diese sie aufrecht erhalten hat. Wo es auf ihre Überzeugung ankommt — von logischen Überzeugungen kann hier natürlich nicht die Rede sein — aber was bei ihnen dafür gilt und folglich nach ihren Begriffen heilig ist, dafür würde sie die Folter ertragen. Und nun urteile selbst, sehe ich wohl einem Inquisitor ähnlich? — Daher, und nicht allein, weil es leichter ist, habe ich es auch fast immer vorgezogen, zu schweigen, und ich bereue es nicht. Auf diese Weise ging alles ganz glatt und human zwischen uns her, ohne daß ich mir ein besondres Verdienst dabei zuzuschreiben hätte. Ich bemerke hier übrigens noch beiläufig, daß sie nie an meine Humanität geglaubt hat und deshalb in beständiger Furcht vor

mir schwebte; aber trotzdem widerstand sie jeder Kultur. Für uns liegt etwas Unbegreifliches darin, aber sie verstehen das und werden überhaupt besser mit ihren Angelegenheiten fertig, als wir. Sie verstehen es, in den für sie unnatürlichsten, ihren Anlagen widersprechendsten Verhältnissen nach ihrer Art zu leben und sie selbst zu bleiben. Das können wir nicht."

„Wer Sie? Ich verstehe Sie nicht recht."

„Die Frauen aus dem Volk, mein Lieber, ich spreche vom Volke, welches seine mächtige, lebendige Kraft und seine historische Größe moralisch und politisch bewiesen hat. Aber um wieder auf unser Thema zurückzukommen, so muß ich von deiner Mutter noch sagen, daß sie nicht immer schweigt; zuweilen äußert sie auch ihre Meinung, aber immer so, daß du gleich einsiehst, du habest nur deine Zeit verloren, indem du ihr zuredest und sie fünf Jahre, allmählich auf eine gewisse Ansicht vorbereitet zu haben glaubtest. Und dabei sind es immer die unerwartetsten Einwendungen. Und doch, merke dir, halte ich sie nicht für dumm, im Gegenteil, es steckt ein gewisse Art Klugheit und eine recht bemerkenswerte Schlauheit in ihr, das wirst du übrigens wohl kaum glauben."

„Warum nicht? Ich kann mir nur das nicht recht denken, daß Sie selbst an die Klugheit meiner Mutter glauben und sich nicht nur so stellen."

„Wirklich, du hältst mich für solch ein Chamäleon? Ich sehe, mein Freund, daß ich dir etwas zu viel Freiheiten gestatte . . . . . . wie einem verzognen Sohne . . . . . aber sei's drum, für dieses Mal mag es hingehen."

„Erzählen Sie mir von meinem Vater, womöglich die Wahrheit."

„Von Makar Iwanowitsch? er ist — wie du schon weißt

ein ehemaliger Hofsknecht, und hat stets darnach gestrebt, sich auf irgend eine Weise hervorzuthun."

„Ich wollte wetten, daß Sie eben etwas gegen ihn auf dem Herzen haben."

„Im Gegenteil, mein Lieber, ganz im Gegenteil, und es freut mich eigentlich sehr, daß ich dich in einer Stimmung antreffe, wo du gern den Dingen auf den Grund gehst; ich schwöre dir, daß ich mich gerade jetzt in einer sehr reumütigen Gemütsverfassung befinde und gerade in diesem Augenblicke zum tausenstenmal vielleicht und vergeblich bereue, was vor zwanzig Jahren geschehen ist. Aber Gott ist mein Zeuge, das geschah alles ganz im Versehen und dann auch, soviel in meinen Kräften stand, auf humane Weise; wenigstens nach dem Begriff, den ich mir von der Humanität gemacht hatte. Oh, wir wetteiferten zu der Zeit alle miteinander in dem Bestreben, Gutes zu thun, das bürgerliche Wohl zu fördern, einer höheren Idee zu dienen! Wir diskutierten über die Rangstufen, über unsre Geburtsrechte, über die ländlichen Verhältnisse, das Pfandleihwesen, einige von uns wenigstens sicherlich . . . . . Wir waren unser nur wenige, aber wir sprachen gut, und ich versichre dich, benahmen uns auch zuweilen gut."

„Das war, als Sie an seiner Schulter schluchzten?"

„Lieber Freund, ich bin im voraus in allem mit dir einverstanden; die Geschichte von der Schulter hast du übrigens von mir selbst gehört und bedienst dich augenblicklich meiner Offenheit und meines Vertrauens zu dir als Waffe gegen mich; gestehst wenigstens, daß diese ganze Geschichte in Wahrheit nicht so dumm war, wie es auf den ersten Blick den Anschein hatte, namentlich für jene Zeit; wir fingen ja eben erst an! Es war natürlich zum Teil Komödie; aber ich wußte es damals noch

nicht. Ist es dir etwa nie passiert, daß du in den praktischen Fällen des Lebens Komödie gespielt hast?"

„Ich merkte allerdings soeben unten, daß ich etwas empfindsam geworden war, und schämte mich dessen sehr, sobald ich hier oben angelangte, weil ich dachte, daß Sie das für Verstellung halten können. Manchmal, das ist wahr, wenn man auch wirklich fühlt, was man sagt, übertreibt man doch etwas; aber bei mir war eben alles natürlich, ich schwöre es."

„Das ist es ja; du hast es eben sehr treffend mit einem Worte bezeichnet: wenn man auch wirklich fühlt, was man sagt, so übertreibt man doch zuweilen etwas. Geradeso ging es auch mir, obgleich meine Reue zum Teil damals gespielt war, so kam mein Schluchzen doch aus tiefstem Herzen. Ich will nicht bestreiten, daß Makar Iwanowitsch, wenn er ein wenig gewitzigter gewesen, diese an seiner Schulter geweinten Thränen für auf die Spitze getriebne Ironie hätte halten können; aber seine arglose Biederkeit hinderte ihn am richtigen Scharfblick. Ich weiß nicht, ob er mich damals bedauerte oder nicht, ich weiß nur, daß ich es sehr wünschte."

„Wissen Sie," unterbrach ich ihn, — „auch jetzt, indem Sie das erzählen, spotten Sie, Sie haben überhaupt diesen ganzen Monat nur über mich gespöttelt. Weshalb thun Sie das?"

„Du glaubst das?" erwiderte er sanft; „du bist sehr mißtrauisch; übrigens, wenn ich spotte, so ist es nicht über dich, wenigstens nicht über dich allein, beruhige dich. Aber jetzt spotte ich nicht, und damals — nun, damals that ich, was ich konnte, und glaube mir, zuweilen nicht zu meinem Vorteil. Wir, d. h. die gebildeten Leute, im Gegensatz zum Volke, verstanden es dazumal gar nicht, unsern Vorteil auszubeuten; wir schadeten uns im Gegenteil so viel als möglich, was, wie ich

vermute, als ein großer Gewinn für uns galt, natürlich im höheren Sinne. Die an der Spitze stehenden Männer der jetzigen Generation verstehen ihren Vorteil viel besser wahrzunehmen als wir. Ich setzte Makar Iwanowitsch damals, noch vor der Katastrophe, alles mit der größten Offenheit auseinander und muß jetzt gestehen, es wäre besser gewesen, manches nicht zu sagen und jedenfalls nicht mit so schrankenloser Offenheit; es wäre nicht nur humaner, sondern auch rücksichtsvoller gewesen; aber wie willst du einem, der im besten Anlauf zu einem schönen Tanzpas ist, Einhalt thun? Und dann vielleicht sind das wirklich die natürlichen Äußerungen schöner und großer Ideen? Diese Frage habe ich bis jetzt noch nicht entscheiden können. Das ist aber ein zu tiefes Thema für unsre oberflächliche Unterhaltung. Jedenfalls, bei der Erinnerung an das damals Geschehene möchte ich jetzt zuweilen vor Scham unter die Erde sinken. Ich bot ihm dreitausend Rubel an: er schwieg zu allem, was ich sagte, ich sprach allein. Denke dir, ich glaubte, er fürchtete mich, nämlich mein Recht als Erbherr, und weiß noch, wie ich aus allen Kräften bemüht war, ihm Mut einzuflößen, ihn überredete, seine Wünsche so unumwunden als möglich auszusprechen. Ich gab ihm mein Wort, daß, wenn er auf meine Bedingungen, nämlich dreitausend Rubel, die Freiheit (für ihn und seine Frau, versteht sich) und einen Reisepaß für alle vier Weltgegenden für ihn (ohne die Frau, versteht sich) nicht eingehen wolle, so würde ich ihm seine Frau zurückgeben, ihm auch dann augenblicklich die Freiheit schenken, ihnen beiden, soviel ich mich erinnre, dieselben dreitausend Rubel als Schadenersatz geben und nicht sie würden mich verlassen, sondern ich selbst würde auf drei Jahre mutterseelenallein nach Italien ziehen. Mon ami, Fräulein Sagoschkow hätte ich nicht mit nach Italien genommen,

das glaube mir; dazu war meine Seele damals zu rein. Nun, und was weiter? Dieser Makar wußte sehr gut, daß ich so thun würde, wie ich sagte, aber er fuhr fort zu schweigen und erst, als ich zum drittenmal ihm um den Hals fallen wollte, zog er sich etwas zurück, winkte mit der Hand und verließ das Zimmer mit einer gewissen Ungeniertheit, die mir auffiel. Ich sah mich gleich nachher flüchtig im Spiegel und kann mein Gesicht bis jetzt nicht vergessen. Sie sind überhaupt am schlimmsten, wenn sie nichts sagen, diese Leute, und das war noch dazu ein verschloßner Charakter. Ich wußte nicht, was ich von ihm zu erwarten hatte und fürchtete mich eigentlich vor ihm, als ich ihn ins Kabinett rief. Es gibt in jener Gesellschaftssphäre nicht wenige Leute, die gleichsam die Personifizierung der Gemeinheit sind, und solche sind schlimmer als Flintenkugeln — sic! Ich riskierte viel, unendlich viel. Wie? wenn dieser Dorf-Urias unter dem ganzen Dorfgesinde meinen Vorschlag ausposaunt hätte, was wäre dann aus mir, dem kleinen David, geworden? Was für eine Rolle hätte ich dann noch gespielt? Daher schickte ich auch ganz instinktiv die dreitausend Rubel als Vorposten voraus; aber zum Glück hatte ich mich geirrt. In diesem Makar Iwanowitsch steckte etwas ganz andres."

„Kam es bis zur Sühne, ja? Sie sagten ja eben, daß Sie den Mann noch vor dem verhängnisvollen Augenblick hatten rufen lassen?"

„Das heißt, siehst du, wie das zu verstehen ist . . . . ."

„Also die Sünde war bereits geschehen. Sie sagten soeben, Sie hätten sich in ihm geirrt, es hätte etwas andres in ihm gesteckt; was war es denn?"

„Was, weiß ich bis zu diesem Augenblicke auch noch nicht; aber etwas Überraschendes, sehr Anständiges war es; ich schließe

das daraus, daß ich mich später noch dreimal mehr vor ihm schämte. Den nächsten Tag willigte er in die Reise, ohne Worte natürlich, und vergaß nicht eine der von mir versprochnen Bedingungen.“

„Er nahm das Geld?“

„Und wie gern. In diesem Punkte setzte er mich eigentlich ins höchste Erstaunen. Dreitausend Rubel hatte ich natürlich nicht gleich in der Tasche, siebenhundert brachte ich zusammen und händigte sie ihm fürs erste ein; und was glaubst du wohl? Für die übrigen zweitausend dreihundert Rubel verlangte er der Sicherheit wegen eine Schuldverschreibung auf den Namen eines gewissen Kaufmanns. Zwei Jahre später forderte er dieses Geld mit den Prozenten schon gerichtlich ein, was mich wunderte, um so mehr, als er von dann an buchstäblich als Pilger für den Bau einer Kirche zu sammeln begann und nun schon zwanzig Jahre so umherwandert. Ich begreife nicht, warum ein Wallfahrer so viel Geld besitzen muß . . . . . . Geld ist ein so weltliches Ding . . . . . Ich hatte es ihm damals allerdings aus vollem Herzen und sozusagen, in der ersten Hitze angeboten, aber später, nachdem so und so viele Minuten vergangen waren, konnte ich mich doch eines andern besinnen . . . . . . und da hoffte ich, daß er mich . . . . . oder vielmehr uns, sie und mich, doch etwas schonen werde, wenigstens warten. Aber er wartete nicht.“

Hier muß ich ein wichtiges Notabene einschalten: im Fall nämlich meine Mutter den Herrn Werßilow überlebt hätte, so wäre sie buchstäblich ohne einen Groschen für ihre alten Tage zurückgeblieben, wenn nicht Makar Iwanowitsch ihr im vergangnen Jahre diese dreitausend Rubel, die sich schon lange durch ihre Prozente verdoppelt hatten, testamentarisch vermacht

hätte. Vor zwanzig Jahren hatte er also schon Werßilow durchschaut."

„Sie sagten einst, daß Makar Iwanowitsch Sie zuweilen besucht habe und immer in der Wohnung der Mutter abgestiegen sei?"

„Ja, mein Freund, und anfangs fürchtete ich diese Besuche sehr. Während der zwanzig Jahre kam er überhaupt nur sechs- oder siebenmal und während seiner ersten Besuche versteckte ich mich, selbst wenn ich zu Hause war. Anfangs verstand ich nicht recht, weshalb er kam; aber später, bei einiger Überlegung fand ich sein Verfahren gar nicht so dumm. Nach einiger Zeit, bei seinem dritten oder vierten Besuch trieb mich die Neugierde, herauszukommen, um ihn mir ein wenig anzusehen, und ich versichre dich, ich trug einen äußerst originellen Eindruck von ihm davon. Das war zu der Zeit, als ich Friedensrichter wurde und mit dem größten Eifer Rußlands Land und Leute zu studieren begann. Ich hörte viel überraschend Neues von ihm, entdeckte auch manches in ihm, was ich nicht erwartet hätte: eine große Herzensgüte z. B., eine sich immer gleichbleibende, heitere Gemütsstimmung, worüber ich mich besonders wunderte, nie die geringste Anspielung ‚darauf' (tu comprends?) und eine seltne Fähigkeit, vernünftig und gut zu sprechen, d. h. ohne die im Volk gebräuchlichen, allegorischen Redensarten, die ich, trotz meines Demokratismus, wie ich gestehen muß, nicht leiden kann, ohne all die auf die Spitze getriebnen Russizismen, in denen bei uns sowohl in Romanen als auf der Szene die ‚echten Russen' sprechen. Dabei führte er nie propagandistische Reden über Religion, wenn man nicht selbst davon anfing, und gab höchst anziehende Berichte über die Klöster und das Klosterleben. Was mich entzückte war — die

Höflichkeit, die achtungsvolle Höflichkeit in seinem Benehmen, die zur Erlangung einer höheren gesellschaftlichen Stellung notwendig ist, ja, ohne welche, meiner Ansicht nach, die höchste Stufe in der Gesellschaft nicht erreicht werden kann. Gerade durch diesen vollständigen Mangel an Eigendünkel erreicht man den höheren Anstand und beweist die Achtung, die man vor sich selbst und vor seinem Stande, welcher Art er auch sei, hat. Die Fähigkeit, sich selbst in seinem Stande zu achten — ist sehr selten in der Welt anzutreffen, wenigstens ebenso selten, als die wahre persönliche Würde . . . . . Das wirst du selbst einsehen, wenn du länger gelebt hast. Es frappierte mich auch sehr, allerdings erst später, daß dieser Makar recht stattlich aussah und ein schöner Mann war. Alt war er allerdings und sonnengebräunt, aber schlank und gerade, wie eine Tanne, einfach und würdevoll; ich wundre mich über meine arme Sophie, daß sie selbst damals mich ihm vorgezogen hat; er war wohl schon fünfzig Jahr alt, aber noch ein so schmucker Kerl, und ich neben ihm ein solcher Windbeutel. Freilich war er schon damals vor zwanzig Jahren, als er sie heiratete, ebenso grau . . . das machte es vielleicht."

Dieser Werßilow hatte verschiedene perfide Kunstgriffe, die man sich nur in der großen Welt aneignet, z. B. wenn es nicht anders ging, nachdem er manches Kluge und Gute gesagt hatte, plötzlich mit irgend einer boshaften Wendung, wie die Bemerkung über Makar Iwanowitschs graues Haar und dessen Einfluß auf meiner Mutter Entscheidung zu schließen. Das that er, ohne vielleicht selbst zu wissen, weshalb, aus dummer Gewohnheit zur Persiflage. Wenn man ihn anhörte, sollte man meinen, er spreche in vollem Ernst und dabei machte er innerlich Grimassen dazu und lachte einen aus.

III.

Ich weiß nicht, wie mich bei dieser Wendung seines Gesprächs eine Anwandlung von Erbitterung überkam; ich kann überhaupt nur mit der größten Mißbilligung an einige meiner damaligen Ausfälle denken; ich erhob mich plötzlich von meinem Stuhl:

„Wissen Sie was?“ sagte ich, „Sie sagten, Sie seien hauptsächlich in der Absicht gekommen, der Mutter weiszumachen, wir hätten uns versöhnt. Zeit genug ist jetzt dazu vergangen; wäre es Ihnen nun nicht genehm, mich zu verlassen?“

Er errötete flüchtig und stand auf.

„Mein Lieber, du verfährst sehr ungeniert mit mir. Auf Wiedersehen; zur Artigkeit zwingen kann ich dich doch nicht. Ich will mir nur noch eine Frage erlauben: Bist du wirklich entschlossen, den Fürsten zu verlassen?“

„Aha! Ich wußte ja, daß Sie Ihre besondern Zwecke hätten!“

„Das heißt, du vermutest, ich sei mit der Absicht gekommen, dich zu überreden, deine Stellung nicht aufzugeben, da ich meinen besondern Vorteil dabei hätte? Dann glaubst du wohl ebenso, daß ich dich auch nur in Rücksicht auf mein persönliches Interesse aus Moskau habe herkommen lassen? O, wie mißtrauisch du bist! Ich wünsche im Gegenteil nur dir alles Gute, und jetzt, wo meine Vermögensverhältnisse sich gebessert haben, wäre es mir sogar lieb, wenn du mir und der Mutter zuweilen erlauben wolltest, dir zu helfen.“

„Ich liebe Sie nicht, Werßilow.“

„Schon nur ‚Werßilow‘? Ich bedaure es übrigens sehr, daß ich diesen Namen nicht auf dich habe übertragen können, denn darin besteht ja eigentlich meine ganze Schuld, wenn hier

von Schuld die Rede sein kann, nicht wahr? Aber nochmals, ich konnte doch eine verheiratete Frau nicht heiraten, wie?"

„Deshalb wollten Sie auch wohl ein junges Mädchen heiraten?"

Ein leises Zucken flog über sein Gesicht.

„Das bezieht sich auf Ems. Hör mal, Arkadji, du hast dir schon vorhin diesen Angriff auf mich erlaubt und in Gegenwart deiner Mutter gleichsam mit Fingern auf mich gezeigt. So wisse denn, daß du damit am meisten dich selbst blamiert hast. Von der Geschichte mit der verstorbenen Lydia Achmakow weißt du geradezu nichts und weißt ebenso wenig, wieviel deine Mutter gerade dabei ihre Hand im Spiel gehabt hat, obgleich sie damals nicht dort und bei mir war; und wenn ich je in meinem Leben eine gute Frau gesehen habe, so ist es deine Mutter. Aber genug, das alles muß fürs erste noch ein Geheimnis bleiben, und du redest, was du nicht weißt und was du aus fremder Leute Mund gehört hast."

„Der Fürst hat noch heute gesagt, daß Sie ein Liebhaber von wehrlosen Mädchen seien."

„Das hat der Fürst gesagt?"

„Ja. Hören Sie: soll ich Ihnen ganz genau sagen, weshalb Sie heute zu mir gekommen sind? Ich habe die ganze Zeit hier gesessen und mich gefragt, was wohl der geheime Zweck Ihres Besuches sein könnte, und habe es endlich, wie ich glaube, gefunden."

Er war schon in der Thür, blieb aber jetzt stehen und wandte den Kopf nach mir um.

„Vorhin erwähnte ich flüchtig, der Brief Touchards an Tatiana Pawlowna sei unter die Papiere Andronikows geraten und habe sich später bei Marja Iwanowna in Moskau gefunden. Ich sah, wie bei diesen Worten etwas über Ihr Ge-

sicht zuckte, erriet aber eben erst, als wieder ein Krampf Ihr Gesicht verzog, daß Ihnen wahrscheinlich vorhin schon der Gedanke gekommen sein müsse, wenn ein Brief Andronikows sich bei Marja Iwanowna gefunden habe, könnten wohl auch noch andre dort sein. Und Andronikow könnte wichtige Briefe hinterlassen haben, wie? Nicht wahr?"

„Und mein Besuch hier hatte zum Zweck, dir irgend ein Geheimnis zu entlocken?"

„Das wissen Sie selbst am besten."

Er wurde sehr bleich.

„Darauf bist du nicht selbst verfallen; dahinter steckt der Einfluß einer Frau; und wieviel Haß schon in deinen Worten, in deiner plumpen Vermutung!"

„Der Einfluß einer Frau? Ich habe diese Frau allerdings heute noch gesehen. Sie wünschen vielleicht nur deshalb, daß ich noch beim Fürsten bliebe, um sie auszuspionieren?"

„Ich sehe, du bist schon weit auf dem kürzlich betretenen Wege fortgeschritten. Ist das am Ende ‚deine Idee'? Fahre so fort, mein Freund, du hast unleugbare Anlagen zum Detektivbeamten. Wenn man ein Talent hat, sollte man es ausbilden."

Er hielt inne, um Atem zu schöpfen.

„Nehmen Sie sich in acht, Werßilow, machen Sie mich nicht zu Ihrem Feinde!"

„Mein lieber Freund, seine innersten Gedanken spricht in solchen Fällen niemand aus, sondern man behält sie für sich. Und nun habe die Güte, mir zu leuchten, denn wenn auch mein Feind, so bist du es doch hoffentlich nicht bis zu dem Grade, daß du wünschest, ich möchte mir den Hals brechen. Tiens, mon ami, denke dir," sagte er schon im Hinabsteigen — „ich habe dich diesen ganzen Monat für einen guten Kerl

gehalten. Du bist so lebensbedürftig und lebenslustig, daß dir drei Menschenleben kaum genügen würden. Das steht auf deinem Gesicht geschrieben; und solche Leute sind gewöhnlich gutmütig. Wie man sich doch irren kann!"

IV.

Ich kann nicht sagen, wie mir das Herz weh that, als ich allein blieb: als hätte ich mir bei lebendigem Leibe ein Stück Fleisch ausgeschnitten! Worüber ich so plötzlich ergrimmt war und ihn absichtlich so schwer beleidigt hatte — könnte ich jetzt ebensowenig erklären, als ich es damals vermochte. Wie blaß er geworden war! Und diese Blässe war vielleicht der Ausdruck des reinsten Gefühls, des tiefsten Kummers, nicht aber der Bosheit oder der Empfindlichkeit. Es schien mir oft, als gäbe es Augenblicke, wo er mich sehr liebte. Warum, o warum hatte ich jetzt nicht daran geglaubt, um so mehr, als doch so vieles schon aufgeklärt war.

Aber ich war plötzlich und so grundlos aufgefahren und hatte ihn selbst vertrieben durch den unumwunden ausgesprochenen Argwohn, er habe von mir auskundschaften wollen, ob nicht noch andre Briefe Andronikows in Marja Iwanownas Besitz seien. Daß er diese Briefe suchen mußte und wirklich suchte — das wußte ich. Aber wer weiß, vielleicht hatte ich mich gerade in diesem Augenblicke sehr geirrt! Und wer weiß, vielleicht gerade durch diesen Irrtum ihn erst auf den Gedanken gebracht, daß bei Marja Iwanowna Briefe sein könnten?"

Und endlich — wie merkwürdig — hatte er nicht Wort für Wort meinen Gedanken (von den drei Menschenleben), den ich unlängst gegen Kraft geäußert, und zwar mit meinen eignen Worten ausgesprochen? Die Übereinstimmung des Ausdrucks war natürlich wieder ein Zufall; aber wie konnte er mein

innerstes Wesen so genau kennen? Was für ein Scharfblick, was für ein Treffer! Aber wenn er das eine so gut verstand, warum denn das andre gar nicht? Und war das nicht Verstellung, konnte er wirklich nicht erraten, daß mich nach dem Werßilowschen Adel nicht verlangte, daß ich ihm nicht meine ungesetzliche Geburt zum Vorwurf machte, aber daß ich mich nach ihm selbst, dem Menschen als solchen, dem Vater sehnte und mein lebelang gesehnt hatte, daß dieser Wunsch schon in mein Blut übergegangen war? Konnte ein so feiner Verstand auf diesem einen Punkt so stumpf und plump sein? Und wenn nicht, warum ärgerte er mich denn so bis aufs Blut durch seine Falschheit?"

Achtes Kapitel.

I.

Ich nahm mir vor, am nächsten Morgen möglichst früh aufzuwachen. Gewöhnlich stand man bei uns um acht Uhr auf, d. h. ich, die Mutter und die Schwester; Werßilow pflegte noch bis halb zehn Uhr im Bett zu liegen. Punkt halb neun Uhr brachte mir die Mutter gewöhnlich den Kaffee; aber diesmal schlüpfte ich schon um acht Uhr aus dem Hause. Ich hatte mir am Abend vorher einen übersichtlichen Operationsplan für den nächsten Tag zurechtgemacht. Aber trotz meines sehnlichsten Wunsches, ihn unverzüglich ins Werk zu setzen, fühlte ich doch, daß er in den wichtigsten Punkten noch sehr unbestimmt war und manches zu wünschen übrig ließ; daher lag ich auch fast die ganze Nacht wie im fieberhaften Halbschlummer, sah schrecklich viel Träume und hatte nicht eine Stunde gesunden Schlafes. Trotzdem fühlte ich mich beim Erwachen frischer und thatkräftiger als je. Mit der Mutter wollte ich jetzt durchaus nicht zusammentreffen, denn ich hätte nur über das bekannte Thema mit ihr sprechen können und fürchtete, durch irgendwelche neue, unerwartete Eindrücke von meinem vorgefaßten Ziele abgezogen zu werden.

Es war ein kalter Morgen und ein feuchter, milchiger Nebel lag auf den Straßen. Ich weiß nicht, warum der ge-

schäftige Frühmorgen Petersburgs, trotz des eigentlich häßlichen Anblicks, den er gewährt, mir so gefällt, und warum die ihren Geschäften nacheilende, egoistische Menschenmenge, deren jedes Glied in seine eignen Gedanken vertieft ist, um acht Uhr morgens etwas besonders Anziehendes für mich hat. Ich mag es namentlich gern, wenn unterwegs in aller Eile mich jemand um eine Auskunft fragt oder wenn ich selbst mich mit einer solchen Frage an einen Vorübergehenden wenden muß: Frage und Antwort sind dann stets kurz, klar und bündig, werden im Vorübergehen und sehr freundschaftlich hingeworfen, und die Bereitwilligkeit, Rede und Antwort zu stehen, ist zu dieser Zeit, der nüchternsten, praktischsten des Tages, größer als sonst je. Der Petersburger wird um Mittag und Abend weniger mitteilsam und ist bei der geringsten Widerwärtigkeit mit Scheltworten und Spottreden bei der Hand. Das habe ich oft bemerkt.

Ich richtete meine Schritte wieder auf die Petersburger Seite und da ich zu zwölf Uhr mittags wieder zurück an der Fontanka, bei Wassin sein mußte, den man am sichersten um diese Stunde zu Hause traf, so eilte ich, ohne mich aufzuhalten, vorwärts, trotz meines großen Verlangens nach einer Tasse Kaffee. Ich ging geradeswegs zu Jesim Swerew, den ich auf jeden Fall sprechen mußte; ich hatte mich fast verspätet; er trank eben seinen letzten Schluck Kaffee und wollte dann ausgehen.

„Was führt dich so oft her?" rief er mir entgegen, ohne aufzustehen.

„Das werde ich dir gleich erklären."

Jeder frühe Morgen, so auch in Petersburg, übt eine ernüchternde Wirkung auf den Menschen aus. Mancher glühende, nächtliche Traum verflüchtigt sich vollständig bei dem kalten

Morgenlicht und mir selbst ist es begegnet, daß ich an einige meiner nächtlichen Phantasien und daraus hervorgegangnen Handlungen nur mit Scham und Vorwürfen habe denken können. Dennoch scheint mir der, man sollte meinen so prosaische Petersburger Frühmorgen der phantastischste der Welt zu sein; das ist meine ganz persönliche Ansicht oder vielmehr der Eindruck, den ich davon habe. An einem solchen trüben, feuchten, nebligen Morgen muß die phantastische Gestalt eines Puschkinschen Hermann in der „Pikdame" (eine kolossale, ungewöhnliche Figur, ein durchaus Petersburger Typus —) glaube ich, noch wahrscheinlicher werden. Hundertmal inmitten dieses Nebels ist folgendes eigentümliche Bild in mir aufgestiegen: „Wie, wenn dieser Nebel sich verteilte und diese ganze verfaulte, schlüpfrige Stadt mit ihm verschwände, mit ihm stiege und sich wie Rauch verflüchtigte; und es bliebe dann nur der frühere finnische Sumpf zurück und als einziger Schmuck inmitten desselben ein Bronzereiter auf einem müde gejagten, dampfenden Rosse?" Ich kann alle Vorstellungen, die ein solcher Morgen in mir hervorruft, gar nicht wiedergeben, denn es ist doch alles Phantasie — Poesie und folglich Unsinn. Aber eine phantastische Vorstellung verfolgte mich besonders hartnäckig: „Da mühen und quälen sich nun all diese Tausende, und wer weiß, das alles ist vielleicht nur jemandes Traum, nicht eins von all den geschäftigen Wesen existiert wirklich, nicht eine all der ausgeführten Bewegungen und Thaten findet in Wahrheit statt. Der Jemand, der das alles träumt, wird aufwachen und damit ist alles verschwunden." Aber ich vergesse mich. Einem jeden kommen bisweilen in seinem Leben so exzentrische Einfälle, daß sie auf den ersten Blick gewiß für Ausgeburten des Wahnsinns gelten können. Mit einem derartigen Einfall kam ich an jenem Morgen zu Swerew — zu

ihm, weil ich niemand anders in Petersburg kannte, an den ich mich diesmal hätte wenden können; und doch war Swerew derjenige, zu dem ich, wenn ich die Wahl gehabt, mit einem solchen Vorschlage zu allerletzt gekommen wäre. Als ich ihm gegenüber Platz genommen hatte, dachte ich, wie merkwürdig es sei, daß ich, die personifizierte Heißblütigkeit und Phantasterei, mich der personifizierten goldnen Mittelstraße und Prosa gegenüber befände. Aber auf meiner Seite stand eine Idee und wahres Gefühl und auf der seinigen nur die praktische Schlußfolgerung: So etwas thut man nie. Ich erklärte ihm kurz und bündig, ich wüßte außer ihm niemand in Petersburg, den ich bitten könnte, bei der Schlichtung einer sehr wichtigen Ehrenangelegenheit mein Sekundant zu sein; er als mein Kamerad habe nicht einmal das Recht, mir diesen Dienst zu verweigern, und ich wollte den Gardeleutnant Fürsten Ssokolsky zum Zweikampf fordern, weil er vor etwas über einem Jahre meinem Vater Werßilow eine Ohrfeige versetzt habe. Ich muß hierbei bemerken, daß Jesim alle meine Familienverhältnisse, meine Beziehungen zu Werßilow, sowie alles, was ich selbst von dessen Geschichte wußte, sehr genau kannte; ich selbst hatte ihn bei verschiednen Gelegenheiten, bis auf einige Geheimnisse, von allem in Kenntnis gesetzt. Er hörte mir, seiner Gewohnheit nach, schweigend aber unwirsch und finster zu und sah mit seinem struppigen, zu Berge stehenden, weißen Haar einem Sperling ähnlich, der seine Federn sträubt. Um seine Lippen spielte ein starres, spöttisches Lächeln, welches um so unangenehmer berührte, als es vollkommen unbewußt war. Er dünkte sich gewiß in diesem Augenblicke sowohl an Charakter als an Verstand weit über mich erhaben; vielleicht auch sah er wegen der gestrigen Szene bei Dergatschew noch ein wenig auf mich herab. Es konnte auch kaum anders sein: Jesim

— war die Masse, Jefim — war der Straßenpöbel und der huldigt immer nur dem Erfolge.

„Weiß Werßilow etwas davon?“ fragte er endlich.

„Natürlich nicht.“

„Was hast du denn für ein Recht, dich in seine Angelegenheiten zu mischen? Das zum Ersten. Und zum Zweiten, was willst du damit beweisen?“

Darauf ließ sich manches erwidern, und ich fing damit an, ihm zu erklären, das sei gar nicht so dumm, wie er glaubte. Erstens würde es dem frechen Kerl, dem Fürsten, beweisen, daß es auch in unserm Stande Leute gibt, die einen Begriff von der Ehre haben, zweitens würde Werßilow, selbst wenn er damals recht gehabt hätte, aus Treue gegen seine innersten Überzeugungen, die Ohrfeige stillschweigend hinzunehmen und den Fürsten nicht zu fordern, würde er sehen, daß es ein Wesen gibt, welches die ihm zugefügte Beleidigung so tief fühlt, daß es sie als ihm selbst widerfahren ansieht und für ihn sein Leben zu opfern bereit ist, obgleich die ewige Trennung schon beschlossen war.“

„Warte, schrei nicht so, meine Tante kann das nicht leiden. Sage mir lieber, ist es nicht derselbe Fürst Ssokolsky, mit dem Werßilow einen Erbschaftsstreit hat? In diesem Falle wäre es jedenfalls eine ganz neue, originelle Methode, einen Prozeß zu gewinnen — indem man nämlich den Widersacher einfach totschießt.“

Hierauf sagte ich ihm en toutes lettres, er sei dumm und unverschämt, und wenn sein spöttisches Grinsen immer breiter werde, so kennzeichne das nur seine Selbstzufriedenheit und Gemeinheit; er sei nicht im stande zu fassen, wie der Gedanke an den Prozeß mir stets ferngelegen habe und nur in seinem gedankenschweren Gehirn habe Eingang finden können.

Darauf teilte ich ihm mit, daß der Prozeß schon gewonnen sei und nicht den einen Fürsten Ssokolsky, sondern alle Brüder Ssokolsky angehe, und daß, wenn einer erschossen werde, immer noch andre nachblieben, die die Erbschaft antreten könnten; gab jedoch zu, daß es allerdings besser wäre, die Forderung bis nach dem Termin der Appellation zu verlegen (obgleich die Fürsten nicht appellieren würden), wenn auch nur Anstands halber. Nach Verfall des Termins jedoch würde das Duell stattfinden, und ich sei auch jetzt nur gekommen, mich seiner als Sekundant zu versehen, da ich sonst niemand kenne, und wenigstens zu der Zeit, im Fall er, Jefim, sich weigern sollte, einen andern finden könnte. Deshalb nur sei ich gekommen.

„Nun, so komm wieder, wenn es Zeit ist; warum das unnütze Gerede so lange voraus?“

Er stand auf und griff nach seiner Mütze.

„Dann wirst du aber kommen?“

„Nein, natürlich nicht.“

„Weshalb?“

„Schon deshalb, weil, wenn ich jetzt einwilligte, dich später zu begleiten, du mir während des ganzen Appellationstermins alle Tage auf dem Halse sitzen würdest. Und überdies ist das alles ein Unsinn, da hast du's. Ich werde mir wohl deinetwegen meine ganze Karriere verderben? Und wenn mich der Fürst frägt: ‚In wessen Auftrag kommen Sie?‘ und ich muß sagen: ‚Im Auftrage Dolgorukis,‘ so wird er fragen: „Was hat denn Dolgoruki mit Werßilow zu thun?“ Und dann muß ich ihm wohl deine Abstammungsgeschichte erzählen, wie? Er würde mir ja ins Gesicht lachen.“

„So gib ihm eins aufs Maul.“

„Warum nicht gar? Unsinn.“

„Fürchtest du dich? Du bist doch so groß; im Gymnasium warst du doch der Stärkste.“

„Mich fürchten? natürlich fürchte ich mich. Der Fürst wird sich schon deshalb nicht schlagen, weil er es nur mit Standesgenossen thut.“

„Der Erziehung nach bin ich auch ein Gentleman und habe das Recht, ihn zu fordern, ich bin ihm ebenbürtig, aber er mir vielleicht nicht.“

„Nein, du bist klein.“

„Wieso, klein?“

„So klein; wir sind beide klein und er ist groß.“

„Esel! Ich bin schon seit einem Jahre gesetzlich heiratsfähig.“

„Nun, so heirate; und doch bleibst du ein . . . . du wächst ja noch.“

Ich merkte natürlich, daß er sich über mich lustig machen wollte. Es wäre gewiß besser gewesen, diese ganze dumme Szene nicht zu erzählen, sie der Vergessenheit zu übergeben, um so mehr, als sie ihrer kleinlichen Gemeinheit wegen nur einen widerwärtigen Eindruck machen kann; und doch sollte sie ziemlich wichtige Folgen haben.

Zu meiner Strafe jedoch will ich sie bis zu Ende erzählen. Als ich begriffen hatte, daß Jefim mich auslachte, erlaubte ich mir, ihm mit der rechten Hand oder vielmehr mit der rechten Faust, einen Schlag auf den Rücken zu versetzen. Da ergriff er mich bei den Schultern, legte mich mit dem Gesicht zur Erde hin — und bewies durch die That, daß er wirklich der Stärkste unsers Gymnasiums war.

II.

Der Leser denkt nun gewiß, ich hätte Jefim in einer schrecklichen Gemütsstimmung verlassen! aber er irrt sich. Das war ja nur ein Schulbuben-, ein Gymnasiastenstreich, der dem Ernste meines Vorhabens in keiner Weise Abbruch gethan hatte. Dem gestrigen Wirtshause auf der Petersburger Seite, welches mir mitsamt seiner Nachtigall heute doppelt widerwärtig schien, aus dem Wege gehend, trank ich meinen Kaffee erst auf Wassili-Ostrow. Ich besitze die eigentümliche Eigenschaft, Orte und Gegenden ebenso hassen zu können, als wären es Menschen. Dafür habe ich aber auch einige glückliche Stellen in Petersburg, d. h. solche, wo ich aus irgend einer Ursache einmal glücklich war, und solche halte ich wert und besuche sie nur selten, damit ich einst, wenn ich allein und ganz unglücklich sein sollte, meinen Kummer dorthin tragen und an der ungeschwächten Erinnerung des einst erlebten Glückes mich trösten könne. Während meines einsamen Frühstücks erkannte ich Jefims gesunden Menschenverstand vollkommen an; er war gewiß praktischer als ich, aber kaum realistischer. Der Realismus, der bei seiner eignen Nasenspitze aufhört, ist gefährlicher als die phantastischste Exzentrizität, denn er ist blind. Aber indem ich Jefim Gerechtigkeit widerfahren ließ (der wahrscheinlich glaubte, ich ginge jetzt wütend und auf ihn schimpfend durch die Straßen), wurde ich nicht einen Augenblick schwankend an meinen eignen Überzeugungen, wie ich auch bis auf diesen Augenblick fest daran halte. Ich kenne Leute, die beim ersten kalten Überguß, den ihre Ansichten erhalten, nicht nur von ihrem Vorhaben, sondern sogar von ihrer Idee abstehen und dann selbst das verspotten, was sie vor einer Stunde noch für heilig hielten; o, wie leicht ihnen das von der Hand geht! Mag Jefim im Grunde recht haben und ich der Dümmste der Dummen und

nur ein Komödiant sein, es gab doch einen Punkt in dieser Angelegenheit, auf den mich stützend auch ich recht hatte; etwas Richtiges war auch an meiner Idee, aber etwas, was die andern nicht verstehen konnten.

Als ich vor Wassins Thür an der Fontanka in der Nähe der Ssemeonowschen Brücke anlangte, war es Punkt zwölf Uhr mittags. Wassins Geschäftsdomäne befand sich auf Wassili-Ostrow, er erschien jedoch zu fest bestimmten Stunden bei sich zu Hause und zwar immer um zwölf Uhr mittags. Da es ein Feiertag war, so war ich überzeugt, ich würde ihn zu Hause finden; er war aber nicht da, und obgleich ich ihn zum erstenmal besuchte, so beschloß ich doch, ihn zu erwarten.

Unterdes überlegte ich, was ich zu thun hatte. Ich urteilte so: die Geschichte mit dem Erbschaftsbrief ist eine Gewissenssache, und indem ich Wassin zum Schiedsrichter darüber wähle, beweise ich ihm die höchste Achtung, was ihm natürlich nur schmeichelhaft sein kann. Ich war allerdings wirklich besorgt wegen dieses Briefes und von der Notwendigkeit einer schiedsrichterlichen Entscheidung überzeugt; aber ich glaube doch, daß ich mich auch damals schon ohne jede fremde Hilfe aus der Verlegenheit hätte ziehen können; ich wußte es sogar: ich durfte ja nur den Brief eigenhändig Werßilow übergeben, der hätte damit nach seinem eignen Gutdünken verfahren und die Sache wäre abgemacht gewesen. Sich selbst zum Schiedsrichter in einer solchen Angelegenheit zu machen, war jedoch ganz falsch. Indem ich mich durch die schweigende Auslieferung des Briefes aus dem Spiele gezogen, hätte ich einen bedeutenden Vorteil über Werßilow errungen und eine überlegene Stellung ihm gegenüber eingenommen. Indem ich für meine Person jedem Vorteil der Erbschaft entsagte (denn mir, als dem Sohne Werßilows, wäre, wenn auch nicht gleich, so doch

später gewiß etwas von dem Gelde zu gute gekommen), hätte ich mir ein sittlich freieres Urteil über Werßilows Handlungsweise bewahrt. Auch hätte mir niemand den Vorwurf machen können, daß ich die Fürsten ins Elend gestürzt, da das Dokument keine entscheidende gerichtliche Bedeutung hatte. Alles das überdachte ich, während ich allein in Wassins Zimmer saß, und da wurde es mir auch plötzlich klar, daß ich, scheinbar seines Rates so bedürftig, eigentlich nur zu ihm gekommen sei, damit er sehe, was ich im Grunde für ein edler, uneigennütziger Mensch bin, und um für meine gestrige demütige Unterwerfung Revanche zu nehmen.

Bei dieser Erkenntnis wurde ich sehr ärgerlich gegen mich selbst, blieb aber doch da, trotzdem ich wußte, daß mein Ärger mit jeder Minute wachsen würde. Er sprach sich schon darin aus, daß mir Wassins Zimmer plötzlich unendlich mißfiel: „Zeige mir deine Behausung, und ich lese darin deine Sinnesart!" hätte man hier wirklich sagen können. Wassin bewohnte ein möbliertes Zimmer bei augenscheinlich armen Leuten, die ihren Lebensunterhalt durch Zimmervermieten erwarben. Ich kenne diese engen, dürftig und doch mit einem gewissen Anspruch auf Komfort ausgestatteten Stübchen; da steht der stereotype weichgepolsterte Diwan, vom Trödelmarkt erstanden, der eiserne Waschtisch und das von einem Schirm umstellte eiserne Bett. Wassin war, wie es schien, der bevorzugte, hoffnungsvollste Mieter, dessen es bei jeder Wirtin möblierter Zimmer einen gibt, und dem man es besonders recht zu machen strebt: bei ihm wird sorgfältiger gefegt und aufgeräumt, über den Diwan eine beliebige Lithographie gehängt, unter den Tisch ein schwindsüchtiger Teppich ausgebreitet. Leute, die diese muffige Reinlichkeit, die dienstfertige Aufmerksamkeit der Wirte lieben, sind an sich schon etwas verdächtig. Ich hätte schwören

können, daß Wassin mit seiner Stellung als bevorzugter Mieter sehr zufrieden war. Ich weiß nicht, warum mich der Anblick der beiden mit Büchern überladenen Tische allmählich wild machte. Bücher, Papier, Tintenfaß, alles lag und stand in der peinlichsten Ordnung da, das Ideal der deutschen Hausfrau und ihres Dienstmädchens. Bücher, nicht nur Zeitungen und Zeitschriften, aber wirkliche Bücher gab es eine Menge und sie wurden augenscheinlich gelesen, und das Lesen und Schreiben wurde gewiß auf die wichtigste, pedantischste Weise betrieben. Ich liebe es jedenfalls mehr, wenn Bücher unordentlich umherliegen; wenigstens beweist es, daß dann aus einer einfachen Beschäftigung eine heilige Handlung gemacht wird. Dieser Wassin ist gewiß sehr höflich gegen seine Gäste, aber jede seiner Bewegungen bedeutet diesen gewiß: „Anderthalb Stunden will ich dir wohl opfern, dann aber geht es an ernste Beschäftigung.“ Man kann sicherlich eine sehr interessante Unterhaltung mit ihm führen und manches Neue hören, dabei aber fühlt man ihn denken: „Wir sprechen nun mit einander und du findest mich sehr interessant, aber wenn du fortgehst, dann kommt erst das Interessanteste!“ Und doch ging ich nicht, sondern blieb. Daß ich seines Rats durchaus nicht bedurfte, davon war ich jetzt ganz überzeugt.

Ich saß wohl schon über eine Stunde am Fenster auf einem der beiden dort stehenden Strohstühle, und mein Ärger darüber, daß ich so viel Zeit verlor, stieg mit jeder Minute. Mußte ich doch bis zum Abend noch eine Wohnung für mich finden. Ich dachte einen Augenblick daran, gegen die Langeweile ein Buch in die Hand zu nehmen; aber bei dem Gedanken allein schon wurde mir übel. Über eine Stunde hatte die tiefste Stille geherrscht, da, mit einemmal hörte ich ganz nah hinter der Thür, die Wassins Zimmer von dem neben-

anliegenden trennte, ein allmählich immer lauter werdendes Geflüster. Es waren allem Anscheine nach zwei weibliche Stimmen, aber die Worte konnte man nicht unterscheiden; aus Langeweile fing ich jedoch an, hinzuhorchen. Toilette und Schnittmuster waren wohl kaum der Gegenstand der Debatte, denn es wurde lebhaft und leidenschaftlich gesprochen, fast gestritten; die eine Stimme bat und überredete, die andre machte Einwendungen und Gegenvorstellungen — wohl andre Einwohner. Bald wurde ich des Horchens überdrüssig und mein Ohr gewöhnte sich auch an die Laute, so daß ich mechanisch hörte, ohne auf das zu achten, was gesagt wurde, als plötzlich etwas Besondres vorzugehen schien, wie wenn jemand hastig vom Stuhle aufgesprungen wäre und mit den Füßen gestampft hätte; dann ein Geflüster, darauf ein Schreien oder vielmehr tierisches, boshaftes Kreischen, wo es demjenigen, der einen solchen Laut ausstößt, schon nicht mehr darauf ankommt, ob ihn fremde Ohren hören oder nicht. Ich stürzte auf die Thür zu und öffnete sie; zu gleicher Zeit wurde auch eine andre Thür am Ende des Korridors, wo, wie ich später hörte, die Wirtin wohnte, geöffnet, und zwei neugierige Köpfe schauten heraus. Das Geschrei verstummte sogleich, die Thür vom Zimmer meiner Nachbarinnen ward aufgestoßen, und ein, wie mir schien, noch junges weibliches Wesen riß sich los und stürzte durch den Korridor die Treppe hinunter. Die andre, eine schon ältliche Frau, hatte sie halten wollen, es aber nicht vermocht, und rief ihr jetzt stöhnend nach:

„Olga, Olga, wohin? Ach!“

Als sie aber die zu beiden Seiten geöffneten Thüren sah, schloß sie die ihrige hastig wieder bis auf eine Spalte, durch die sie angstvoll auf die Treppe hinaushorchte, bis die Schritte der hinuntereilenden Olga vollständig verhallt waren. Ich

kehrte zu meinem Sitz am Fenster zurück; alles wurde still. Es war ein gewöhnlicher, ganz bedeutungsloser Zwischenfall gewesen und ich vergaß ihn bald. Ungefähr eine Viertelstunde darauf erschallte im Korridor gerade vor Wassins Thür eine laute, ungezwungen redende männliche Stimme. Jemand erfaßte den Griff der Thür und öffnete diese weit genug, daß man im Korridor einen hochgewachsenen Mann erblicken konnte, der augenscheinlich sich über meine Gegenwart im Zimmer wunderte und mich neugierig betrachtete, jedoch nicht eintrat, sondern mit dem Thürgriff in der Hand laut über den ganzen Korridor mit der Wirtin sprach. Diese antwortete ihm mit einer dünnen, muntern Stimme, der man es anhörte, daß deren Besitzerin den Besucher bereits lange als einen soliden Gast und muntern Herrn kannte und schätzte. Der lustige Herr schrie und machte Witze darüber, daß er Wassin nie zu Hause treffen könne, das scheine ihm nun einmal vom Schicksal so bestimmt, er werde indessen warten, wie gewöhnlich. Das alles schien der Wirtin ungemein geistreich vorzukommen, denn sie kicherte dazu. Endlich trat er herein, indem er die Thür sperrangelweit aufriß.

Es war ein gut gekleideter Herr, der augenscheinlich beim besten Schneider und nach „der neusten Mode“ arbeiten ließ, aber sonst in seiner Erscheinung durchaus nichts vom vornehmen Herrn hatte, trotz seines sichtlichen Wunsches danach. Sein Benehmen war nicht ungezwungen frei, sondern vielmehr natürlich-frech, was aber doch weniger unangenehm berührt als eine vor dem Spiegel sorgfältig übertünchte Frechheit. Sein dunkelblondes, leicht mit Grau gesprenkeltes Haar, seine schwarzen Augenbrauen, ein großer Bart trugen nichts zu seiner besondern Charakteristik bei, sie ließen ihn nur wie jeden andern gewöhnlichen Menschen aussehen. Solch ein Mensch

lacht oft, lacht gern, und doch fühlt man sich nie lustig bei seinem Lachen. Er wechselt oft den Ausdruck seines Gesichts: nach einer lustigen Miene nimmt er eine wichtige, nach einer wichtigen eine spaßhafte oder schmunzelnde an, aber das alles geschieht sprunghaft und ganz unmotiviert. Diesen Herrn lernte ich übrigens später genauer und besser kennen und spreche daher unwillkürlich eingehender von ihm, als ich ihn damals wohl habe durchschauen können. Aber selbst jetzt ist es mir schwer, etwas Bestimmtes, Bezeichnendes von ihm zu sagen, denn die Eigentümlichkeit solcher Leute besteht eben darin, daß alles an ihnen unfertig, haltlos und unbestimmt ist. Noch ehe er Zeit gehabt hatte, sich zu setzen, hatte ich erraten, daß das wahrscheinlich Wassins Stiefvater, ein gewisser Stebelkow, sein müsse, von dem ich schon manches gehört hatte, jedoch so flüchtig, daß ich mich nicht mehr recht darauf besinnen konnte; ich erinnerte mich nur, daß es nichts besonders Gutes war. Ich wußte, daß Wassin lange als mutterlose Waise unter seiner Vormundschaft gestanden, sich jetzt aber längst schon seinem Einflusse entzogen hatte; daß ihre beiderseitigen Interessen und Lebensziele weit auseinanderlagen und daß sie überhaupt in jeder Beziehung verschiedene Lebenswege verfolgten. Man hatte mir auch gesagt, Stebelkow besäße einiges Kapital, sei so etwas wie ein Spekulant und ein ziemlich leichtsinniger Patron — kurz, ich hatte vielleicht auch mehr und Genaueres über ihn gewußt, aber es wieder vergessen. Er maß mich, kaum eingetreten, mit den Augen, ohne mich jedoch zu grüßen, stellte seinen Cylinderhut auf den Tisch vor dem Diwan, schob den Tisch mit dem Fuß etwas weiter und — setzte sich nicht, sondern streckte sich geradezu auf dem Diwan, den ich einzunehmen nicht gewagt hatte, aus, so daß das armselige Ding krachte; dann schlug er die Beine übereinander und die Spitze

seines in lackiertem Stiefel steckenden rechten Fußes in die Höhe streckend, begann er mit demselben zu liebäugeln, wandte sich übrigens bald wieder zu mir und maß mich nochmals mit seinen großen, etwas starren Augen.

„Kann ihn nie treffen!“ sagte er mit flüchtigem Kopfnicken.

Ich schwieg.

„So unpräzis! Seine besondern Ansichten in allem! Von der Petersburger Seite?“

„Das heißt, Sie kommen von der Petersburger Seite?“ fragte ich entgegen.

„Nein, das frage ich Sie.“

„Ich . . . . ich komme von der Petersburger Seite, aber wie wissen Sie das?“

„Wie? Hm!“ Er zwinkerte mir zu, ohne mich einer Antwort zu würdigen.

„Das heißt, ich wohne nicht auf der Petersburger Seite, aber ich war eben dort und komme von da.“

Er fuhr fort, schweigend mit einem gewissen bedeutsamen Lächeln, das mir sehr mißfiel, mich anzusehen. Dieses Zuzwinkern hatte etwas Einfältiges.

„Bei Herrn Dergatschew?“ fragte er endlich.

„Was, bei Dergatschew?“ und ich riß die Augen weit auf.

Er sah mich triumphierend an.

„Ich kenne ihn nicht.“

„Hm.“

„Wie Sie wollen,“ antwortete ich. Er wurde mir widerwärtig.

„Hm, ja. Nein, erlauben Sie, Sie kaufen etwas in einer Bude; in einer andern Bude neben Ihnen kauft jemand anders eine andre Ware, und was glauben Sie wohl? Geld, bei einem Kaufmann, den man Wucherer nennt, ... denn

Geld ist auch eine Ware und der Wucherer auch ein Kaufmann . . . . Sie folgen doch?"

„Nun gut, ich folge."

„Es geht ein dritter Käufer vorüber und auf eine der Buden zeigend, spricht er: ‚Dies ist praktisch!' und auf die andre zeigend: ‚Dies ist unpraktisch.' Was für eine Meinung kann ich wohl von diesem Käufer haben?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Nein, erlauben Sie, dies ist nur ein Beispiel. Gute Beispiele sind das Brot des Lebens. Ich gehe auf dem Newsky Prospekt spazieren und auf der andern Seite der Straße auf dem Trottoir geht ein Herr, dessen Charakter ich gern genauer kennen lernen möchte. Wir gelangen so, auf verschiedenen Seiten, bis zu der Biegung in die Morskoi; und dort, gerade vor dem englischen Magazin, sehen wir einen dritten Spaziergänger, der eben überfahren worden ist. Jetzt geben Sie acht: es kommt ein vierter Herr und möchte unser dreier Charaktere, den des Überfahrenen mit einbegriffen, genau feststellen, im Sinne der Vernunft und praktischen Verwendbarkeit . . . . Sie folgen doch?"

„Entschuldigen Sie, aber mit großer Mühe."

„Gut, das habe ich erwartet. Wir wollen ein andres Beispiel wählen. Ich bin also in einem Badeort in Deutschland, an einem der Mineralkurorte, wie ich deren mehr als einmal besucht habe, an welchem — gehört nicht zur Sache. Ich gehe da spazieren und begegne einem Engländer. Mi Engländern ist es, wie Sie wissen, schwer, Bekanntschaft zu machen; aber, nach zwei Monaten, als die Kur beendet ist, machen wir doch in großer Gesellschaft mit spitzen Bergstöcken bewaffnet einen Ausflug ins Gebirge, um einen Berg zu besteigen, wie er heißt, darauf kommt es auch nicht an. Bei

einer Biegung des Weges, d. h. auf einer Etappe und gerade da, wo die Mönche die berühmte Chartreuse bereiten — das merken Sie sich, ich bitte, — treffe ich einen Landsmann, der einsam dasteht und schweigend die Natur beschaut. Ich möchte mir einen Begriff von seiner Gediegenheit machen; was glauben Sie, könnte ich mich wohl um Auskunft darüber an die Engländer wenden, mit denen ich die Tour mache, nur, weil ich im Badeorte mit ihnen die Unterhaltung zu knüpfen nicht verstand?"

„Wie soll ich das wissen? Entschuldigen Sie, aber mir ist es wirklich sehr schwer, Ihnen zu folgen."

„Schwer?"

„Ja, es greift mich an."

„Hm!" Er zwinkerte mit den Augen und machte mit der Hand eine triumphierende und großartig sein sollende Bewegung, darauf zog er sehr ruhig, wie ein solider Bürger, eine augenscheinlich soeben gekaufte Zeitung aus der Tasche, faltete sie auseinander und begann, mich völlig ignorierend, die letzte Seite derselben zu lesen. Wohl fünf Minuten lang sah er mich nicht an.

„Die Brest-Grajewer Aktien sind doch nicht gefallen, wie? Sie sind gestiegen, steigen noch. Ich kenne viele, die sich dabei die Finger verbrannt haben."

Er sah mir sehr angelegentlich ins Gesicht.

„Ich verstehe noch wenig von solchen Börsengeschäften," antwortete ich.

„Sie verachten es?"

„Was?"

„Das Geld."

„Ich verachte das Geld nicht, aber .... aber mir scheint, die Idee ist das Wichtigere, dann erst kommt das Geld."

„Das heißt, erlauben Sie . . . . ein Mensch, der sozusagen von seinem eignen Kapitale lebt . . . . .“

„Zuerst kommt die höhere Idee, dann das Geld; ohne eine höhere Idee geht die Gesellschaft zu Grunde.“

Ich weiß nicht, warum ich hier fast wieder hitzig geworden wäre. Er sah mich mit einem etwas stumpfen Ausdruck an, als habe er den Faden des Gesprächs verloren. Plötzlich aber erschien ein lustiges, schlaues Lächeln auf seinem Gesichte.

„Und Werßilow, wie? Hat Ihnen einen schönen Streich gespielt! Gestern das Urteil gefällt, wie?“

Ich merkte plötzlich zu meinem größten Erstaunen, daß er schon längst wußte, wer ich war, und vielleicht manches andre auch noch. Ich weiß nur nicht, weshalb ich bei dieser Entdeckung über und über errötete und ihn auf die einfältigste Weise anglotzte ohne ein Auge von ihm zu verwenden. Er sah mich lustig an und triumphierte offenbar, daß er mich auf so schlaue Weise gefangen und überlistet hatte.

„Ja,“ sagte er, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog, „fragen Sie mich nur, wenn Sie etwas über den Herrn Werßilow wissen wollen! Was sagte ich Ihnen eben über eine praktische Handlungsweise? Vor einem halben Jahre hätte er mit diesem Kinde ein famoses Geschäft machen können, ja, wahrhaftig; er aber — hat den kürzeren gezogen, ja, wahrhaftig!“

„Mit welchem Kinde?“

„Mit dem Säugling, den er jetzt noch im geheimen erziehen läßt; es bringt ihm nur nichts ein, denn . . . .“

„Was für ein Säugling? Was ist das für eine Geschichte?“

„Natürlich sein Kind, sein eignes, von Frl. Lydia Achma-

kow . . . . . Ein reizendes Mädchen hat mich geküßt! . . . . die phosphorhaltigen Streichhölzchen, wie?“

„Was für ein Unsinn! Was für ein Märchen! Er hat nie mit der Achmakow ein Kind gehabt!“

„Warum nicht gar! Wo war ich denn? Bin ich doch nicht nur Doktor, sondern auch Akkoucheur. Mein Name ist Stebelkow, Sie haben wohl gehört? damals praktizierte ich allerdings schon lange nicht mehr, aber einen praktischen Rat in einer praktischen Sache konnte ich schon geben!“

„Sie sind Akkoucheur, waren bei der Geburt des Kindes zugegen?“

„Nein, ich war damals nicht bei der Achmakow. Da in der Vorstadt, wo sie wohnte, lebte ein mit einer großen Familie gesegneter Doktor, Granz, man zahlte ihm anderthalb Rubel für die Visite, das war so ihre Taxe für den Arzt, und ihn kannte überdies niemand, so kam er denn anstatt meiner hin . . . . Ich empfahl ihn selbst, damit alles so geheim als möglich bliebe. Sie folgen doch? Ich selbst erteilte nur einen praktischen Rat in einer Angelegenheit Werßilows, Andrej Petrowitsch, in einer sehr geheimen Angelegenheit, Auge in Auge. Aber Andrej Petrowitsch zog es vor, zweien Hasen nachzujagen.“

Ich hörte mit dem größten Erstaunen zu.

„Wer zweien Hasen nachjagt, erwischt oft keinen, sagt ein Volkssprichwort. Ich aber sage, eine sich fortwährend wiederholende Ausnahme wird zur Regel. Einem andern Hasen, d. h. in die gewöhnliche Sprache übersetzt, einer andern Dame jagte er nach und — es kam nichts dabei heraus. Ein Sperling in der Hand ist besser als hundert auf dem Dach. Wo es gilt, rasch bei der Hand zu sein, da zögert er. Werßilow . . . . das ist ja ein ‚Altweiberprophet‘, wie ihn der

junge Fürst Ssokolsky einst in meinem Beisein sehr witzig benannte. Nein, Sie müssen mich besuchen. Wenn Sie etwas über Werßilow erfahren wollen, so müssen Sie mich besuchen."

Mein vor sprachlosem Erstaunen weit geöffneter Mund war ihm augenscheinlich ein schmeichelhaftes Zeichen der Anerkennung seiner Weisheit. Nie hatte ich bis jetzt ein Sterbenswörtchen von einem Säugling gehört! In diesem Augenblicke wurde die Thür ins Zimmer meiner Nachbarinnen laut zugeschlagen und jemand trat heftig hinein.

„Werßilow wohnt bei den Ssemeonowskyschen Kasernen in der Moshaiskstraße, Haus Litwinow, Nr. 13; ich war selbst im Adreßbüreau!" rief laut und gereizt eine weibliche Stimme; wir konnten jedes Wort hören. Stebelkow zog die Augenbrauen in die Höhe und hob den Zeigefinger empor.

„Wir sprechen hier von ihm und auch in deren Munde ist sein Name .... Da haben Sie die sich stets wiederholenden Ausnahmen! Quand on parle d'une corde ...."

Er setzte sich mit einem Sprunge aufrecht und legte das Ohr an die Thür, vor welcher der Diwan stand. Ich war unbeschreiblich bestürzt; das mußte dasselbe junge Mädchen gesagt haben, das vorhin in solcher Aufregung davongeeilt war. Aber was hatte Werßilow hierbei zu thun? Plötzlich erscholl wieder das vorherige wütende Schreien, das Kreischen eines vor Zorn rasenden Menschen, dem man das Begehrte nicht geben oder den man mit Gewalt von etwas abhalten will, nur hielt jetzt das Schreien und Kreischen länger an, als vorhin. Man hörte ein Streiten, rasch und heftig wiederholte Worte, wie: „Ich will nicht, ich will nicht, geben Sie, geben Sie auf der Stelle!" Genau erinnre ich mich der Worte nicht. Darauf, wieder wie vorhin, drängte jemand zur Thür und öffnete sie. Beide Nachbarinnen traten auf den Korridor hinaus, eine, wie

auch vorhin, die andre zurückhaltend. Stebelkow, der schon längst vom Diwan aufgesprungen war und mit wahrem Genuß zugehört hatte, stürzte jetzt auch auf den Korridor hinaus und eilte, ohne sich im geringsten zu genieren, gerade auf die Nachbarinnen zu. Ich lief ihm natürlich nach. Aber sein Erscheinen hatte die Wirkung eines Eimers kalten Wassers. Die Nachbarinnen verschwanden eilig und schlugen geräuschvoll die Thür hinter sich zu. Stebelkow, schon im Begriff ihnen nachzueilen blieb plötzlich stehen, hob den Zeigefinger in die Höhe und lächelte nachdenklich schlau; dieses Mal war es entschieden häßliches, boshaftes, satanisches Lächeln. Als er der Wirtin ansichtig wurde, die auch in ihrer Thür stand, trippelte er rasch auf den Fußspitzen über den ganzen Korridor auf sie zu. Nachdem er einige Augenblicke mit ihr geflüstert und wahrscheinlich die gewünschte Auskunft erhalten hatte, kehrte er wieder mit würdevoll abgemeßnen Schritten ins Zimmer zurück, nahm seinen Cylinderhut vom Tisch, warf im Vorübergehen einen Blick in den Spiegel, fuhr sich mit der Hand durchs Haar, und schritt dann mit selbstbewußter Würde hinüber zu den Nachbarinnen. Einen Augenblick horchte er an der Thür, siegesbewußt der Wirtin zuwinkend, die ihm mit dem Finger drohte und den Kopf schüttelte, als wollte sie sagen: „Oh der Schelm, oh, der Schlaukopf!“ Endlich einen Entschluß fassend und mit der größten Zartheit, vor lauter Rücksicht gekrümmt, klopfte er mit dem Finger an die Thür. Eine Stimme fragte von drinnen:

„Wer da?“

„Gestatten Sie mir, Sie in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen,“ entgegnete laut und würdevoll Stebelkow.

Man zögerte, endlich ward die Thür aber doch geöffnet,

anfangs zwar nur einen Spalt breit, aber Stebelkow bemächtigte sich sogleich des Thürgriffs und ließ ihn auch nicht wieder aus der Hand. Es begann ein Zwiegespräch, von Stebelkows Seite laut, mit dem Bestreben, sich ins Zimmer zu drängen, geführt. Er sprach von Werßilow, sagte, daß er ihnen Wichtiges über ihn mitteilen, manches aufklären könnte — „Nein, fragen Sie mich nur,“ „nein, Sie müssen zu mir kommen,“ und mehr in dieser Art. Sehr bald wurde ihm der Eintritt gestattet. Ich kehrte zum Diwan zurück, mit der Absicht, zu horchen, konnte aber nicht alles verstehen, hörte nur, daß der Name Werßilow oft genannt wurde. Nach der Intonation der Stimmen merkte ich bald, daß Stebelkow sich des Gesprächs vollständig bemächtigt hatte und nicht mehr sanft einschmeichelnd sprach, sondern als Herr der Situation mit einer gewissen Überlegenheit und Nachlässigkeit perorierte, wie unlängst mit mir: „Sie folgen doch,“ und „wollen Sie sich gefälligst merken,“ u. s. w. Mit Damen war er gewiß besonders liebenswürdig. Zweimal schon hatte ich sein lautes und gewiß ganz unpassendes Lachen gehört, denn neben seiner Stimme und zuweilen diese übertönend erschollen die Stimmen der beiden Frauen, die durchaus keine Heiterkeit verrieten, namentlich die der jüngern, die vorhin so geschrieen hatte. Sie sprach viel, rasch, mit einer gewissen nervösen Aufgeregtheit, schien jemand zu beschuldigen, anzuklagen, für sich Recht und Freisprechung zu suchen. Stebelkow ließ sich nicht stören, lachte immer lauter und öfter; solche Leute verstehen nicht zuzuhören. Ich verließ bald den Diwan, weil ich mich schämte, zu horchen und schlich an meinen alten Platz zum Strohstuhl am Fenster zurück. Ich war überzeugt, daß Wassin seinen Herrn Stiefvater verachtete; sobald ich indessen in diesem Sinne eine Meinung geäußert hätte, wäre er sicherlich mit ernster Würde

für ihn eingetreten und hätte mir höchst erbaulich bemerkt: er sei ein praktischer Geschäftsmann, den man nicht von unserm allgemeinen, abstrakten Gesichtspunkte aus beurteilen dürfe. Ich fühlte mich moralisch wie zerschlagen, das Herz klopfte mir in banger Erwartung. Es vergingen zehn Minuten, und plötzlich, inmitten eines schallenden Gelächters, sprang jemand, wie vorhin, vom Stuhle auf; dann hörte man das Geschrei beider Frauen, hörte, wie auch Stebelkow aufsprang und jetzt schon mit ganz anderm Stimmfalle etwas sagte, sich zu rechtfertigen, zu bitten schien, man möchte ihn ausreden lassen . . . Aber man ließ ihn nicht ausreden; es wurde zornig gerufen: „Fort! Sie Schurke! Sie Unverschämter!" Kurz, er wurde herausgeworfen. Ich öffnete die Thür gerade in dem Augenblicke, als er auf den Korridor hinaussprang, wie es schien, buchstäblich mit den Händen von den Nachbarinnen herausgestoßen. Als er mich erblickte, schrie er auf mich zeigend:

„Da ist der Sohn Werßilows! Wenn Sie mir nicht glauben, so fragen Sie seinen Sohn, seinen eignen Sohn! Wenn ich bitten darf," und er faßte sehr entschieden meine Hand. „Dies ist sein Sohn, sein leiblicher Sohn," wiederholte er ohne weitere Erklärung, indem er mich den Frauen zuführte.

Das jüngere Frauenzimmer stand im Korridor, das ältere einen Schritt zurück, in der Thür. Ich erinnere mich, daß das arme Mädchen nicht häßlich, ungefähr zwanzig Jahre alt, aber rothaarig und mager war und kränklich aussah; dabei hatte sie etwas Ähnlichkeit von meiner Schwester Lisa; dieser letztere Umstand prägte sich meinem Gedächtnis besonders ein. Lisa war nur nicht so heftig und würde wohl auch unter keinen Umständen in einen so rasenden Zorn geraten sein, wie

die eben vor mir stehende junge Person: ihre Lippen waren weiß, ihre hellgrauen Augen sprühten Funken, sie zitterte vor Wut. Mir ist auch sehr erinnerlich, welch äußerst einfältige und unwürdige Rolle ich bei dieser Szene spielte, da ich, dank Stebelkows Taktlosigkeit, durchaus nicht wußte, was ich sagen sollte.

„Was liegt daran, daß er sein Sohn ist! Wenn er zu Ihrer Gesellschaft gehört, so ist er ein Nichtswürdiger! Wenn Sie wirklich Werßilows Sohn sind," wandte sie sich zu mir, „so sagen Sie Ihrem Vater von mir, daß er ein nichtswürdiger Mensch, ein unverschämter Schurke ist, daß ich sein Geld nicht brauche . . . Da, da, da, geben Sie es ihm sofort zurück, dieses Geld."

Sie zog hastig einige Banknoten aus der Tasche, aber die ältere Frau, ihre Mutter, wie ich später erfuhr, hielt ihre Hand zurück.

„Olga, vielleicht ist es nicht wahr, vielleicht ist er nicht sein Sohn."

Olga sah rasch zu ihr auf, sann einen Augenblick nach, blickte darauf mich an und wandte sich wieder zurück ins Zimmer; aber ehe sie die Thüre schloß, rief sie von der Schwelle aus Stebelkow, noch einmal mit dem Fuße stampfend, wütend zu:

„Fort!"

Darauf wurde die Thür zugeschlagen und der Schlüssel im Schloß umgedreht. Stebelkow, der mich immer noch an der Schulter festhielt, hob den Finger auf, und den Mund zu einem breiten, vielsagenden Lächeln verziehend, durchbohrte er mich mit einem fragenden Blicke.

„Ich finde Ihr Verfahren mit mir lächerlich und unwürdig!" murmelte ich unwillig.

Aber er hörte mich nicht, obgleich er das Auge nicht von mir abwandte.

„Das müßte gerichtlich untersucht werden!" sprach er nachdenklich.

„Wie wagten Sie es, mich hervorzuziehen! Wer ist das? Was ist das für ein Frauenzimmer? Sie haben mich an der Schulter gefaßt und zu ihr geführt — was geht hier vor?"

„Das mag der Teufel wissen! Irgend eine geschändete Unschuld . . . . eine der sich oft wiederholenden Ausnahmen — Sie folgen doch?"

Und er stemmte seinen Finger an meine Brust.

„Ei, zum Teufel auch!" und ich stieß den Finger zurück.

Und plötzlich, ganz unerwartet, brach er in ein leises, unhörbares, aber lange anhaltendes, fröhliches Lachen aus. Endlich setzte er seinen Hut auf und bemerkte mit einem ganz veränderten, düstern Gesichtsausdrucke und finster zusammengezogenen Brauen:

„Aber der Wirtin mußte man einen Wink geben . . . . man muß diese Weiber aus dem Hause jagen . . . . und zwar sobald als möglich, denn sonst richten sie hier noch . . . . Das werden Sie sehen! Denken Sie an meine Worte, Sie werden sehen! Ei, zum Teufel auch!" rief er plötzlich wieder heiter. „Sie wollen wohl Grischa hier abwarten?"

„Nein, das werde ich nicht," antwortete ich entschieden.

„Nun, ist auch einerlei . . . . ."

Und ohne eine Silbe weiter wandte er sich um, verließ das Zimmer und begann die Treppe hinunterzusteigen, mich nicht eines Blickes würdigend und augenscheinlich Aufklärungen und Nachrichten von der Wirtin erwartend. Ich griff auch nach meinem Hut und, nachdem ich der Wirtin aufgetragen,

zu melden, daß ich, Dolgoruki, dagewesen sei, eilte ich die Treppe hinunter.

III.

Ich hatte nur Zeit verloren. Jetzt begab ich mich sogleich auf die Suche nach einem Quartier; aber ich war zerstreut, und obgleich ich mich einige Stunden in den Straßen umhertrieb, auch in fünf oder sechs Wohnungen, wo Zimmer vermietet wurden, eintrat, so bin ich doch gewiß vor zwanzig dergleichen Anzeigen, ohne sie zu sehen, vorübergegangen. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß es so schwer sei, ein passendes Zimmer zu finden. Zimmer wie Wassin seines gab es die Fülle und auch schlechtere noch, aber die Preise waren unerhört, d. h. überstiegen bei weitem meine Mittel. Ich wollte schließlich nur einen Winkel, wo ich zur Nacht unterkommen konnte; da wurde mir voll Verachtung geantwortet, in dem Falle müßte ich da suchen, wo „Winkel“, vermietet würden. Überdies hausten überall eine Menge sonderbarer Miteinwohner, in deren Nachbarschaft ich um keinen Preis hätte wohnen wollen, ja, ich hätte gern noch zugezahlt, um nicht in ihrer Nähe zu bleiben. Sonderbare Herren, ohne Überröcke, in Hemdsärmeln, mit zerzausten Bärten, frech und neugierig; in einem winzig kleinen Stübchen saßen deren zehn bei Karten und Bier beisammen, und neben ihnen bot man mir ein Zimmer an. Anderwärts gab ich selbst auf die Fragen der Wirte so verworrene Antworten, daß sie mich verwundert ansahen; in einer Wohnung hatte ich sogar einen Streit. Übrigens, wozu all diese Miseren beschreiben! Ich will damit nur sagen, daß, nachdem ich mich schrecklich müde gelaufen, ich endlich in einer Garküche etwas aß, als es schon dämmerte. Es stand jetzt fest bei mir, daß ich sofort nach Hause gehen, Werßilow selbst unter vier Augen den Brief (ohne jegliche

Erklärung) einhändigen, oben rasch meine Sachen in einen Koffer und in ein Bündel packen und zur Nacht, wenn nicht anders, in ein Gasthaus überziehen würde. Am Ende des Obuchow-Prospektes, bei der Triumphpforte, gab es, wie ich wußte, ein Absteigequartier, wo man ein separates Zimmerchen für dreißig Kopeken haben konnte; so viel wollte ich für eine Nacht daran wenden, nur um nicht bei Werßilow zu nächtigen. Aber plötzlich, als ich schon beim Technologischen Institut vorüberging, kam mir der unerklärliche Einfall bei Tatiana Pawlowna anzugehen, die gegenüber dem Technologischen Institute wohnte. Der Vorwand zu diesem Besuche war immer der Erbschaftsbrief, aber die eigentliche Veranlassung dazu hatte andre Ursachen, die ich übrigens auch jetzt nicht zu erklären wüßte. Es summte ein Wirrwarr in meinem Kopfe herum „von einem Säuglinge“, von „Ausnahmen, die zur Regel werden,“ u. s. w. War das nun ein Bedürfnis nach Mitteilung oder war es Streitsucht, wollte ich mit meinen Neuigkeiten prahlen oder in Thränen Erleichterung finden — kurz, ich weiß es nicht, aber ich stieg die Treppe zu Tatiana Pawlownas Wohnung hinauf. Ich war bisher nur einmal im Auftrage der Mutter bei ihr gewesen, kurz nach meiner Ankunft aus Moskau und gleich nach der Ausrichtung meines Auftrages, nach kaum einer Minute und ohne mich zu setzen, ohne von ihr dazu aufgefordert zu sein, wieder fortgegangen.

Ich klingelte. Die Köchin öffnete mir sogleich die Thür und ließ mich schweigend eintreten. Alle diese Details sind notwendig, um zu begreifen, wie eine so wahnsinnige Szene, wie die bevorstehende, hatte stattfinden können, die einen so ungeheuren Einfluß auf die spätern Begebenheiten haben sollte. Erstens also, von der Köchin: sie war eine boshafte, stülpnasige Finnin, die, glaube ich, ihre Herrin Tatiana Pawlowna

haßte, welche ihrerseits eine Leidenschaft für sie gefaßt hatte, wie sie alte Jungfern für alte naßschnauzige Möpse oder ewig schlafende Katzen hegen, und die sich daher von ihr nicht trennen konnte. Die Finnin war entweder heftig oder grob, oder schwieg, wenn sie sich geärgert hatte, wochenlang, um ihre Herrschaft auf diese Weise zu strafen. Ich war wahrscheinlich auf solch einen schweigsamen Tag gefallen, denn auf meine Frage: ob die Frau zu Hause sei? erteilte sie keine Antwort, sondern schritt schweigend in ihre Küche zurück. Daraufhin war ich natürlich überzeugt, daß Tatiana Pawlowna zu Hause sei und trat ins Zimmer, wo ich mich anschickte zu warten, in der Voraussetzung, sie werde sogleich aus dem Schlafzimmer heraustreten, denn wozu hätte mich die Köchin sonst eingelassen? Ich wartete stehend zwei bis drei Minuten; es war schon fast ganz dunkel und die düstre Wohnung Tatiana Pawlownas schien noch ungastlicher durch die endlose Menge überall angebrachten Kattuns. Zwei Worte jetzt über dieses garstige Quartierchen, um sich einen Begriff von der Örtlichkeit zu machen, wo alles vorging. Tatiana Pawlowna hatte wegen ihres eigensinnigen, herrschsüchtigen Charakters und infolge einiger altfränkischer, gutsherrschaftlicher Gewohnheiten in einem möblierten Zimmer nicht wohnen können und hatte daher diese Parodie einer Wohnung gemietet, um allein und ihre eigne Herrin zu sein. Ihre zwei in der dritten Etage mit den Fenstern zum Hof belegnen Zimmer waren genau wie zwei aneinandergestellte und mit einander verbundene Vogelbauer, eins etwas kleiner als das andre. Von der Treppe aus gelangte man zuerst in einen kleinen, engen Korridor, ungefähr anderthalb Arschin breit; links davon lagen die ebenerwähnten zwei Käfige, und geradeaus, am Ende des kleinen Korridors eine winzige Küche. Die zum Gedeihen des Menschen unentbehrlichen anderthalb Kubik-

faden Luft waren vielleicht in diesen zwei Zimmerchen enthalten, mehr aber kaum. Sie waren unglaublich niedrig und dazu noch, wie einfältig! waren Fenster, Thüren, Möbel, alles, alles mit Kattun bezogen und behängt, mit schönem, französischem Kattun, überall zierlich festonniert; aber dadurch erschienen die Stübchen noch einmal so dunkel und wurde dem Innern einer Reisekalesche ähnlich. In dem Zimmer, wo ich wartete, konnte man sich noch einigermaßen umdrehen, obgleich es mit Möbeln, und recht guten Möbeln, sehr verstellt war; da standen verschiedne getäfelte Tischchen mit Bronzeinkrustierung, Schatullen, eine sehr elegante Toilette. Aber das nebenanliegende Stübchen, aus welchem ich sie heraustreten zu sehen meinte, das durch einen dichten Vorhang vom Gastzimmer getrennte Schlafzimmer hatte buchstäblich, wie sich später erwies, nur Raum für ein Bett. Alle diese Details sind nötig, um die Dummheit, die ich beging, zu erklären.

Und so wartete ich ganz arglos, als plötzlich die Klingel erschallte. Ich hörte, wie die Köchin gemeßnen Schrittes wieder durch den Korridor ging und schweigend, wie unlängst mich, die Draußenstehenden einließ. Es waren zwei Damen und beide sprachen laut, aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich in der einen nach der Stimme Tatiana Pawlowna erkannte und in der andern gerade die Frau, der zu begegnen ich jetzt am wenigsten vorbereitet war, noch dazu unter solchen Umständen. Ich konnte mich nicht irren; allerdings hatte ich diese hellklingende, volle, metallreine Stimme gestern nur drei Minuten lang gehört, aber der Ton war in meiner Seele haften geblieben. Ja, das war „die Dame von gestern“. Was sollte ich thun? Ich stelle diese Frage nicht an den Leser, ich rufe mir nur selbst jenen Augenblick wieder ins Gedächtnis zurück und vermag mir auch jetzt noch nicht zu erklären, wie

es geschah, daß ich plötzlich auf den Vorhang losstürzte und mich in Tatiana Pawlownas Schlafzimmer befand. Warum ich ihnen nicht entgegenging, sondern mich versteckte — ich weiß es nicht; es geschah unbewußt, durchaus ohne Berechnung.

Als ich im Schlafzimmer mich an das Bett drückte, bemerkte ich, daß eine Thür von dort aus in die Küche führte; es gab also einen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage und man konnte verschwinden, aber — o Entsetzen! — die Thür war verschlossen und der Schlüssel herausgezogen. In Verzweiflung ließ ich mich auf das Bett nieder; ich sah mit erschreckender Klarheit ein, daß ich nun zum Horcher werden müßte und schon nach den ersten Lauten, den ersten Worten des Gesprächs erriet ich, daß das Thema desselben ein geheimes und sehr kitzeliges sei. O, gewiß, ein ehrlicher, anständiger Mensch hätte jetzt noch heraustreten und sagen müssen: „Ich bin hier, warten Sie," und wäre trotz der lächerlichen Lage, in die er geraten, an ihnen vorüber hinausgeschritten; aber ich that es nicht, ich wagte es nicht, war höchst gemeiner Weise feig.

„Meine liebe Katherina Nikolajewna, Sie betrüben mich tief," sprach Tatiana Pawlowna schmeichelnd. „Beruhigen Sie sich doch endlich; es paßt gar nicht zu Ihrem Charakter, sich so aufzuregen. Überall, wo Sie sind, zieht die Freude ein und nun plötzlich . . . . Mir werden Sie doch noch trauen, hoffe ich; Sie wissen ja, wie ergeben ich Ihnen bin, nicht weniger als Andrej Petrowitsch, dem gegenüber ich aus meiner ewig währenden Ergebenheit kein Hehl mache . . . . So glauben Sie mir denn, ich kann Sie auf meine Ehre versichern, das Dokument befindet sich nicht in seinen Händen, ja, vielleicht in niemandes Händen, er wäre auch zu solchen Intrigen nicht fähig, Sie sollten sich schämen, das zu glauben.

Sie beide haben sich selbst nur in diese Feindschaft hineingeredet."

„Das Dokument existiert und er ist zu allem fähig. Und was glauben Sie wohl, der erste, den ich gestern sehe, ist — ce petit espion, den er dem Fürsten aufgebunden."

„Ach, ce petit espion. Erstens, ist er kein espion, denn ich, ich habe darauf bestanden, ihn beim Fürsten unterzubringen, sonst wäre er in Moskau verrückt geworden oder wäre vor Hunger gestorben . . . . Dieses Attestat bekam er wenigstens von dort mit; und vor allem ist dieser grobe Bengel fast ein Idiot, wie sollte er es da bis zum Spion bringen?"

„Ja, fast ein Idiot, was ihn aber nicht hindern könnte, ein gemeiner Mensch zu sein. Wäre ich gestern nicht so ärgerlich gewesen, so hätte ich vor Lachen sterben können: er wurde blaß, lief herzu, machte Kratzfüße, sprach französisch. Und in Moskau hatte mir Marja Iwanowna von ihm als von einem Genie gesprochen! Daß dieser unglückliche Brief existiert und sich irgendwo in den gefährlichsten Händen befindet, das habe ich dem Gesichte dieser Marja Iwanowna angesehen."

„Mein lieber Engel! Aber Sie sagten doch selbst, daß bei ihr nichts mehr sei."

„Das ist es ja eben, sie hat noch vieles in Händen; sie lügt und ist solch eine schlaue Person! Bis zu meiner Reise nach Moskau blieb mir noch immer die Hoffnung, daß keinerlei Papiere nachgeblieben seien, aber jetzt, jetzt . . . . !

„Ach, meine Teure, man sagt ja im Gegenteil, sie sei ein so gutes, vernünftiges Wesen; der Selige schätzte sie höher als alle seine andern Nichten. Ich kenne sie allerdings nicht so genau, aber — wenn Sie sie nur ein wenig umschmeichelt hätten, mein Engel, Ihnen kostet es ja nichts, die Herzen zu

erobern, haben Sie doch mich alte Frau umstrickt, daß ich ganz verliebt in Sie bin und Sie gleich küssen werde . . . Was hätte es Ihnen denn gekostet, sie zu bezaubern?“

„Ich habe es versucht, Tatiana Pawlowna, ich habe sie umschmeichelt, sie sogar in Entzücken versetzt, aber sie ist gar zu schlau . . . . Nein, das ist ein ganzer Charakter und ein eigner, moskowitischer . . . . Und denken Sie sich, sie riet mir, mich an einen gewissen Kraft hier zu wenden, der früher Andronikows Gehilfe gewesen, er wüßte vielleicht etwas. Von diesem Kraft hatte ich einen kleinen Begriff und erinnerte mich seiner auch etwas; aber als sie mir von ihm sprach, da überzeugte ich mich erst recht, daß ihr nicht nur nichts unbekannt sei, sondern daß sie im Gegenteil alles wisse und sich nur unwissend stelle.“

„Aber wie so, wie so denn? Vielleicht kann man wirklich bei ihm nachfragen! Dieser Deutsche, dieser Kraft, ist kein leerer Schwätzer, ich erinnre mich, ein grundehrlicher Mensch — wirklich, man müßte ihn ausfragen! Nur glaube ich, er ist für den Augenblick nicht in Petersburg.“

„Oh, er ist gestern angekommen, ich war eben bei ihm . . . . deshalb bin ich ja in solcher Aufregung, daß mir Hände und Füße zittern; ich wollte Sie bitten, mein Engel, Tatiana Pawlowna, da Sie doch alle Leute kennen, könnte man nicht in seinen Papieren nachsuchen, denn er hat doch gewiß welche hinterlassen, wem werden denn diese jetzt zufallen? Vielleicht geraten sie wieder in gefährliche Hände. Ich bin hergeeilt, um Ihren Rat zu erbitten.“

„Von was für Papieren sprechen Sie?“ fragte Tatiana Pawlowna ganz verwirrt. „Sie sagen ja doch, daß Sie eben selbst bei Kraft waren?“

„Ich war auch da, komme eben von da, aber er hat sich erschossen! Gestern abend noch!“

Ich sprang vom Bette auf. Ich konnte sitzen bleiben, während sie mich einen Spion und einen Idioten nannten, und je länger ihre Unterredung dauerte, um so unmöglicher schien es mir, vorzutreten, das war ganz undenkbar und ich hatte in meinem Herzen beschlossen, und sollte ich dabei ohnmächtig werden, auszuharren, bis Tatiana Pawlowna ihren Gast hinausbegleitet hätte (wenn sie nicht zu meinem Glücke früher noch zufällig ins Schlafzimmer käme) und dann, sobald die Achmakow fort wäre, könnten wir uns meinetwegen mit Tatiana Pawlowna in die Haare geraten! Aber jetzt, als ich bei der Nachricht von Krafts Tode vom Bett aufsprang, da erfaßte es mich wie ein Fieberwahnsinn. Ohne mich zu besinnen, ohne das geringste zu bedenken oder zu berechnen, that ich einen Schritt vorwärts und den Vorhang auseinanderschlagend, stand ich plötzlich vor ihnen. Es war noch hell genug, daß man mich, bleich und zitternd, erkenn n konnte. . . . . Beide schrieen auf. Wie konnten sie auch anders!

„Kraft“, murmelte ich, zur Achmakow gewandt, „hat sich erschossen? Gestern? Bei Sonnenuntergang?“

„Wo warst du? Wo kommst du her?“ kreischte Tatiana Pawlowna und krallte sich buchstäblich an meiner Schulter fest. „Du spioniertest?“

„Was habe ich Ihnen eben gesagt?“ sprach, sich vom Diwan erhebend und auf mich zeigend, Katherina Nikolajewna.

Ich war außer mir.

„Das ist eine Lüge, ein Unsinn!“ fiel ich ihr in rasender Aufregung ins Wort. — „Sie haben mich soeben einen Spion genannt, o mein Gott! Lohnt es sich denn, ich will nicht einmal sagen, zu spionieren, aber nur zu leben neben

solchen Geschöpfen wie Sie? Ein großherziger Mensch macht seinem Leben durch Selbstmord ein Ende, Kraft hat sich erschossen — um einer Idee willen, für Hekuba .... aber was wissen Sie von Hekuba! .... und nun lebe man weiter unter diesen Intrigen, mühe man sich ab unter diesen Lügen, Betrügereien, drohenden Pulverminen .... Nein, es ist genug!"

„Geben Sie ihm eins ins Gesicht! Geben Sie ihm eins um die Ohren!" schrie Tatiana Pawlowna und da Katherina Nikolajewna, obgleich sie kein Auge von mir verwandte (wie ich mich des geringsten Umstandes erinnre!), sich doch nicht von der Stelle bewegte, so hätte Tatiana Pawlowna einen Augenblick später gewiß selbst ihren Rat ins Werk gesetzt, wenn ich nicht unwillkürlich die Hand erhoben hätte, um mein Gesicht zu schützen; in dieser Bewegung sah sie wohl die Absicht, sie zu schlagen.

„Schlage zu, schlage nur zu! Beweise, daß du von Grund aus Lakai bist: Du bist stärker als eine Frau, was zögerst du denn?"

„Genug der Verleumdung, genug! — Nie habe ich meine Hand gegen eine Frau erhoben! Sie selbst, Tatiana Pawlowna, sind die Unverschämte, Sie haben mich stets verachtet. O, so muß man die Menschen behandeln, mit Geringschätzung! Sie lachen, Katherina Nikolajewna, wohl über meine Figur? Ja, Gott hat mir nicht eine Gestalt wie Ihrem Adjutanten gegeben! Und doch fühle ich mich nicht gedemütigt vor Ihnen, im Gegenteil, gehoben .... Übrigens, was liegt daran, wie man sich ausdrückt, ich bin jedenfalls unschuldig! Ich bin ganz im Versehen hierher geraten, Tatiana Pawlowna. Ihre Köchin allein oder vielmehr Ihre Leidenschaft für dieselbe ist schuld daran: warum antwortete sie mir nicht auf meine Frage,

sondern führte mich geradezu hierher? Und dann, gestehen Sie selbst, aus dem Schlafzimmer einer Dame herauszukommen schien mir bis zu dem Grade monströs, daß ich beschloß, lieber schweigend all Ihre Bosheiten zu ertragen, als mich zu zeigen . . . . Sie lachen wieder, Katherina Nikolajewna?"

„Fort, fort, hinaus mit dir!" schrie Tatiana Pawlowna, mich fast hinausstoßend. „Achten Sie nicht auf sein Gewäsch, Katherina Nikolajewna; ich habe Ihnen ja gesagt, daß man ihn dort für einen Verrückten gehalten hat."

„Für einen Verrückten? Und dort? Wer hat das gethan? Und wo? Übrigens einerlei, es ist genug. Katherina Nikolajewna! Ich schwöre Ihnen, bei allem, was heilig ist, daß Ihre Unterredung und alles, was ich dabei gehört habe, unter uns bleiben soll . . . . Bin ich denn schuld, daß ich Ihr Geheimnis belauscht habe? Und es hat ja auch nichts zu sagen, da ich meine Beziehungen zu Ihrem Vater morgen schon abbreche, so daß Sie in betreff des Dokuments, das Sie suchen, ruhig sein können."

„Was ist das? Von welchem Dokument sprechen Sie?" fragte Katherina Nikolajewna bleich vor Bestürzung, oder vielleicht kam es mir auch nur so vor. Ich sah ein, daß ich zu weit gegangen war.

Ich entfernte mich rasch. Beide Frauen folgten mir schweigend mit den Augen und das höchste Erstaunen sprach sich in ihren Blicken aus. Mit einem Worte, ich hatte ihnen ein Rätsel aufgegeben.

Neuntes Kapitel.

I.

Ich eilte nach Hause und — wunderbar — war sehr zufrieden mit mir selbst. Das ist gewiß nicht die Art, wie man gewöhnlich mit Frauen spricht, noch dazu mit solchen Frauen, oder richtiger gesagt, mit einer solchen Frau, denn Tatiana Pawlowna rechnete ich nicht. Vielleicht darf man Frauen dieser Klasse überhaupt nicht ins Gesicht sagen: „Was gehen mich Ihre Intrigen an?" aber ich hatte es gesagt und war gerade damit sehr zufrieden. Abgesehen von allem Übrigen war ich wenigstens überzeugt, daß ich durch diesen Ton das Lächerliche meiner Lage einigermaßen wieder verwischt hatte. Mir blieb aber nicht viel Muße, darüber nachzudenken: die Geschichte mit Kraft ging mir im Kopfe herum. Nicht, daß sie mich so sehr gequält hätte, aber ich war doch bis auf den Grund meiner Seele erschüttert, so daß selbst das so natürlich menschliche Gefühl einer gewissen Schadenfreude über fremdes Unglück, wenn z. B. jemand den Fuß gebrochen, seine Ehre eingebüßt, ein geliebtes Wesen verloren hat u. s. w., sogar dieses gemeine Gefühl der Befriedigung spurlos verschwunden war und einer andern, überwältigenden Empfindung Platz gemacht hatte, der Trauer, dem Bedauern über Kraft: d. h. ich weiß nicht einmal, ob es Bedauern war, aber jedenfalls eine

mächtige, gute Regung des Herzens. Und auch damit war ich zufrieden. Es ist merkwürdig, wie viel Nebengedanken in dem Gehirn eines Menschen Platz haben, wenn es durch irgend eine kolossale Nachricht erschüttert worden ist, die eigentlich, sollte man meinen, alle andern Gefühle und Gedanken, namentlich die kleinlichen, verschlingen müßte, und gerade die kleinlichen sind dann die hartnäckigsten. Es befiel mich nach dieser Szene ein ziemlich starkes, nervöses Zittern, das längere Zeit, ja sogar während meiner ganzen Unterredung mit Werßilow anhielt. Diese Aussprache fand unter sonderbaren und ungewöhnlichen Umständen statt. Ich erwähnte bereits, daß wir in einem besondern Flügel auf dem Hofe wohnten; das Quartier hatte die Nummer dreizehn. Noch bevor ich unter den Thorweg trat, hörte ich eine weibliche Stimme ungeduldig und gereizt jemand fragen: wo das Quartier Nr. 13 sei. Das fragte eine Dame gleich neben dem Thorwege, in der Thür einer Kleinwarenbude; da man ihr aber, wie es schien, dort keine Antwort gab, ja sie fast hinausstieß, so stieg sie zornig scheltend die wenigen Stufen, die zum Laden führten, hinunter.

„Wo ist denn hier der Hausknecht?“ rief sie, mit dem Fuße stampfend. Ich hatte die Stimme längst erkannt.

„Ich gehe soeben ins Quartier Nr. 13,“ sagte ich, indem ich auf sie zutrat; — „wen wünschen Sie zu sprechen?“

„Ich suche schon seit einer Stunde den Hausknecht, frage alle Menschen, sehe auf allen Treppenfluren nach.“

„Er ist auf dem Hofe. Erkennen Sie mich nicht?“

Sie hatte mich bereits erkannt.

„Sie wollen zu Werßilow; Sie haben ein Anliegen an ihn und ich auch,“ fuhr ich fort; „ich komme, um auf ewig Abschied von ihm zu nehmen. Lassen Sie uns gehen.“

„Sie sind sein Sohn?“

„Das thut ja nichts zur Sache. Übrigens, zugegeben, ich bin sein Sohn, aber ein unehelicher Sohn, da ich Dolgoruki heiße. Dieser Herr hat eine Unzahl unehelicher Kinder. Nicht selten verläßt der leibliche Sohn seinen Vater, wenn es gilt, seine eigne Ehre zu retten. Das steht schon in der Bibel. Er hat eine Erbschaft gemacht, die ich mit ihm nicht teilen will, und daher gehe ich fort, um von meiner Hände Arbeit zu leben. Wenn es nötig ist, so opfert der Großmütige auch sein Leben; Kraft hat sich erschossen, Kraft, und für eine Idee, denken Sie sich; ein junger Mensch, der zu so vielen Hoffnungen berechtigte. Hierher, hierher! Wir wohnen in einem besondern Flügel. Und das steht auch schon in der Bibel, daß die Kinder ihre Väter verlassen, um ihr eignes Nest zu bauen. Wenn die Idee ruft .... Wenn die Idee da ist! Die Idee ist die Hauptsache .... in der Idee liegt ....“

In dieser Art schwatzte ich weiter, bis wir vor unsrer Thür angelangt waren. Der Leser hat wohl schon gemerkt, daß ich mich selbst nicht schone, und das freut mich; wenn nötig, so bezeuge ich es noch einmal: ich will lernen, die Wahrheit zu sagen. — — — Werßilow war zu Hause. Ich trat ein, ohne meinen Paletot auszuziehen, sie desgleichen. Sie war sehr ärmlich gekleidet; über einem dunklen Kleidchen hing ein Fetzen von etwas, was eine Mantille oder einen Mantel vorstellen sollte; auf ihrem Kopfe saß ein altes, verbogenes Matrosenhütchen, das sie durchaus nicht verschönerte. Als wir in den Saal traten, saß die Mutter auf ihrem gewöhnlichen Platz bei der Arbeit, die Schwester sah aus ihrem Zimmer und blieb in der Thür stehen. Werßilow that, seiner Gewohnheit gemäß, nichts; er erhob sich bei unserm Eintritt und sah mich mit einem strengen, fragenden Blick an.

„Ich habe nichts damit zu thun,“ bemerkte ich eilig ab-

wehrend und trat zur Seite; „ich traf diese Person vor dem Thorwege, sie fragte nach Ihnen, und niemand konnte sie zurecht weisen. Ich komme meiner eignen Angelegenheit wegen, die ich das Vergnügen haben werde, Ihnen, später auseinanderzusetzen.“

Werßilow fuhr fort, mich mit einem forschenden Blick zu messen.

„Darf ich bitten?“ begann ungeduldig das junge Mädchen. Er wandte sich zu ihr.

„Ich habe lange darüber nachgedacht, was Sie bewogen haben konnte, mir gestern Geld zurückzulassen . . . . . Ich . . . . kurz . . . . hier ist Ihr Geld!“ sprach sie mit schneidender Stimme und warf ein Päckchen Kreditscheine auf den Tisch. — „Ich mußte Ihre Adresse im Adreßbüreau erfragen, sonst hätte ich es Ihnen schon früher gebracht. Hören Sie, Sie,“ fuhr sie zur Mutter fort, die kreidebleich geworden war, „ich will Sie nicht kränken, denn Sie sehen mir ehrlich aus, und das ist vielleicht Ihre Tochter. Sie sind vielleicht seine Frau, und doch sollen Sie erfahren, daß dieser Herr hier Annoncen aus den Zeitungen ausschneidet, in denen Gouvernanten und Lehrerinnen für ihren letzten Groschen ihre Kenntnisse anbieten, und diesen Unglücklichen nachstellt, ehrlose Leute suchend und sie durch Geld ins Verderben lockend. Ich begreife nicht, wie ich gestern das Geld von ihm nehmen konnte, er sah so ehrlich aus! . . . Fort! Nicht ein Wort, Sie Unverschämter! Und wären Sie selbst mit ehrlichen Absichten gekommen, so will ich doch Ihr Almosen nicht. Nicht ein Wort mehr, nicht ein Wort! O, wie froh bin ich, daß ich Sie so vor Ihren Damen entlarvt habe! Seien Sie verflucht!“

Sie lief rasch hinaus, wandte sich aber auf der Schwelle noch einmal um, nur um hineinzurufen:

„Man sagt, Sie hätten eine Erbschaft gemacht!“ Worauf sie wie ein Schatten verschwand. Man muß nicht vergessen, daß sie halb wahnsinnig war. Werßilow schien tief erschüttert, er stand da wie in Gedanken versunken und schien sich etwas zusammenreimen zu wollen; endlich wandte er sich zu mir!

„Du kennst sie gar nicht?“

„Ich habe sie vor einigen Stunden zufällig gesehen, als sie bei Wassin im Korridor herumraste, schrie und Sie verfluchte; aber gesprochen habe ich mit ihr nicht und weiß nichts, ich begegnete ihr nur eben hier vor dem Thor. Es ist wahrscheinlich dieselbe Lehrerin, die gestern ankündigte, daß sie Stunden in der Mathematik gebe?“

„Dieselbe. Einmal im Leben wollte ich etwas Gutes thun, und . . . . Aber, was willst du denn?“

„Hier ist dieser Brief,“ antwortete ich. „Ich halte es für unnütz, eine Erklärung hinzuzufügen; er kommt von Kraft, und der hat ihn vom seligen Andronikow. Nach dem Inhalte werden Sie sehen, was er bedeutet. Ich füge nur noch hinzu, daß jetzt niemand, außer mir, etwas von diesem Briefe weiß, denn Kraft, nachdem er ihn mir gestern abend eingehändigt, hat sich erschossen, sobald ich ihn verlassen. . . .“

Während ich atemlos und mich überstürzend sprach, nahm er mir den Brief ab, hielt ihn mit zwei Fingern der linken Hand an einer Ecke und folgte aufmerksam meinem Bericht. Als ich von Krafts Selbstmord erzählte, sah ich ihm besonders aufmerksam ins Gesicht, um den Effekt, den diese Nachricht machen würde, zu erhaschen. Und was sah ich? — Sie machte nicht den geringsten Eindruck, die Augenbrauen zuckten nicht einmal. Im Gegenteil, als er merkte, daß ich stockte, zog er seine Lorgnette, die stets an einem schwarzen Bande an seinem Halse hing, hervor, näherte den Brief dem Lichte,

sah die Unterschrift nach und begann ihn aufmerksam zu lesen. Ich kann nicht sagen, wie mich diese hochmütige Gefühllosigkeit kränkte! Er mußte Kraft sehr gut gekannt haben, und überdies war es immerhin eine so außergewöhnliche Neuigkeit, und endlich hatte ich, wie begreiflich, einen Effekt hervorbringen wollen. Nach einer halben Minute des Wartens, da ich wußte, daß der Brief lang war, drehte ich mich um und ging hinaus. Mein Koffer war schon lange fertig, es blieben nur noch einige Sachen in ein Bündel zu stecken. Ich dachte an die Mutter und daß ich nicht Abschied von ihr genommen hatte. Nach zehn Minuten, als ich schon ganz fertig war und nach einem Fuhrmann gehen wollte, kam meine Schwester in mein Dachstübchen hinauf.

„Mama schickt dir deine sechzig Rubel und bittet nochmals, ihr nicht böse zu sein, daß sie Andrej Petrowitsch von dem Gelde gesprochen hat, dazu noch zwanzig Rubel. Du gabst gestern fünfzig Rubel für deine monatliche Pension; Mama sagt, mehr als dreißig könne sie nicht nehmen, denn fünfzig seien lange nicht für dich draufgegangen, und hier sind die zwanzig Rubel Rest zurück.“

„Nun, ich danke, wenn es sich nur wirklich so verhält. Lebewohl, Schwester, ich gehe!“

„Wohin denn jetzt?“

„Fürs erste in eine Herberge, nur um nicht die Nacht in diesem Hause zu verbringen. Sage Mama, daß ich sie lieb habe.“

„Das weiß sie; sie weiß, daß du auch Andrej Petrowitsch liebst. Wie, schämtest du dich nicht, jene Unglückliche herzubringen?“

„Ich schwöre dir, ich hatte sie nicht hergebracht; ich traf sie vor dem Thor.“

„Nein, du hast sie hergebracht.“

„Ich versichere dich?“

„Denke nur nach, frage dich selbst, und du wirst sehen, daß du die Ursache dazu warst.“

„Ich habe mich nur gefreut, daß Werßilow so bloßgestellt wurde. Denke dir, er hat ein Kind, einen Säugling, von Lydia Achmakow. . . .

. . . . Aber wozu sage ich dir das? . . .“

„Er? Einen Säugling? Es ist ja nicht sein Kind! Wo hast du solch einen Unsinn her?“

„Wie solltest du es auch wissen!“

„Ich es nicht wissen? Habe ich doch das Kind in Luga gewartet! Höre, Bruder: ich sehe schon lange, daß du von nichts eine Ahnung hast und doch fortwährend Andrej Petrowitsch kränkst — und Mama auch.“

„Wenn er im Recht ist, so habe ich unrecht, und das ist alles. Euch werde ich darum nicht weniger lieben. Warum bist du so rot geworden, Schwester? Nun, sieh doch, jetzt noch mehr! Aber einerlei, doch fordere ich diesen Kerl, diesen Fürsten zum Duell wegen der Emser Ohrfeige, und um so mehr, wenn Werßilow recht hatte in der Geschichte mit der Achmakow.“

„Aber Bruder, so besinne dich doch, was fällt dir ein?“

„Es ist ein Glück, daß die Sache im Gericht jetzt in Ordnung ist. . . . . Nun, sieh mal, jetzt bist du wieder blaß!“

„Der Fürst wird sich mit dir nicht schlagen,“ sagte Lisa mit einem blassen, kaum merklichen Lächeln inmitten ihres Schrecks.

„Dann werde ich ihn öffentlich beschimpfen. Was ist dir, Lisa?“

Die Füße trugen sie nicht mehr und sie ließ sich kreidebleich auf den Diwan niedergleiten.

„Lisa!“ rief die Mutter von unten.

Sie ermannte sich und stand auf; mir freundlich lächelnd sagte sie:

„Bruder, laß diese Dummheit oder warte wenigstens, bis du so manches besser weißt; du weißt noch sehr wenig.“

„Ich werde nicht vergessen, Lisa, daß du blaß wurdest, als du hörtest, daß ich ein Duell in Aussicht hatte.“

„Ja, ja, denke auch daran!“ lächelte sie mir noch einmal zum Abschiede zu und ging hinunter.

Ich rief einen Fuhrmann an und brachte mit seiner Hilfe meine Sachen hinunter. Niemand von den Hausgenossen trat mir entgegen oder versuchte mich zurückzuhalten. Ich nahm nicht Abschied von der Mutter, um nicht Werßilow noch einmal zu begegnen. Als ich schon in der Droschke saß, blitzte mir ein Einfall durch den Kopf:

„An die Fontanka, zur Ssemeonowbrücke,“ befahl ich und begab mich nochmals zu Wassin.

II.

Mir fiel nämlich ein, daß Wassin wahrscheinlich hundertmal mehr über Kraft wußte, als ich; so erwies sich's auch. Wassin teilte mir sogleich aufs bereitwilligste alle Einzelheiten, übrigens ohne besondre Lebhaftigkeit mit. Ich schloß daraus, daß er erschöpft sei, und hatte es wiederum erraten. Er war am Morgen bei Kraft gewesen. Dieser hatte sich mit einem Revolver, demselben, den ich gesehen, gestern in der tiefsten Dämmerung erschossen, was aus seinem Tagebuche erhellte. Seine letzte Anmerkung war kurz vor seinem Tode eingetragen und besagte, daß er fast im Dunkeln schreibe und kaum die

Buchstaben unterscheiden könne. Licht wolle er aber nicht anzünden, um nicht einen Feuerschaden anzurichten. „Und es anzünden, um es kurz vor dem Schusse wieder auszublasen, wie mein Leben, das mag ich nicht," war die in der letzten Zeile hinzugefügte, eigentümliche Bemerkung. Dieses Tagebuch hatte er drei Tage vor seinem Tode, gleich nach seiner Ankunft in Petersburg und noch vor dem Besuche bei Dergatschew angefangen, und nachdem ich ihn gestern abend verlassen, jede Viertelstunde hineingeschrieben, die letzten Anmerkungen jedoch alle fünf Minuten. Ich sprach laut meine Verwunderung darüber aus, daß Wassin, der dieses Tagebuch so lange in Händen gehabt (man hatte es ihm zum Durchlesen gegeben), keine Abschrift davon genommen, um so mehr, als es doch nur einen Bogen umfaßte und lauter kurze Bemerkungen enthielt — ‚wenn auch nur von der letzten Zeile,' meinte ich. Wassin bemerkte lächelnd, daß er sie auch behalten habe, und dann seien es Notizen ohne jedes System gewesen über alles, was einem in einer solchen Lage durch den Kopf fahren kann. Ich wollte ihn anfangs davon überzeugen, daß im gegebenen Falle das eben besonders wertvoll sei, aber ich ließ bald wieder davon ab und bestand nur darauf, daß er sich einige Stellen ins Gedächtnis zurückrufe und mir hersage, und das that er denn auch; z. B. eine Stunde vor seinem Tode hatte Kraft bemerkt, ‚daß ihn friere, daß er, um sich zu erwärmen, einen Augenblick daran gedacht habe, einen Schnaps zu trinken, aber die Furcht, es könnte dadurch eine größere Blutung eintreten, — halte ihn davon ab.' Alles war in dieser Art, bemerkte Wassin.

„Und das nennen Sie Unsinn!" rief ich.

„Wenn habe ich das gesagt? Ich habe nur nicht eine Abschrift davon genommen. Aber wenn auch nicht ganz leer,

so ist doch das Tagebuch ziemlich gewöhnlich oder, richtiger gesagt, ganz naturgemäß, d. h. so, wie es in einem solchen Falle sein muß."

„Aber die letzten Gedanken, die letzten Vorstellungen! ..."

„Die letzten Gedanken sind gewöhnlich sehr unbedeutend. Ein Selbstmörder beklagt sich in seinem vor dem Tode verfaßten Tagebuche darüber, daß ihm in einer so wichtigen Stunde nicht ein einziger ‚höherer Gedanke' käme, im Gegenteil, lauter leere, unnütze Vorstellungen."

„Und die Bemerkung über das Frösteln kurz vor dem Tode, nennen Sie das auch einen leeren Gedanken?"

„Meinen Sie die Empfindung des Fröstelns im besondern oder die Furcht vor dem Bluterguß? Und doch ist es eine bekannte Thatsache, daß die Hauptsorge derer, die im stande sind, über ihren bevorstehenden Tod, sei es nun ein freiwilliger oder nicht, nachzudenken, darin besteht, ihren Leichnam möglichst wenig verunstaltet zurückzulassen. In diesem Sinne fürchtete auch Kraft einen Bluterguß."

„Ich weiß nicht, ob das eine so bekannte Thatsache ist und ob es sich in diesem Falle so verhält," murmelte ich; „aber ich wundere mich, daß Sie das alles für so natürlich ansehen. Und wie lange ist es denn her, daß Kraft in unserer Mitte wandelte, litt und lebte, mit uns sprach? Thut er Ihnen denn nicht einmal leid?"

„O, das natürlich, das ist ja eine ganz andre Frage. Aber jedenfalls hat Kraft selbst seinen Tod als den logischen Schluß zu seiner Lebensanschauung angesehen. Es erweist sich nämlich, daß alles, was gestern von ihm bei Dergatschew gesagt wurde, richtig war, denn man hat nach seinem Tode ein großes Heft gelehrter Beweisführungen darüber gefunden, daß die Russen auf Grund der Phrenologie, der Kranologie und

sogar der Mathematik zur Kategorie der Nationen zweiten Ranges gehören und daß es folglich als Russe zu leben sich nicht lohne. Wenn Sie wollen, so ist das Charakteristische davon nicht die Schlußfolgerung selbst, denn eine solche kann ein jeder ziehen, wie er will, sondern der Tod in Veranlassung dieser Schlußfolgerung; — das geschieht am Ende alle Tage."

„Nun, eine bewunderungswürdige Charakterfestigkeit war es jedenfalls."

„Vielleicht weniger das," bemerkte Wassin ausweichend; „offenbar liegt hier noch irgend eine Begriffsverwirrung oder eine Gehirnzerrüttung zu Grunde. Mich hat der Vorfall tief erschüttert."

„Sie sprachen doch gestern selbst von der Macht des Gefühls, Wassin?"

„Ich leugne sie auch jetzt nicht; aber was diesen besondern Fall betrifft, so beweist er eine so grob irrtümliche Lebensanschauung, daß eine strenge Beurteilung desselben unwillkürlich jedes Mitleid verdrängt.

„Wissen Sie was, ich habe es Ihnen schon vorhin an den Augen abgesehen, daß Sie Kraft bekritteln würden, und um diesen Tadel nicht zu hören hatte ich mir vorgenommen, Sie nicht um Ihre Meinung zu befragen. Aber Sie haben sie mir unaufgefordert mitgeteilt und ich muß Ihnen, wenn auch gegen meinen Willen, recht geben, und doch fühle ich mich aufgebracht gegen Sie. Mir thut Kraft leid."

„Sind wir nicht schon zu weit gegangen? Sollten wir nicht lieber jetzt abbrechen?"

„Nun gut, ja," stimmte ich bei. „Tröstlich ist und bleibt wenigstens immer bei dergleichen Vorfällen, daß die Überlebenden, die Richter des Verstorbenen, sich sagen können: Was thut's, daß ein Mann, der allen Anspruch auf unsre An-

erkennung und unser Mitleid hatte, sich das Leben genommen? Sind doch Leute wie wir noch da; wozu sich also grämen?"

„Ja, allerdings, wenn man's von diesem Gesichtspunkte ansieht .... Aber es war wohl nur ein Scherz? Und ein sehr feiner. Ich trinke um diese Zeit gewöhnlich meinen Thee und will ihn mir gleich bestellen. Sie leisten mir doch Gesellschaft?"

Hiermit verließ er das Zimmer mit einem prüfenden Blick auf meinen Koffer und mein Bündel.

Ich hatte wirklich aus Rache für Kraft etwas Scharfes sagen wollen und sagte, was mir gerade einfiel; aber wie merkwürdig, daß er meinen Ausspruch: „Sind doch Leute wie wir noch da," anfangs für Ernst hatte nehmen wollen. Jedenfalls hatte er in jeder Hinsicht mehr recht, als ich, auch was das Gefühl betrifft. Ich gestand mir das ohne die geringste Empfindlichkeit ein und doch fühlte ich entschieden, daß ich ihn nicht mehr liebte.

Als der Thee gebracht war, sagte ich ihm, daß ich nur für diese Nacht um seine Gastfreundschaft hätte bitten wollen, wenn es ihm aber unbequem sei, so möchte er es mir sagen, ich würde dann in eine Herberge einkehren. Darauf setzte ich ihm in Kürze meine Gründe auseinander, ganz offen bekennend, ohne jedoch in die Einzelheiten einzugehen, daß ich mit Werßilow gebrochen hätte. Wassin hörte aufmerksam, aber ohne jede Erregung zu, er antwortete vorzugsweise nur auf meine Fragen, wenn auch bereitwillig und ziemlich ausführlich. Von dem Briefe, über den ich ihn am Vormittage hatte um Rat fragen wollen, schwieg ich ganz und legte meinen früheren Besuch als eine Visite aus. (Da ich Werßilow das Wort gegeben hatte, daß von diesem Briefe außer mir niemand etwas erfahren würde, so glaubte ich mich schon nicht mehr

berechtigt, irgend jemand dessen Existenz zu verraten.) Ich fühlte überhaupt einen gewissen Widerwillen, über manche Dinge mit Wassin zu sprechen; über manch andre sprach ich gern. So gelang es mir z. B., durch die Erzählung des in seinem Korridor stattgehabten Auftritts mit seinen Nachbarinnen, der sich bei Werßilow weitergespielt hatte, sein Interesse zu erregen.

Er hörte sehr aufmerksam zu, besonders als ich von Stebelkow sprach. Wie Stebelkow mich über Dergatschew ausgefragt hatte, mußte ich ihm zweimal erzählen und er wurde nachdenklich dabei; zum Schluß lächelte er aber doch. In jenem Augenblicke schien es mir, als könne Wassin nie und durch nichts in Verlegenheit gesetzt werden.

„Im allgemeinen habe ich nicht recht klug aus dem werden können, was Herr Stebelkow sagte," schloß ich meinen Bericht über diesen; — „er hat eine etwas unklare Ausdrucksweise . . . . und dann scheint er etwas leichtsinnig zu sein . . . ."

Wassin nahm augenblicklich eine ernste Miene an.

„Er hat allerdings die Sprache nicht ganz in der Gewalt, aber zuweilen gelingt es ihm doch, beim ersten Blick schon sehr treffende Beobachtungen zu machen — überhaupt — es sind das mehr Geschäftsleute, Leute der That als des Gedankens; man muß sie auch von diesem Gesichtspunkte aus beurteilen."

„Auf ein Haar so, wie ich es vorausgesehen hatte."

„Er hat übrigens einen höllischen Skandal bei Ihren Nachbarinnen angerichtet und Gott weiß, womit das hätte endigen können."

Über diese Nachbarinnen teilte mir Wassin mit, sie seien ungefähr vor drei Wochen aus der Provinz angekommen, bewohnten ein sehr kleines Zimmer und seien allem Anscheine nach sehr arm; sie schienen auf etwas zu warten. Er wußte

nicht, daß die jüngere sich in den Zeitungen als Lehrerin annonciert hätte, aber er hatte erfahren, daß Werßilow bei ihnen gewesen war, es sei während seiner Abwesenheit geschehen und die Wirtin hatte es ihm erzählt. In den letzten Tagen hätte er auch bemerkt, daß etwas nicht richtig bei ihnen sei, aber solche Szenen, wie heute, habe es bisher nicht gegeben. Unser ganzes Gespräch über die Nachbarinnen führe ich in anbetracht des Folgenden an; bei den Nachbarinnen selbst herrschte währenddem eine Totenstille. Mit besondrem Interesse hörte Wassin, daß Stebelkow es für geraten gehalten, mit der Wirtin über die Nachbarinnen zu sprechen und daß er zweimal gesagt hatte: „Sie werden sehen, Sie werden sehen!" „Und Sie werden sehen," fügte Wassin selbst hinzu, „daß er das nicht umsonst gesagt hat; in dieser Hinsicht hat er einen scharfen Blick."

„Nun, und Ihrer Ansicht nach sollte die Wirtin sie fortschicken?"

„Nein, nicht gerade fortschicken, aber wenn nur nicht eine unangenehme Geschichte daraus entsteht . . . Alle dergleichen Geschichten endigen jedoch so oder so mit . . . . . Lassen wir das!"

Was den Besuch Werßilows bei den Nachbarinnen betraf, so weigerte er sich entschieden, darüber seine Ansicht zu äußern.

„Alles ist möglich, der Mensch hatte wieder einmal Geld in der Tasche und . . . . Aber es kann ebenso gut sein, daß er nur ein Almosen hat geben wollen, das — entspricht ebensowohl der Fama über ihn, als auch vielleicht seinen Neigungen."

Ich erzählte auch, was Stebelkow vorhin von einem Säuglinge geschwatzt hatte.

„Stebelkow irrt sich in diesem Falle gründlich," bemerkte Wassin, wie ich mich nur zu gut erinnre, mit besondrem Nachdruck und Ernst. „Stebelkow verläßt sich manchmal zu sehr auf seinen praktischen, gesunden Menschenverstand und zieht infolgedessen zu rasch einen, seiner übrigens oft sehr scharfsinnigen Logik entsprechenden Schluß; und doch kann der Vorgang in Wirklichkeit manchmal ein viel phantastischerer und erstaunlicherer gewesen sein, als man in betracht der handelnden Personen vermuten dürfte. So ists auch hier; er kennt den Vorfall zum Teil und schließt daraus, daß das Kind Werßilow gehöre, und dennoch ist es nicht der Fall."

Ich bestürmte ihn nun mit Fragen und erfuhr zu meiner größten Verwunderung, daß es des Fürsten Sergej Ssokolsky Kind sei. Lydia Achmakow hatte sich zuweilen wie eine Geisteskranke gebärdet, sei es nun infolge physischer Krankheit oder infolge ihres phantastischen Charakters. Sie hatte sich, noch ehe Werßilow hinzukam, von dem Fürsten Sergej bestricken lassen und dieser „kein Bedenken getragen, ihre Liebe anzunehmen," wie sich Wassin ausdrückte. Die Verbindung dauerte jedoch sehr kurze Zeit; sie gerieten, wie schon gesagt, in Streit und Lydia schickte den Fürsten fort, der sehr erfreut über seinen Abschied zu sein schien. Sie sei ein sonderbares Mädchen gewesen, meinte Wassin, und vielleicht nicht immer ganz zurechnungsfähig. Aber als der Fürst nach Paris gereist, habe er nicht geahnt, in welcher Lage sein Opfer zurückgeblieben, ja, es bis zuletzt, bis zu seiner Rückkehr nicht gewußt. Werßilow, der unterdes mit dem jungen Mädchen befreundet geworden, habe ihr die Ehe angetragen in Rücksicht auf den eben erwähnten Umstand, von dem die Eltern bis zuletzt nichts ahnten. Das von ihm ganz bezauberte Mädchen sei entzückt gewesen und habe in Werßilows Antrag mehr als

bloße Selbstaufopferung gesehen, die sie an sich auch sehr hoch schätzte. „Er hat's natürlich zu machen verstanden,“ fügte Wassin hinzu.

„Das Kind (ein Mädchen) kam einen Monat oder sechs Wochen zu früh zur Welt, wurde anfangs in Deutschland untergebracht, später jedoch von Werßilow wieder fortgenommen und befindet sich jetzt irgendwo in Rußland, vielleicht gar in Petersburg.“

„Aber die phosphorhaltigen Streichhölzchen?“

„Darüber weiß ich nichts,“ antwortete Wassin. „Lydia Achmakow starb zwei Wochen nach ihrer Entbindung; was die Veranlassung ihres Todes war, weiß ich nicht. Der Fürst erfuhr gleich bei seiner Rückkehr aus Paris, daß die Achmakow ein Kind gehabt habe, und wollte anfangs durchaus nicht glauben, daß es von ihm sei. Die ganze Geschichte wird noch jetzt so geheim als möglich gehalten.“

„Aber was für ein Mensch, dieser Fürst!“ rief ich voller Unwillen. „Wie konnte er ein krankes Mädchen so behandeln?“

„Sie war damals noch nicht so krank .... Und dann trieb sie ihn ja selbst fort .... Allerdings machte er vielleicht mit mehr Eile als recht Gebrauch von seiner Freilassung.“

„Sie rechtfertigen einen solchen Schurken?“

„Nein, ich nenne ihn nur nicht so .... es kann da noch so manches andre im Spiel gewesen sein. Das ist überhaupt eine ziemlich häufig vorkommende Geschichte.“

„Sagen Sie mal, Wassin, haben Sie ihn genau gekannt? Ich würde besondern Wert auf Ihre Meinung über ihn mit Rücksicht auf eine mich sehr nah betreffende Angelegenheit legen.“

Darauf antwortete Wassin sehr zurückhaltend. Er kenne

den Fürsten wohl, sagte er, aber unter welchen Umständen er ihn kennen gelernt, wollte er nicht sagen. Weiter teilte er mir mit, der Fürst müsse, was seinen Charakter beträfe, mit einiger Nachsicht beurteilt werden. Er habe die besten Anlagen und die ehrlichsten Absichten, sei aber sehr empfänglich für äußre Eindrücke und besitze weder Vernunft noch Willenskraft genug, um seine Wünsche in Schranken zu halten. Er sei eigentlich ein Mensch von wenig Geist und Herzensbildung, der einer Menge der jetzigen Ideen und Erscheinungen auf geistigem Gebiete nicht gewachsen sei und der sich dennoch mit Begeisterung derselben bemächtige. „Er wäre z. B. im stande, Ihnen eigensinnig so etwas zu behaupten: Ich bin Fürst und stamme direkt von Rurik ab; aber sollte ich nicht Schustergeselle werden, wenn es darauf ankäme, mir mein Brot zu verdienen, und ich zu einer andern Beschäftigung nicht tauglich wäre? Auf meinem Aushängeschild würde stehen: Schuhmachermeister Fürst So und So. Wie nobel das klingt! Und was die Hauptsache ist, er würde es nicht nur sagen, sondern es auch thun," meinte Wassin. Und doch geschehe es nicht aus Überzeugung, sondern infolge leichtsinniger Erregbarkeit, danach käme dann unzweifelhaft die Reue, und in diesem Zustande wäre er zu einem ganz entgegengesetzten Verfahren fähig; so gehe es ihm fortwährend. In unserm Jahrhundert seien gar manche auf diese Weise verloren gegangen „nur dadurch, daß sie in unserm Jahrhundert geboren wurden," schloß Wassin.

Ich war unwillkürlich nachdenklich geworden.

„Ist es wahr, daß er früher aus seinem Regiment ausgeschlossen worden ist?" fragte ich.

„Ich weiß nicht, ob er ausgeschlossen wurde, oder ob er selbst wegen Unannehmlichkeiten seinen Abschied nahm. Wissen

Sie, daß er im vorigem Herbst, schon nach seinem Austritt einige Monate in Luga zubrachte?"

„Ich . . . . ich weiß, daß Sie damals in Luga waren."

„Ja, eine Zeitlang auch ich. Der Fürst hatte auch die Bekanntschaft von Lisaweta Makarowna gemacht."

„Wirklich? das wußte ich nicht. Ich muß gestehen, ich habe so wenig mit meiner Schwester gesprochen . . . . Verkehrte er denn wirklich im Hause meiner Mutter?" rief ich verwundert.

„O nein, dazu war er zu wenig bekannt; er lernte Ihre Schwester am dritten Ort kennen."

„Ja, was sagte mir doch die Schwester über dieses Kind? War es nicht auch in Luga?"

„Eine Zeitlang, ja."

„Und wo ist es jetzt?"

„Entschieden in Petersburg."

„Nie und nimmer werde ich glauben," rief ich sehr aufgeregt, „daß meine Mutter irgendwie teil an der Geschichte mit dieser Lydia genommen hat!"

„In dieser Geschichte, bis auf die Intrigen, die aufzuklären ich nicht übernehme, hat jedoch Werßilow selbst keine besonders anstößige Rolle gespielt," bemerkte Wassin mit herablassendem Lächeln. Es schien ihm schwer zu werden, mit mir über dieses Thema zu sprechen; er wollte es mir nur nicht zeigen.

„Nie, niemals werde ich glauben, daß eine Frau ihren Mann einer andern Frau abtreten könne," rief ich wieder. „Ich kann es nicht glauben . . . . ich wollte schwören, daß meine Mutter nicht dabei beteiligt war."

„Aber sie that doch, wie es scheint, keine Einsprache dagegen!"

„An ihrer Stelle hätte ich auch, aus Stolz schon, keine Einsprache gethan."

„Ich meinesteils enthalte mich jedes Urteils in einer solchen Angelegenheit," schloß Wassin.

Ich schwieg. Denn wirklich, bei all seinem Geiste hatte Wassin vielleicht, was das weibliche Geschlecht betrifft, gar keine Erfahrung, so daß ein ganzer Cyklus von Ideen und Erscheinungen ihm unbekannt blieb. Wassin hatte zeitweilig eine Anstellung bei einer Aktiengesellschaft, und ich wußte, daß er oft Arbeit mit nach Hause nahm. Auf mein dringendes Fragen gestand er endlich, daß er auch jetzt welche habe — Rechnungen durchzusehen —, und da bat ich ihn dringend, keine Umstände mit mir zu machen. Das war ihm augenscheinlich angenehm. Aber ehe er sich an die Arbeit setzte, richtete er mir ein Lager auf dem Sofa her. Anfangs wollte er mir sein eignes Bett überlassen, aber als ich durchaus nicht darauf einging, schien er auch damit sehr zufrieden. Von der Wirtin verschaffte er sich ein Kissen und eine Decke. Er war überhaupt sehr höflich und liebenswürdig, aber mir war es peinlich, daß er sich meinetwegen so viel Mühe machte. Es hatte mir viel besser gefallen, als ich einmal, vor etwa drei Wochen, ganz unvorhergesehnerweise bei Jefim über Nacht geblieben war. Ich weiß noch, wie er mir damals auf dem Sofa ein Bett herrichtete, ganz leise, damit seine Tante es nicht merke, von der er, ich weiß nicht weshalb, glaubte, sie werde sich ärgern, wenn sie erführe, daß Kameraden zur Nacht bei ihm blieben. Wir lachten damals sehr, weil ein Hemd uns als Laken und ein zusammengerollter Paletot als Kissen dienen mußte. Ich weiß auch noch, wie Swerew, nachdem alles fertig war, gleichsam zärtlich mit der Hand auf das Sofa klopfte und mir sagte:

„Vous dormirez comme un petit roi!"

Seine alberne Lustigkeit und diese französische Phrase, die zu ihm paßte, wie der Sattel zur Kuh, brachten eine so gemütliche Stimmung hervor, daß ich mit ganz besonderm Vergnügen die Nacht bei diesem Hansnarren zubrachte. Was Wassin betrifft, so war ich froh, als er sich endlich, mit dem Rücken zu mir, an seine Arbeit setzte. Ich streckte mich auf dem Diwan aus und die Augen auf seinen Rücken geheftet dachte ich lange über vielerlei nach.

III.

Und es gab auch mancherlei zu bedenken. In meiner Seele sah es trübe aus und ich konnte keinen klaren Gedanken fassen; einzelne Empfindungen nur traten sehr deutlich hervor, und doch gewann nicht eine entschieden die Oberhand, eben weil deren zu viele waren. Alles zog ohne Ordnung und Zusammenhang an meinem geistigen Auge vorüber, und ich erinnre mich, daß ich nicht einmal den Wunsch hatte, Ordnung in diesen Wirrwarr zu bringen oder irgend eine Vorstellung festzuhalten. Selbst der Gedanke an Kraft trat auf den zweiten Plan zurück. Am meisten beunruhigte mich meine eigne Lage, d. h. daß ich nun wirklich „gebrochen" hatte, daß mein Koffer hier bei mir und ich nicht mehr zu Hause war, und daß nun etwas ganz Neues beginnen müsse. Es schien mir, als seien alle meine bisherigen Absichten und Vorbereitungen zum Spaß gewesen und jetzt „plötzlich, Knall und Fall, habe es erst wirklich angefangen." Diese Überzeugung gab mir aber Mut und munterte mich etwas auf. Aber .... aber .... noch andre Empfindungen tauchten in meiner Seele auf und drohten übermächtig in mir zu werden. Zuerst empfand ich einen heftigen Schreck. Ich fürchtete nämlich, ich hätte in der Hitze und unvermerkt der Achmakow gegenüber ein Wort zu viel

über das Dokument fallen lassen. „Ja, ich habe wirklich zu viel gesagt und sie haben gewiß etwas erraten!“ dachte ich. „Schlimm genug! Wenn es so ist, werden sie mir natürlich keine Ruhe lassen . . . . nun, meinetwegen! Aber vielleicht finden sie mich auch nicht . . . . ich werde mich verstecken. Aber wie, wenn sie mir wirklich nachstellen?“ Und nun vergegenwärtigte ich mir bis auf die geringsten Einzelheiten die Szene mit Katherina Nikolajewna, und wie sie zuletzt mit kühnem und doch so verwundertem Blicke mich angeschaut. „Und in dieser Verwunderung verließ ich sie ja auch!“ dachte ich. „Ihre Augen sind aber doch nicht ganz schwarz; nur die Wimpern sind es, und daher scheinen auch die Augen so dunkel.“

Und dann mit einemmal wurde mir diese Erinnerung peinlich, ärgerlich für sie und für mich. Es war, als habe ich mir dabei etwas vorzuwerfen und ich versuchte an etwas andres zu denken. „Warum fühle ich nicht den geringsten Unwillen gegen Werßilow wegen der Geschichte mit den Nachbarinnen?“ fragte ich mich. Ich war von meiner Seite fest überzeugt, daß er die Rolle eines Kourmachers dabei gespielt habe und mit der Absicht gekommen sei, sich einen Spaß zu erlauben, aber das beunruhigte mich eigentlich nicht. Ich konnte ihn mir nun einmal nicht anders, denn als Herzenseroberer vorstellen, und wenngleich ich mich freute, daß er so blamiert worden war, so beschuldigte ich ihn weiter nicht. Das war mir überhaupt Nebensache; die Hauptsache war, daß er mich so zornig angesehen hatte, als ich mit dem jungen Mädchen zu ihm kam, so zornig, wie noch nie. „Endlich hat er mich doch einmal eines bedeutungsvollen Blickes gewürdigt,“ dachte ich mit heftig bewegtem Herzen. Oh, wenn ich ihn nicht liebte so hätte ich mich über seinen Haß nicht so gefreut!

Allmählich wurden meine Betrachtungen traumhaft und ich schlief endlich ein. Ich sah nur noch, halb im Schlaf, wie Wassin, nachdem er seine Arbeit beendigt, alles ordentlich weglegte, einen forschenden Blick auf mein Sofa warf, dann sich auskleidete, ins Bett legte und das Licht auslöschte. Es mochte gegen ein Uhr nachts sein.

IV.

Ungefähr zwei Stunden später fuhr ich, durch ein Geräusch geweckt, heftig aus dem Schlafe auf, und setzte mich aufrecht auf mein Lager. Von nebenan bei den Nachbarinnen erscholl ein furchtbares Geschrei, Geschluchze und Geheul. Unsre Thür stand weit offen und in dem schon erleuchteten Korridor wurde laut gesprochen und geschäftig hin und her gelaufen. Ich wollte Wassin wecken, besann mich aber, daß er wohl schon aufgestanden wäre. Da ich nicht wußte, wo ich Zündhölzchen finden sollte, so tastete ich im Dunkeln nach meinen Kleidern und begann so rasch als möglich mich anzukleiden. Die Wirtin sowohl wie alle Einwohner schienen sich bei den Nachbarinnen versammelt zu haben. Man hörte aber nur eine Stimme jammern, die der bejahrten Frau. Die Stimme der jüngern Person, der ich mich so gut erinnerte, war nicht zu hören; ich weiß, daß mir das gleich auffiel. Ich war noch nicht mit dem Ankleiden fertig, als Wassin eilig hereintrat, in einem Augenblick mit sichrer Hand die Zündhölzchen fand und Licht anzündete. Er hatte nur den Schlafrock über dem Hemd an und Pantoffeln an den bloßen Füßen, jetzt wollte er sich ankleiden.

„Was ist geschehen?“ fragte ich aufgeregt.

„Eine äußerst unangenehme und häßliche Geschichte!“ ant-

wortete er fast böse. „Die junge Nachbarin, von der Sie mir erzählten, hat sich erhängt.“

Ich schrie auf. Ich kann es nicht beschreiben, wie mir das Herz wehthat bei dieser Nachricht. Wir liefen auf den Korridor hinaus. Ich, das muß ich gestehen, fand nicht den Mut, das Zimmer der Nachbarinnen zu betreten und sah erst viel später und auch dann nur aus einiger Entfernung die Unglückliche, als sie schon abgeknüpft war und mit einem Laken bedeckt dalag, aus welchem die schmalen Sohlen ihrer beiden Schuhe heraussahen. In das Gesicht wagte ich nicht zu blicken; ihre Mutter befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung; die Wirtin, die sehr wenig erregt schien, saß bei ihr. Alle Einwohner des Quartiers drängten sich in den kleinen Raum zusammen; es waren ihrer allerdings nicht viele; ein alter, stets mürrischer Seemann, der immer über irgend etwas räsonnierte, im Augenblick sich aber ganz still verhielt, und ein paar Angereiste aus dem Twerschen Gouvernement, ein alter Mann mit seiner alten Frau, sehr achtbare Leute aus dem Beamtenstande. Aber wozu all die Unruhe der noch übrigen Nachtstunden, sowie die Besuche offizieller Persönlichkeiten schildern? Es schüttelte mich die ganze Zeit ein Fieberfrost, und doch hielt ich es für meine Pflicht, bis zum hellen lichten Morgen dort auszuhalten, ohne jedoch das Geringste zu thun. Alle übrigen sahen eigentlich sehr frisch und munter aus, auch Wassin, als er in dieser Angelegenheit ausfahren mußte. Die Wirtin war eine viel bravere Frau, als ich es von ihr erwartet hatte. Es gelang mir, sie zu überzeugen (und ich rechne es mir zur Ehre an), daß man unmöglich die arme Mutter bei der Leiche der Tochter allein lassen könne und daß sie sie wenigstens bis morgen früh zu sich in ihre Wohnung nehmen müsse. Sie war gleich bereit dazu, und wie sehr die Mutter auch weinte und sich

sträubte, die Leiche der Tochter zu verlassen, so wurde sie doch schließlich hinübergebracht, wo ihr zum Trost auch sogleich die Theemaschine brodelte. Darauf zogen sich die übrigen Hausbewohner wieder in ihre Zimmer zurück und schlossen sich ein, aber ich konnte mich um keinen Preis entschließen, wieder ins Bett zu schlüpfen und saß noch lange bei der Wirtin, die sich sehr über die Anwesenheit eines Dritten freute, namentlich, da derselbe ihr einige Aufschlüsse über die ganze Geschichte geben konnte. Die Theemaschine kam dabei sehr zu statten; sie ist überhaupt ein unentbehrliches Hausgerät des Russen bei allen Katastrophen und Unglücksfällen, besonders, wenn solche plötzlich eintreten und sehr erschütternd und außergewöhnlich sind; auch die unglückliche Mutter ließ sich, natürlich nach vielem Bitten und Überreden, dazu bewegen, zwei Täßchen Thee zu trinken. Und doch, in allem Ernst, habe ich nie einen aufrichtigern und bitterern Kummer gesehen, als den dieser Unglücklichen. Nach den ersten heftigen, hysterischen Ausbrüchen des Schmerzes fing sie aufgeregt an zu erzählen und ich lauschte gierig ihren Worten. Manche Naturen, namentlich unter den Frauen, haben das Bedürfnis, sich in solchen Fällen auszusprechen, und dieses Bedürfnis muß unbedingt befriedigt werden. Andre mit Kummer sozusagen überladne Gemüter, die ihr lebenlang viel gelitten, viel großen Schmerz und kleine Widerwärtigkeiten ertragen haben, können durch keine plötzliche Katastrophe mehr überrascht werden und lassen sogar am Sarge ihrer Liebsten nicht eine der so schwer zu beobachtenden Regeln rücksichtsvollen Umgangs mit den Leuten außer acht. Ich will hiermit keinen Tadel aussprechen; das ist vielleicht weder gemeiner Egoismus noch mangelhafte Entwickelung des Gemütes; auf dem Grunde solcher Herzen findet sich vielleicht manches Körnchen Gold, das man vergeblich bei den allem Anschein nach

edelmütigsten Heldinnen suchen würde, aber die Gewohnheit langjähriger Abhängigkeit, der Instinkt der Selbsterhaltung, langanhaltende Einschüchterung und Bedrückung nehmen endlich die Überhand. An Charakter hatte die arme Selbstmörderin ihrer Mutter nicht geglichen. Äußerlich aber waren beide einander ähnlich, obgleich die Verstorbene entschieden eher hübsch zu nennen war. Die Mutter mochte eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren sein, ebenso blond wie die Tochter, aber mit eingefallnen Augen und Wangen und großen gelben, unegalen Zähnen. Über ihrer ganzen Person schwebte überhaupt ein gleichsam gelber Schimmer; die Haut am Gesicht und Händen sah aus wie Pergament; ihr dunkles Kleid hatte auch vor Alter einen gewissen gelblichen Schimmer erhalten, und der Nagel am Zeigefinger der rechten Hand war, ich weiß nicht weshalb, sorgfältig und akkurat mit gelbem Wachs verklebt.

Die Erzählung der armen Frau war stellenweise ganz unzusammenhängend. Ich will davon wiedergeben, was ich verstanden und behalten habe.

V.

Sie kamen aus Moskau. Die Mutter war die Witwe eines vor längerer Zeit als „Hofrat" gestorbenen Kanzleibeamten, der nichts hinterlassen hatte als zweihundert Rubel Pension; aber was wollen zweihundert Rubel sagen? Sie hatte übrigens damit Olga erzogen und sie schließlich ein Gymnasium besuchen lassen. „Und wie hat sie gelernt, nein, wie gelernt! ist mit der silbernen Medaille ausgetreten." (Dabei flossen natürlich reichliche Thränen.) Der selige Mann hatte bei einem Petersburger Kaufmann ein Kapital von fast viertausend Rubeln verloren. Plötzlich war dieser Kaufmann wieder reich geworden: „Ich hatte Papiere in der Hand, fragte bei verschiednen Per=

sonen um Rat, man sagte mir: Verklagen Sie ihn, Sie müssen entschieden alles wiederbekommen . . . . . Ich that es; der Kaufmann willigte anfangs ein; fahren Sie, sagt man mir, selbst hin. Wir machten uns also mit Olga auf den Weg, kamen vor ungefähr einem Monat hier an. Mittel hatten wir ja nicht; wir nahmen also dieses Zimmer, weil es das billigste war und in einem anständigen Hause, wie wir selbst sahen, was für uns das Wichtigste war; unerfahrne Frauen wie uns hätte ein jeder hinters Licht führen können. Nun während eines Monats wurde man hierhin, dorthin geschickt; Petersburg frißt einen auf; unser Kaufmann leugnet jetzt entschieden seine Schuld an uns: ‚Ich kenne euch nicht und will nichts von euch wissen.‘ Meine Dokumente sind in der Form nicht richtig, das sehe ich selbst ein. So rät man mir denn: Gehen Sie zu einem berühmten Advokaten; er war früher Professor, ist nicht ein einfacher Advokat, sondern Jurist; der wird Ihnen ganz genau sagen, was dabei zu thun ist. Ich trage also meine letzten fünfzehn Rubel zu ihm, der Advokat empfängt mich und hört mich kaum drei Minuten an: ‚Ich sehe,‘ sagt er, ‚weiß,‘ sagt er, ‚wenn er will,‘ sagt er, ‚wird der Kaufmann zahlen, wenn nicht — so zahlt er nicht, und wenn Sie die Sache anfangen, — so können Sie vielleicht die Kosten tragen; versuchen Sie es lieber im Guten.‘ Und scherzte dann noch mit Worten aus dem Evangelium: ‚Macht Frieden, solange es Zeit ist, daß ihr nicht den letzten Groschen hergeben müßt,‘ begleitet mich bis zur Thür und lacht. Verloren waren meine fünfzehn Rubel. Ich komme zu Olga, sitzen wir einander gegenüber, ich fange an zu weinen; sie weint nicht, sitzt so stolz da und ist ärgerlich. So war sie immer ihr lebenlang, auch als kleines Mädchen, nie klagte, nie weinte sie, sondern blieb stumm und sah böse aus, so daß ich sie zuweilen nicht

anzusehen wagte. Wollen Sie's wohl glauben: ich fürchtete mich vor ihr, ja geradezu, fürchtete mich schon lange, ich hätte zuweilen so gern geklagt, aber wagte es nicht in ihrer Gegenwart. Ich gehe also zum letztenmal zum Kaufmann, weine so recht aus Herzensgrund vor ihm. ‚Gut,‘ sagt er, und hört nicht einmal auf mich. Indes, muß ich Ihnen gestehen, da wir nicht gerechnet hatten, daß es lange dauern würde, war unser Geld lange zu Ende. Ich trug also von unsern Kleidungsstücken allmählich eins nach dem andern ins Leihhaus; von dem, was wir versetzten, lebten wir dann. Meine Sachen waren schon alle versetzt, da trug sie mir ihre letzte Wäsche herbei und ich mußte bitter dabei weinen. Sie stampfte mit dem Fuße, sprang auf und lief selbst zum Kaufmann. Er ist Witwer, sprach mit ihr, sagt: ‚Komm übermorgen um fünf Uhr, vielleicht habe ich euch dann etwas zu sagen.‘ Sie kam ganz heiter nach Hause: ‚Nun‘, sagt sie, ‚vielleicht wird etwas daraus.‘ Ich freue mich auch und doch war mir das Herz so schwer: etwas, dachte ich, wird es geben; aber sie auszufragen wagte ich nicht. Übermorgen kommt sie vom Kaufmann zurück, bleich zitternd, wirft sich aufs Bett — da begriff ich alles und wagte doch nicht zu fragen. Und was denken Sie wohl? Brachte er ihr, dieser Räuber, fünfzig Rubel heraus, ‚finde ich,‘ sagt er, ‚völlige Unschuld, so will ich noch vierzig Rubel zulegen.‘ Und das sagt er ihr gerade ins Gesicht und schämt sich nicht. Da warf sie sich, erzählte sie mir, auf ihn, er aber stieß sie zurück und schloß sich in sein Zimmer ein. Indes, muß ich Ihnen auf mein Gewissen bekennen, hatten wir nichts mehr zu essen. Da trugen wir denn unsern Pelz, von Hasenfell war er, fort und verkauften ihn, sie aber machte in der Zeitung bekannt, ‚daß sie in allen Wissenschaften und in der Arithmetik unterrichtet,‘ ‚wenn man mir auch dreißig

Kopeken', sagt sie, ‚für die Stunde zahlt.' Und ich, die eigne Mutter, entsetzte mich zuletzt vor ihr: sie sprach kein Wort mehr mit mir, saß stundenlang am Fenster, sah auf das gegenüberliegende Dach und rief dann plötzlich: ‚Wenn auch Wäsche waschen, die Erde pflügen!' oder irgend etwas in dieser Art, stampfte mit dem Fuße und schrie. Und keine einzige bekannte Seele hier, niemand, zu dem man gehen könnte. ‚Was wird aus uns werden?' dachte ich. Aber mit ihr fürchtete ich mich zu sprechen. Einmal wacht sie am Tage vom Schlafe auf, öffnet die Augen, sieht mich an; ich sitze ihr gegenüber auf dem Koffer, sehe auch sie an; sie steht schweigend auf, tritt auf mich zu, umarmt mich fest, und da konnten wir beide nicht länger widerstehen und weinten, saßen und weinten und ließen einander nicht aus den Armen. Während wir so dasitzen, kommt Ihre Nataschа herein und sagt: ‚Eine Dame fragt nach Ihnen.' Das geschah erst vor vier Tagen. Die Dame tritt herein: sie ist auffallend gut gekleidet und spricht, wenn auch russisch, so doch mit einem deutschen Accent: ‚Sie haben in der Zeitung bekannt gemacht,' sagt sie, ‚daß Sie Stunden geben?' Da freuten wir uns so über ihren Besuch, baten sie Platz zu nehmen; sie lächelte so freundlich: ‚Nicht bei mir,' sagt sie, ‚aber meine Nichte hat kleine Kinder; wenn es Ihnen recht ist, so kommen Sie zu mir und wir besprechen dann alles.' Die Adresse gab sie auch, bei der Wosnessenski-Brücke Nr. so und so, und ging dann. Oljenka freute sich, eilte noch denselben Tag hin und — kehrte nach zwei Stunden zurück in einem hysterischen Anfall, fast wie in Krämpfen. Später erzählte sie: ‚Ich frage', sagt sie, ‚den Dwornik: wo ist das Quartier Nr. so und so? Der Dwornik', sagt sie, ‚sieht mich groß an: „Was haben Sie," sagt er, „in dem Quartier zu suchen?" und frägt das so sonderbar, daß man dadurch schon hätte mißtrauisch werden können.'

Meine Olga war ja aber immer so stolz und ungeduldig, Grobheiten und solche Fragen duldete sie nicht: „So gehen Sie,“ sagt er, zeigt mit dem Finger auf eine Treppe, kehrt sich um und verschwindet wieder in seinem Winkel. Und was glauben Sie wohl? Sie geht also herein, frägt nach der Dame, da laufen von allen Seiten Frauenzimmer zusammen: „Treten Sie näher, ich bitte, seien Sie so freundlich;‘ — lauter Frauen, geschminkte, garstige Frauen, und sie lachen, stürmen auf Olga ein, ziehen Sie herein; es wird Klavier gespielt. ‚Ich wollte‘, sagte sie, ‚mich losreißen, aber sie ließen mich nicht.‘ Sie verzagte fast, die Füße zitterten ihr, man ließ sie nicht los, sprach ihr freundlich zu, überredete sie; es wurde Porter aufgekorkt, ihr eingeschenkt, angeboten! Da springt sie auf, schreit aus Leibeskräften um Hilfe, zittert; ‚laßt mich, Laßt mich!‘ stürzt zur Thür, die Thür wird zugehalten, sie jammert laut; da springt die Dame, die bei uns gewesen war, herzu, schlägt meine Olga zweimal auf die Wange und stößt sie zur Thür hinaus: ‚Du verdienst es nicht,‘ sagt sie, ‚du Balg, in einem anständigen Hause zu sein.‘ Und eine andre schreit ihr auf der Treppe nach: ‚Du bist ja selbst zu uns gekommen, wahrscheinlich weil du nichts zu beißen und zu brechen hast, wir hätten solch eine Fratze nicht einmal angesehen.‘ Diese ganze Nacht lag sie im Fieber, phantasierte, ging herum: ‚Vors Gericht mit ihr,‘ sagt sie, ‚vors Gericht!‘ Ich schweige; nun was, denke ich, will man da beim Gericht machen, womit etwas beweisen? Sie geht unruhig auf und ab, ringt die Hände, Thränen strömen ihr übers Gesicht, aber die Lippen drückt sie fest aufeinander, spricht kein Wort. Ihre Gesichtsfarbe blieb von dem Augenblick an bis zum Ende dunkel. Am dritten Tage schien ihr leichter zu werden, sie war ruhiger, aber schwieg noch immer. Da um vier Uhr nachmittags beehrte uns der Herr Werßilow

mit seinem Besuch. Hier muß ich offen sagen: ich kann es bis zu diesem Augenblicke nicht begreifen, wie Olga, die immer so mißtrauisch war, fast vom ersten Worte an, ihn vertrauensvoll anhörte. Am meisten bestach uns beide damals, daß er so ernst, fast strenge aussah, daß er so leise, eingehend und höflich sprach — wie denn höflich, sogar ehrfurchtsvoll, und dabei war nicht die geringste Neugierde oder Sucht nach Abenteuern zu bemerken: „Ich‘, sagt er, ‚habe Ihre Bekanntmachung in der Zeitung gelesen; Sie haben,‘ sagt er, ‚mein Fräulein, sich nicht richtig ausgedrückt, so daß Sie sich dadurch schaden können.‘ Und er erklärte da etwas, was ich nicht verstanden habe, über die Arithmetik war es, und Olga, sehe ich, errötet dabei und wird dann ganz lebhaft, hört zu, geht mit Vergnügen auf das Gespräch ein (es muß ein sehr kluger Mann gewesen sein), ich höre sogar, daß sie ihm dankt. Er fragte sie so genau über alles aus, man sah, daß er lange in Moskau gelebt hatte, und er kannte, wie es sich herausstellte, die Direktrice des Gymnasiums persönlich. ‚Stunden‘, sagt er, ‚werde ich Ihnen jedenfalls verschaffen, denn ich habe viele Bekannte hier und kann auch manche einflußreiche Personen um ihre Verwendung bitten, so daß, wenn Sie eine feste Anstellung wünschen, ich selbst das vielleicht möglich machen könnte . . . . aber inzwischen‘, sagt er, ‚seien Sie mir nicht böse wegen einer ganz offnen Frage: kann ich Ihnen nicht jetzt gleich irgendwie von Nutzen sein? Nicht ich würde Ihnen,‘ sagt er, ‚sondern Sie würden im Gegenteil mir eine Freude machen, wenn Sie mir erlauben wollten, Ihnen irgend einen Dienst zu erweisen. Sie mögen,‘ sagt er, ‚das als Schuld betrachten und sobald Sie eine Anstellung erhalten, in kürzester Zeit mit mir quittieren. Und ich, glauben Sie es mir auf meine Ehre, sollte ich je selbst in solche Not geraten und Sie dagegen reichlich mit

allem versorgt wissen, ich käme geradeswegs zu Ihnen um eine kleine Unterstützung zu bitten, oder ich würde meine Frau oder Tochter schicken . . . .‘ Das heißt, ich weiß nicht, ob ich Ihnen seine Worte so sage, aber die Augen gingen mir dabei über, denn ich sah, daß auch Olgas Lippen vor Rührung zitterten. ‚Wenn ich Ihre Hilfe annehme,‘ sagt sie, ‚so geschieht das, weil ich Ihnen als einem ehrlichen, humanen Menschen traue, der mein Vater hätte sein können.‘ Wie schön sagte sie ihm das, so kurz und würdevoll: ‚einem humanen,‘ sagt sie, ‚Menschen.‘ Er erhob sich sogleich: ‚Gewiß, gewiß,‘ sagt er, ‚ich verschaffe Ihnen Stunden und eine Stelle; von heute an will ich Schritte dafür thun, denn Sie haben ein dazu vollkommen hinreichendes Attest.‘ . . . . Und ich habe noch vergessen zu sagen, daß er gleich anfangs alle ihre Papiere aus dem Gymnasium durchsah, sie zeigte sie ihm, und sie in verschiednen Fächern examinierte . . . . ‚Er hat mich ja Mama,‘ sagt mir Olga später, ‚in vielem examiniert, und wie klug er ist, wie selten hat man Gelegenheit, mit einem so geistreichen, gebildeten Manne zu reden . . . .‘ und sie strahlte ordentlich. Sechzig Rubel Geld lagen auf dem Tisch. ‚Schließen Sie es ein, Mama,‘ sagt sie; ‚wenn wir eine Stelle bekommen, so wollen wir das als erste Schuld so rasch wie möglich abtragen, wir wollen beweisen, daß wir ehrliche Leute sind; denn daß wir Zartgefühl haben, das hat er schon gesehen.‘ Darauf schwieg sie und ich sehe, sie atmet tief auf: ‚Wissen Sie, Mama,‘ sagt sie mir plötzlich; ‚wenn wir roh und ungebildet gewesen wären, so hätten wir vielleicht aus Stolz nichts von ihm genommen, aber dadurch, daß wir das Geld annahmen, haben wir ihm unsern Takt bewiesen, daß wir ihm nämlich trauen als einem achtungswerten, schon ergrauten Manne, nicht wahr?‘ Ich verstand sie im Anfang nicht recht und sagte: ‚Warum, Olga, sollten wir

von einem anständigen, reichen Manne nicht eine Wohlthat annehmen, wenn er noch dazu ein guter Mensch ist?' Sie runzelte die Stirn: ‚Nein, Mama, das ist es nicht, eine Wohlthat brauchen wir nicht, aber seine „Humanität", sagt sie, ‚ist mir viel wert. Das Geld, Mama, hätten wir lieber gar nicht nehmen sollen; das Versprechen, mir eine Stelle zu verschaffen, war auch schon genug . . . . wenn wir auch wohl in Not sind.' ‚Nun, Olga,' sage ich und lächle sogar, ‚unsre Not ist so groß, daß von einem Zurückweisen der Hilfe keine Rede sein konnte.' Nun, und ich freue mich so im stillen; aber schon nach einer Stunde macht sie mir einen Strich durch die Rechnung: ‚Mama,' sagt sie, ‚warten Sie noch mit dem Antasten dieses Geldes,' sagt sie sehr entschieden. — ‚Weshalb?' sage ich. — ‚So,' sagt sie, bricht ab und schweigt. Den ganzen Abend spricht sie kein Wort; aber des Nachts, so gegen zwei Uhr, wache ich auf und höre. Olga dreht sich im Bett herum: ‚Schlafen Sie, Mama?' ‚Nein,' sage ich, ‚ich schlafe nicht.' ‚Wissen Sie,' sagt sie, ‚er hat mich doch beleidigen wollen.' ‚Was ist das, wie so denn?' sage ich. ‚Gewiß,' sagt sie, ‚so ist es. Er ist ein gemeiner Mensch; geben Sie nicht einen Kopeken von seinem Gelde aus!' Ich wollte mit ihr reden, fing sogar im Bett etwas an zu weinen — sie kehrte sich zur Wand — und ‚schweigen Sie,' sagt sie, lassen Sie mich schlafen!' Am Morgen sehe ich, geht sie herum, als wäre sie nicht recht bei sich, und Sie mögen es nun glauben oder nicht, ich will es vor Gottes Thron wiederholen: sie war damals schon nicht bei gesundem Verstande. Ich sehe sie so den ganzen Morgen an und weiß nicht, was ich von ihr denken soll; mir wird angst; ich werde, denke ich bei mir, ihr nicht mit einem Worte widersprechen. ‚Mama, er hat uns', sagte sie, ‚seine Adresse nicht gegeben.' ‚Schäme dich, Olga,' sage ich; ‚du

hast ihn doch selbst gestern angehört, hast ihn gelobt, hättest beinah vor Dankbarkeit geweint.‘ Kaum hatte ich das gesagt, schrie sie auf, stampfte mit dem Fuße: ‚Sie sind eine Frau von niedrer Gesinnung,‘ sagt sie, ‚Sie haben noch die Leibeigenschaft in den Gliedern,‘ sagt sie . . . . und was sie da nicht alles sprach, griff nach ihrem Hute, lief hinaus, ich rufe ihr nach; was hat sie, denke ich, wohin ist sie gelaufen? Sie aber war ins Adreßbüreau gegangen, hatte erfahren, wo Herr Werßilow wohnt, kam zurück: ‚Heute noch, sogleich,‘ sagt sie, ‚bringe ich ihm sein Geld zurück und werfe es ihm ins Gesicht; er wollte‘, sagt sie, ‚mich beleidigen, wie Safranow (der bewußte Kaufmann), der Unterschied ist nur, daß Safranow wie ein grober Bauer verfuhr und dieser wie ein schlauer Jesuit.‘ Und zum Unglück klopfte da der gestrige Herr an: ‚Ich höre, es wird von Werßilow gesprochen, ich kann Ihnen Aufklärungen über ihn geben.‘ Kaum hörte sie diesen Namen, so stürzte sie wie außer sich auf den Herrn zu und fing an zu sprechen, zu sprechen, ich sah sie an und wunderte mich, schweigsam, wie sie war, sprach sie nie mit jemand, und jetzt plötzlich mit einem ganz unbekannten Manne so ungezwungen. Die Wangen glühten ihr, die Augen blitzten. Und er muß nun gerade sagen: ‚Sie sind‘, sagt er, ‚vollkommen im Recht, mein Fräulein. Werßilow ist auf ein Haar wie die in den Zeitungen beschriebnen hiesigen Generäle. Da behängt sich so ein General mit allen seinen Orden und sucht die Gouvernanten auf, die sich in den Zeitungen bekannt machen, geht und findet, was er braucht, und wenn er das nicht findet, so sitzt er eine Weile bei ihnen, unterhält sich, verspricht Wunderdinge und geht endlich fort — er hat doch wenigstens eine Zerstreuung gehabt.‘ Olga lachte darüber, aber so erbittert, und dieser Herr, sehe ich, faßt sie bei der Hand, zieht ihre Hand

ans Herz. ‚Ich besitze‘, sagt er, ‚mein Fräulein, selbst einiges Vermögen und könnte es jederzeit einem schönen Mädchen anbieten, aber ich küsse ihr lieber fürs erste‘, sagt er, ‚nur die kleine Hand‘ . . . . und will, sehe ich, ihre Hand an seine Lippen führen. Da springt sie auf, diesmal ich mit ihr, und treiben wir ihn davon. Nun, und gegen Abend nimmt Olga das Geld von mir an, geht fort, kehrt zurück. ‚Ich habe, Mama,‘ sagt sie, ‚mich an einem ehrlosen Menschen gerächt.‘ ‚Ach, Olga, Olga,‘ sage ich, ‚vielleicht haben wir damit unser Glück verloren, einen anständigen, mildthätigen Mann hast du beleidigt.‘ Und ich fing an zu weinen, so ärgerlich war ich über sie. Da schreit sie mich an: ‚Ich will nicht,‘ schreit sie, ‚ich will nicht, und wäre er der ehrlichste Mann von der Welt, ich will seine Almosen nicht! Ich will nicht, daß jemand mich bemitleidet!‘ Ich lege mich ganz ahnungslos zu Bett. Wie oft hatte ich diesen Haken an der Wand gesehen, woran früher ein Spiegel gehangen hatte — aber darauf verfiel ich nie, weder gestern noch früher, daß er dazu dienen könnte, wozu ihn Olga brauchte, und von Olga hätte ich es auch nie erwartet. Ich schlafe gewöhnlich sehr fest und schnarche, denn das Blut steigt mir zu Kopfe, zuweilen aber auch beklemmt es mir das Herz und dann schreie ich im Schlafe und Olga weckt mich dann: ‚Sie schlafen ja so fest, Mama,‘ sagt sie, ‚daß man Sie nicht einmal wecken kann, wenn es nötig ist.‘ ‚Ach, Olga,‘ sage ich, ‚ja fest, sehr fest.‘ So muß ich denn diesen Abend auch geschlafen haben, darauf hat sie nur gewartet und ist dann, ohne Furcht, mich zu wecken, aufgestanden. Ein langer Riemen trieb sich schon längere Zeit im Zimmer herum, einen ganzen Monat schon; gestern morgen dachte ich noch: man müßte ihn doch endlich weglegen, daß er nicht so herumliegt. Den Stuhl hat sie wahrscheinlich später mit dem Fuße zurück-

gestoßen und damit er beim Fallen keinen Lärm mache, ihren Rock untergelegt. Und ich muß lange nachher, vielleicht eine Stunde oder später erst aufgewacht sein: ‚Olga!‘ rufe ich, ‚Olga!‘ Mir ahnte gleich etwas Schlimmes, ich rufe noch einmal. Ich weiß nicht, war es nun, weil ich von meinem Bett aus ihr Atmen nicht hören konnte, aber trotz der Dunkelheit doch merkte, daß ihr Bett leer war — kurz, ich stand auf und tastete mit der Hand nach: im Bett liegt niemand und das Ohrkissen ist kalt. Das Herz erstarrte mir fast, ich blieb wie versteinert stehen, es wurde mir wirr im Kopfe: ‚sie ist herausgegangen,‘ denke ich — schreite also so längs dem Bette hin, sehe mit einemmal in der Ecke bei der Thür, sie selbst steht da! Ich bleibe stehen, sage kein Wort, sehe sie an, in der Dunkelheit scheint es mir, als wenn sie auch mich ansieht, sie rührt sich aber nicht . . . . ‚Warum nur‘, denke ich, ‚ist sie auf den Stuhl gestiegen?‘ ‚Olga,‘ flüsterte ich ängstlich, ‚Olga, hörst du?‘ Mit einemmal war es, als würde mir alles klar, ich schreite mit ausgestreckten Armen gerade auf sie zu, umfasse sie, sie schaukelt in meinen Armen, ich fasse noch einmal nach ihr, ja, sie schaukelt; ich begreife alles und will es nicht glauben . . . . Ich will schreien, habe keinen Laut in der Kehle . . . . Ach! denke ich, und falle glatt auf die Diele . . . . Da konnte ich schreien.“

. . . .

„Wassin,“ sagte ich des Morgens, schon um sechs Uhr zu diesem, „ohne Ihren Stebelkow wäre vielleicht das alles nicht geschehen.“

„Wer weiß, vielleicht doch. So absprechend darf man nicht urteilen; hier war das Maß auch ohnedies zum Überfließen voll . . . . Dieser Stebelkow macht allerdings zuweilen . . . .“

Er endigte den Satz nicht und machte ein sehr finstres Gesicht. Ungefähr um sieben Uhr fuhr er wieder aus; — er machte sich überhaupt sehr viel zu schaffen. Ich blieb endlich ganz allein, es tagte bereits, der Kopf schwindelte mir ein wenig. Ich dachte an Werßilow; die Erzählung dieser armen Frau zeigte ihn mir in einem ganz andern Lichte. Um bequemer alles zu überdenken, streckte ich mich auf Wassins Bett aus, so wie ich war, gestiefelt und gespornt, nur auf einen Augenblick, wie ich mir vornahm, und ohne die entfernteste Absicht, zu schlafen — und plötzlich war ich eingeschlafen, ich weiß nicht, wie. Ich schlief fast vier Stunden, niemand weckte mich. —

Ende des ersten Teiles.

Druck von Johannes Lehmann in Leipzig.